JÖRG LECHLER

5000 Jahre Deutschland

Germanisches Leben in 620 Bildern

CURT KABITZSCH · VERLAG · LEIPZIG

LECHLER / 5000 JAHRE DEUTSCHLAND

Es ist möglich, in einer Vorgeschichtsdarstellung die Fundstücke einfach so wiederzugeben, wie sie ans Licht gehoben wurden, sie gewissermaßen durch sich selbst wirken zu lassen. Auch dieses Buch breitet vor dem staunenden Menschen von heute all die schöngeformten Waffen und Geräte unserer Vorväter aus. Aber

Jörg Lechler geht einen Schritt weiter

Er zeigt, wie sich unter den geschickten Händen des Töpfers die bauchigen Gefäße formten, wie der Germane sein Haus baute, wie er die feinwandigen Luren goß und bohrend die Härte des Steins bezwang. Wir belauschen das häusliche Wirken der Frau an Herd und Mühle. Wir erleben in des Jahres Lauf die Bräuche mit, die Wagenrennen und Kampfspiele.

Dies ist die lebendige Wissenschaft vom Germanen

Jörg Lechler

5000 Jahre Deutschland



Das Begräbnis im Haus (vgl. Seite 129)

Wandalisches Königsgrab von Sakrau in Schlesien (4. Jahrh. n. Chr.). Im Totenhaus, im geschnitzten Bett, liegen König und Gattin bestattet, in schöne Gewänder gekleidet, Goldschmuck tragend (vgl. Abb. 509/10). Silberkessel und Bronzegeschirr auf dem bronzenen Tisch (links), Beute, die der König aus dem Römerkrieg heimbrachte. Auf dem Tisch bunte Glasschalen und Tonkrüge sowie das beiden besonders lieb gewesene Brettspiel

(Nach Ernst Petersen: Wie unsere Urväter lebten. 16 mehrfarbige Tafeln. Leipzig 1935, Verlag von Curt Rabitzsch.)

5000 Jahre Deutschland

Eine Führung in 620 Bildern durch die deutsche Vorzeit und germanische Kultur

von Dr. Jörg Lechler



1 9 3 6

Curt Rabitzsch-Verlag-Leipzig

Printed in Germany
Kupfertiefdruck der Deutschen Zentraldruckerei A.-G., Berlin

Vorwort

Der Darstellungsweg dieses Buchs schlägt bewußt eine neue Richtung ein. Jede Seite steht unter der Grunderkenntnis, daß die Überreste vergangener Kulturen der Vorstellungswelt des Lesers nahegebracht werden müssen, wenn sie ihm etwas sagen sollen, nahegebracht mit aller verfügbaren Anschaulichkeit des Worts und des Bilds. Hier sehe ich den Angelpunkt für eine erfolgreiche, innige Verbindung des heutigen Menschen mit der stolzen Vergangenheit seines Volks.

So sucht dieses Buch hinter dem toten Fund den lebendigen Menschen, ordnet sein Werkzeug und Gerät in den Arbeitsgang ein und zeigt seinen Gebrauch. Wiederherstellungsbilder suchen in langer Reihe den germanischen Bauern auf dem Feld und in seiner Werkstatt, folgen ihm zum Wagenrennen und frohen Kampfspiel, zeigen die Frau im häuslichen Kreise. Sie lassen den Leser einen Blick tun in die Glaubenswelt des Germanen, seine Sitten und Bräuche.

Diese Wiederherstellungsbilder, als ein tragender Teil des Buchs von W. Petersen, Neubabelsberg, gezeichnet, bedienen sich der neuesten Forschungserkenntnisse. Herrn Prof. Reinerth danke ich an dieser Stelle für seine freundliche Beratung, wie ich ihm und anderen Kollegen auch für die Überlassung z. T. unveröffentlichter Bilder danke. Sie halfen mir mein Ziel erreichen: den Vorgeschichtsfreund in einer bunten Bilderschau durch unsere 5000jährige Kultur zu führen, im Sinne des Altmeisters deutscher Vorgeschichte, meines Lehrers Gustaf Kossinna.

Deshalb freut es mich ganz besonders, daß mein Buch jetzt im Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, erscheinen kann. Bei ihm, dem Hüter Kossinnaschen Erbes, weiß ich es in guter Obhut.

Berlin, im Dezember 1935.

Jörg Lechler

Inhalts-Verzeichnis

„Heil!“

Von einer Rundreise durch die französischen Ostbefestigungen zurückgekehrt, konnte der französische Generalstab mit Genugtuung berichten, daß der neu erstandene „Grenzwall“ aus Festungsbauten neuester Technik, der französische „Limes“, nunmehr fertiggestellt sei. Es scheint deutsches Schicksal zu sein, im Westen einen „Limes“ zu haben, denn 1800 Jahre vorher taten die Römer, letzten Endes zum Schutze Galliens, das gleiche und legten den befestigten Grenzwall, den sie „Limes“ nannten, an. Und wieder über ein halbes Jahrtausend zurück haben dieselben Gallier, die Kelten, ihre Nordostgrenze gegen die Germanen durch einen „Limes“ gesichert. Auf den Höhen des Thüringer Waldes zog sich der „Rennsteig“ entlang, eine Wachlinie, hinter der eine Reihe von „Sperrforts“, Gipfelburgen, lagen, in denen ständig Besatzungen alarmbereit standen. So ist das Schicksal der germanisch-deutschen Westgrenze durch die Jahrtausende das gleiche.

Es scheint, daß es auch Schicksal der Deutschen ist, durch die Jahrtausende als Barbaren gebrandmarkt zu werden, als Dank dafür, daß wichtigste Kulturschöpfungen und Erfindungen von Deutschen gebracht und ersonnen wurden — ein geistiger „Limes“ gegen die Anerkennung des Wertes unseres Volkes! Seien wir uns aber darüber klar, daß wir durch die Jahrhunderte selbst Schuld daran tragen, daß uns unsere Feinde gar zu gern Barbaren nennen. Immer haben wir dem selbst Vorschub geleistet, indem wir Vorkämpfer waren für die Erforschung der Kultur und Geschichte der anderen — nur nicht der eigenen! Gar zu gern haben wir auch die gegen uns benutzten Schlagworte nachgebetet, wie das Wort „Wandalismus“ so „klassisch“ beweist. Von den Franzosen zur Kennzeichnung der „germanischen Zerstörungswut“ benutzt, hat es sogar ein Schiller gedankenlos übernommen, obwohl längst einwandfrei bewiesen ist, daß die Wandalen unter ihrem Führer Geiserich ebensowenig Roms Kunstschätze zerstört haben, wie die Westgoten Alarichs. Darüber soll nachher das Zeugnis eines Franzosen gehört werden. Manchmal hat das Gewetter auf deutsche, germanische Art doch auch seinen Vorteil, wenigstens für uns Nachfahren. Heute, wo der altgermanische Heilruf wieder deutscher Gruß geworden ist, wissen wir das zu schätzen; denn hätte lateinische Schriftsteller-Eitelkeit sich nicht über den germanischen Heilruf voll Unmut geäußert, so fehlte uns eben die Bezeugung des Heilrufes bei den Goten! Es heißt:

De conviviis barbaris.
Inter „eils“ Goticum „scapia matzia ia drincan“
non audet quisquam dignos educere versus. [1])

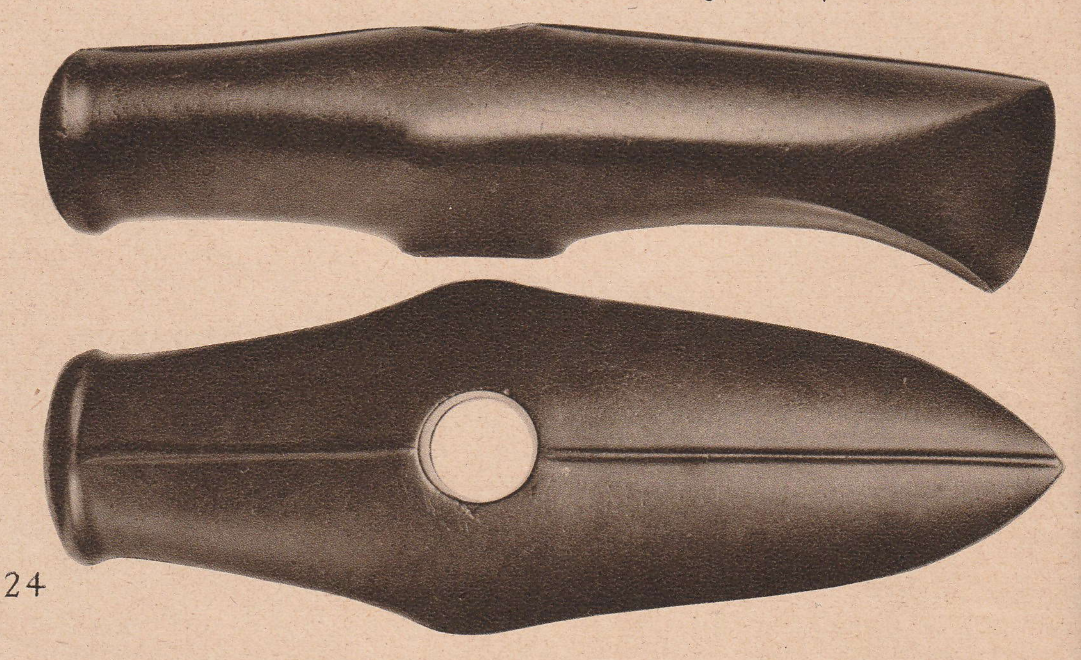
1) Bibliotheca Teubneriana. — Anthologia Latina, pars prior; Carmina in Codicibus Scripta, Fasciculus I; — Libri Salmasiani alierumque carmina. — Carmina codicis Parisini 10318 olim Salmasiani.



Abb. 21/22 Typische Gefäße der sächsisch-thüringischen Kultur,
der Kerngruppe der Bootaxtkultur, die wegen der ihr eigentümlichen Schnurverzierung auch Schnurkeramik genannt wird. Die Schnurkeramiker sind Indogermanen, so daß die Verbreitung der Bootaxtkultur die Verbreitung der Indogermanen über Europa anzeigt

Nordisches Kunstgewerbe

Abb. 23/24 Prachtstück einer Bootaxt aus Norwegen (Mus. Oslo)



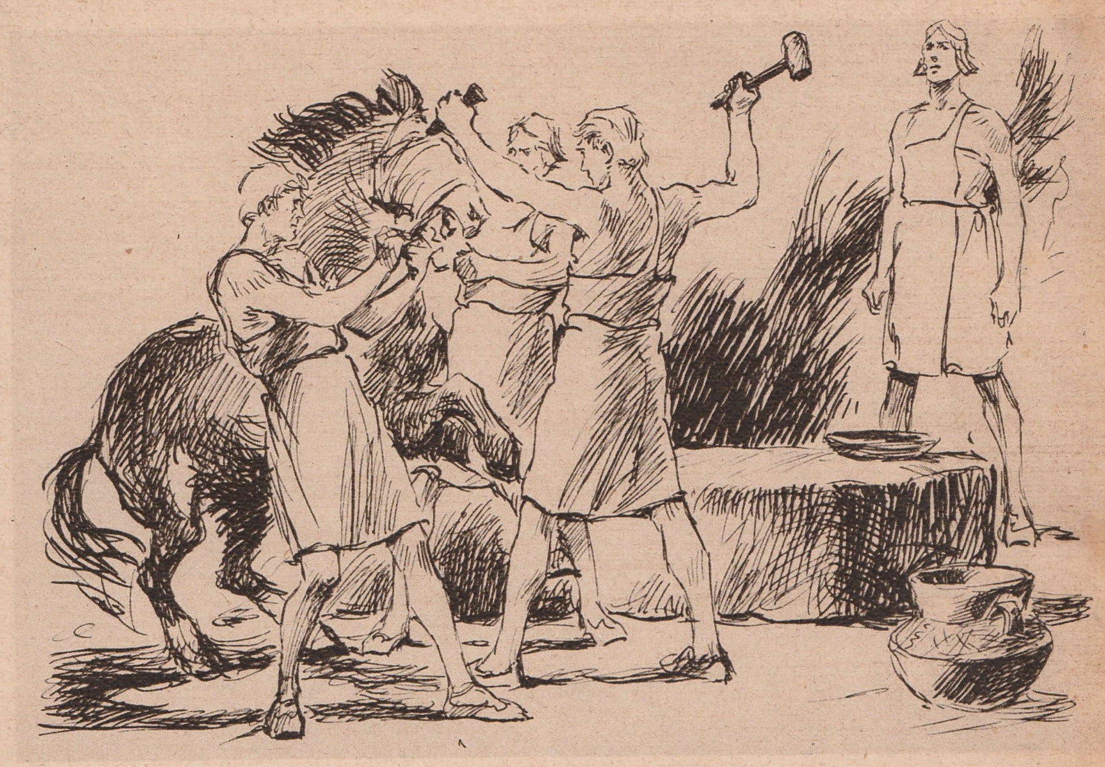
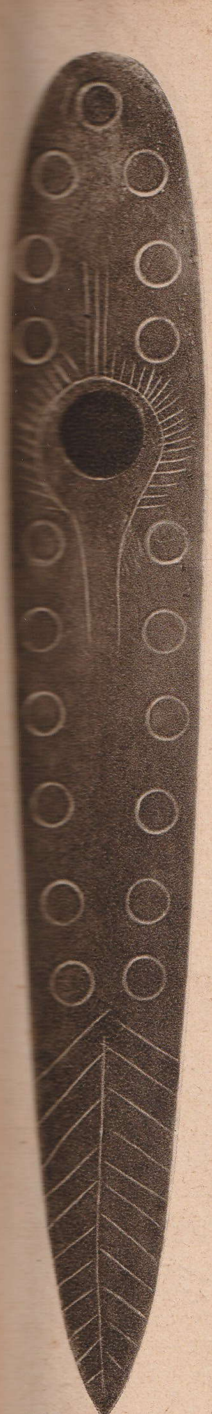


Abb. 26 Pferdeopfer in der jüngeren Steinzeit
Zu Trelleborg fand man einen Pferdeschädel, in dessen Stirnnaht ein abgebrochener Feuersteindolch steckte, der bei der Opfertötung abgebrochen war

Funde des nordischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit



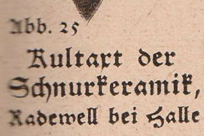


Abb. 25
Kultaxt der Schnurkeramik, Radewell bei Halle

Abb. 27—29
Drei herrliche spätsteinzeitliche Feuersteindolche.



Abb. 30
Spätsteinzeitliche Handtrommel aus Ton mit eingeritzten symbolischen Zeichen; Hornsömmern, Kr. Langensalza

Abb. 31 Typisches Gefäß der Walternienburger Kultur, einer Untergruppe des nordischen Kreises



Abb. 32 **Glanzstücke nordischer Töpferkunst der jüngeren Steinzeit**

Oben: Hohe Tonschale mit Standring, der nordwestdeutschen Tiefstichkeramik angehörig

Unten: Weitmundige Schale der Spätstufe der nordischen Megalith-Keramik Dänemarks. Ein kunstgewerbliches Prachtstück



Abb. 33

Abb. 34 **Bandkeramische Siedlung**

Hütten mit zeltförmigem Oberbau. Im Vordergrund werden Fische gebraten

Südliche und südwestliche Nachbarn der nordischen Vorgermanen der jüngeren Steinzeit waren die Bandkeramiker, so genannt nach den stich- und spiralbandverzierten kugelförmigen Gefäßen. Sie besiedelten den Donauraum, Böhmen und Freistaat Sachsen einerseits, Südwestdeutschland und den Rhein abwärts bis nach Belgien andererseits. Sie hatten noch nicht die vollkommenere Bauweise der nordischen Kultur

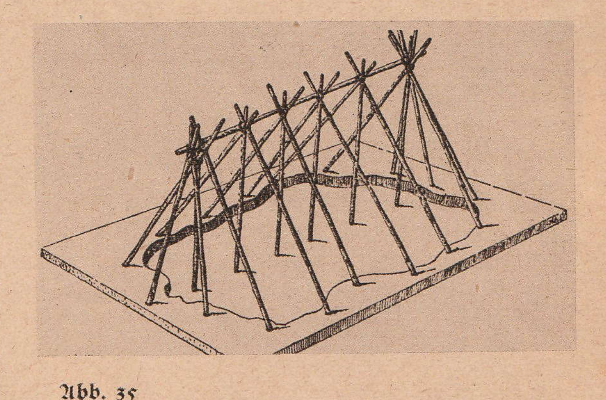
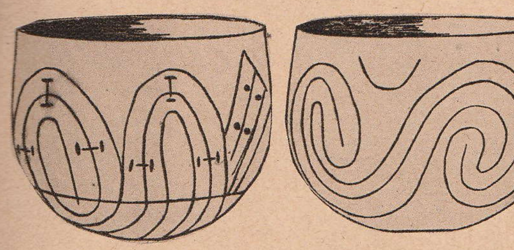


Abb. 35

Rekonstruktion des zeltförmigen Oberbaues einer bandkeramischen Grubenwohnung von Frauenberg

bei Marburg (nach Radig: „Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland“, Leipzig 1930)



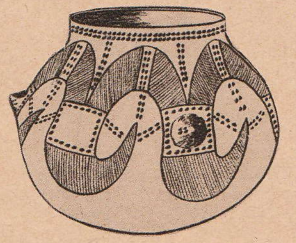


Abb. 36—38

Typische bandkeramische Gefäße, mit Voluten, Bändern und Stichreihen verziert

Die Schmuckmuster stehen unorganisch spielerisch auf dem Gefäßrand

Hausgeräte der jüngeren Steinzeit

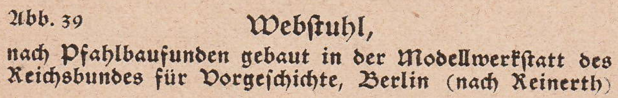


Abb. 39 **Webstuhl,**
nach Pfahlbaufunden gebaut in der Modellwerkstatt des Reichsbundes für Vorgeschichte, Berlin (nach Reinerth)



Rechts oben: Abb. 40
Große Schöpfkelle mit Stiel
aus dem Pfahldorf Sipplingen. 1/3

Abb. 41—49
Schöpfbecher
aus dem Pfahldorf Unteruhldingen, Bodensee

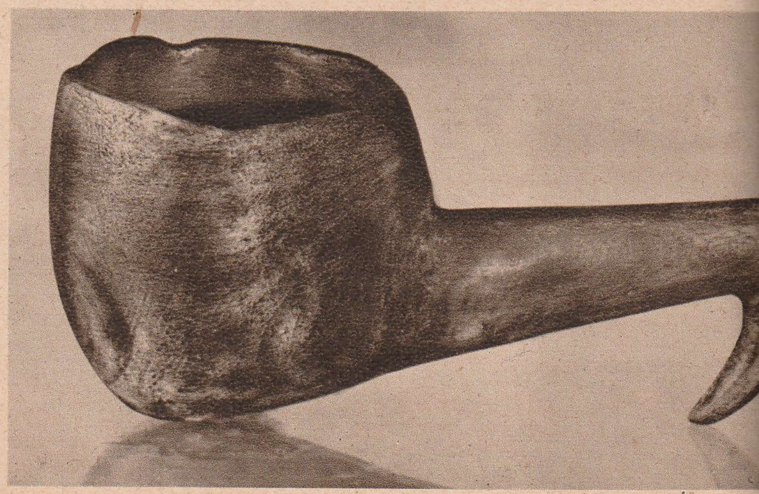


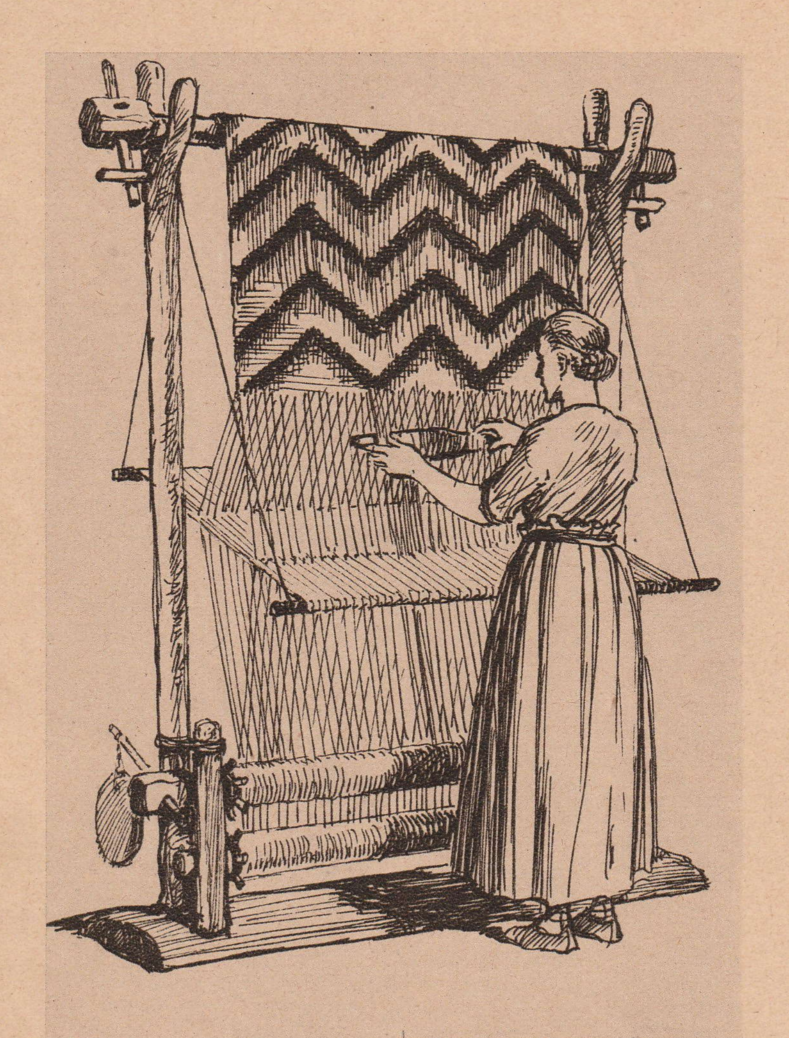


Abb. 50 Pfahldorf nordischer Einwanderer im Bodenseegebiet. Sie brachten das nordische Rechteckhaus mit. — Heimkehr von der Jagd

Abb. 51

Erfolg deutscher Forscherarbeit
Das Haus 1 des Pfahldorfs Sipplingen aus der jüngeren Steinzeit, der älteren Siedlung zugehörig, im Modell nachgebaut. Das nordische Rechteckhaus mit dem Eingang an der Giebelseite (nach Reinerth)

Im nordischen Kulturkreis der jüngeren Steinzeit kannte man bereits die Teppichherstellung. Unser Bild zeigt unten rechts einen Wandstein aus der Steinkiste aus der Göhlitzsch bei Merseburg, der einen Teppich eingeritzt trägt. Der Teppich ist an der Wand des Hauses hängend gedacht, denn vor dem Teppich ist der Bogen und links davon der Köcher aufgehängt. Die teppichbehängten Wände müssen die nordischen Häuser der jüngeren Steinzeit schon recht wohnlich gemacht haben, da die Teppiche mehrfarbig, rot, gelb und schwarz waren. Die Teppichherstellung war eine germanische Kunst, die bis ins Mittelalter blühte und erst in der Zeit vor 100 Jahren verloren ging. Noch ums Jahr 1000 gehörte zum Festschmuck des Julfestes das Aushängen der Räume mit Teppichen (so überliefert aus den Islandsagas). Auch im Oseberg-Schiff um 850 fand man ganze Ballen von Teppichen



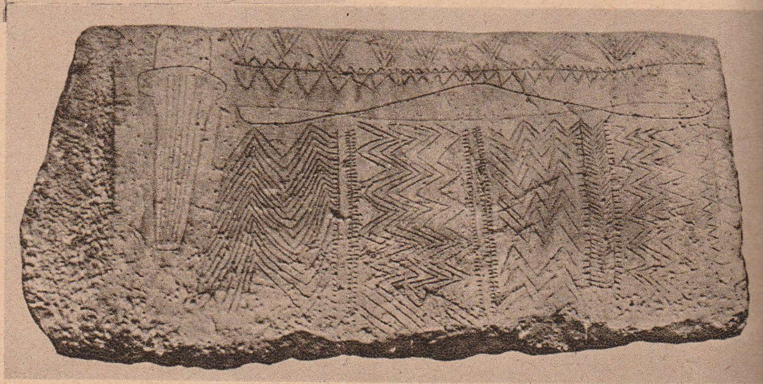


Abb. 52/53

Beim Teppichmachen

3. Jahrtausend v. Chr.



Abb. 54 **Wiedererstandene Vorzeit**

Pfahlbau Unteruhldingen

Geschirrstand im Wohnraum des steinzeitlichen Wohnhauses aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends (Freilandmuseum)

Abb. 55

Ein Vorläufer des modernen Tapezierers

In den nordischen Häusern der jüngeren Steinzeit Schwabens fand man die Wände teilweise mit Birkenrinde tapetenähnlich verkleidet. Links wird eine rote Zickzackkante als oberer Abschluß auf die weiße Birkenrinde gemalt. (Ende des 3. Jahrtausends v. Chr.)

Abb. 56

Getreidemahlen vor 5000 Jahren.

Die Körner wurden mit einem Läuferstein auf einer Steinplatte zu Mehl zerrieben

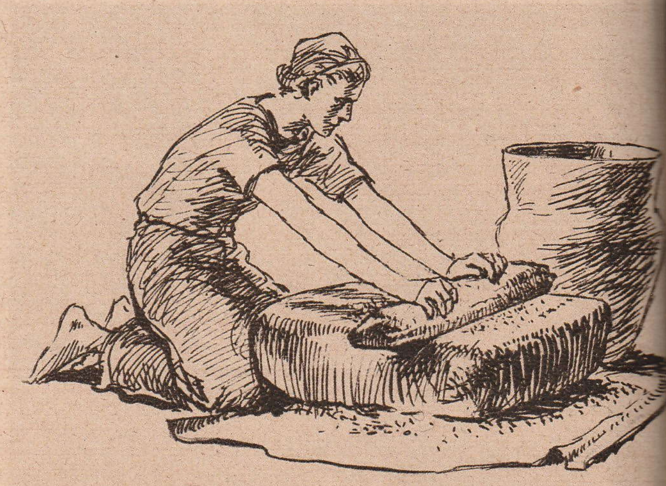
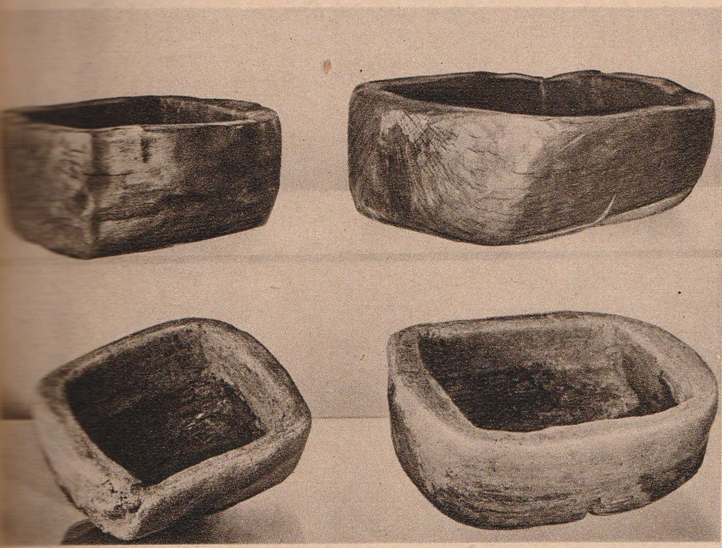


Abb. 57 Steinzeitliche Backstube
Nach den Ausgrabungen im Federseegebiet



Backen und Backofen

4000 Jahre vor uns — und doch schon ganz anheimelnd!

Abb. 58—61

Holztröge der jüngeren Steinzeit aus dem Pfahldorf Unteruhldingen

Oben: Seitenansicht; unten Aufsicht. Die unteren Abbildungen sind die Originale, die oberen die Nachbildungen aus Holz,. hergestellt in der Modellwerkstatt des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Berlin

Die wichtigste Maschine des 3. Jahrtausends v. Chr.

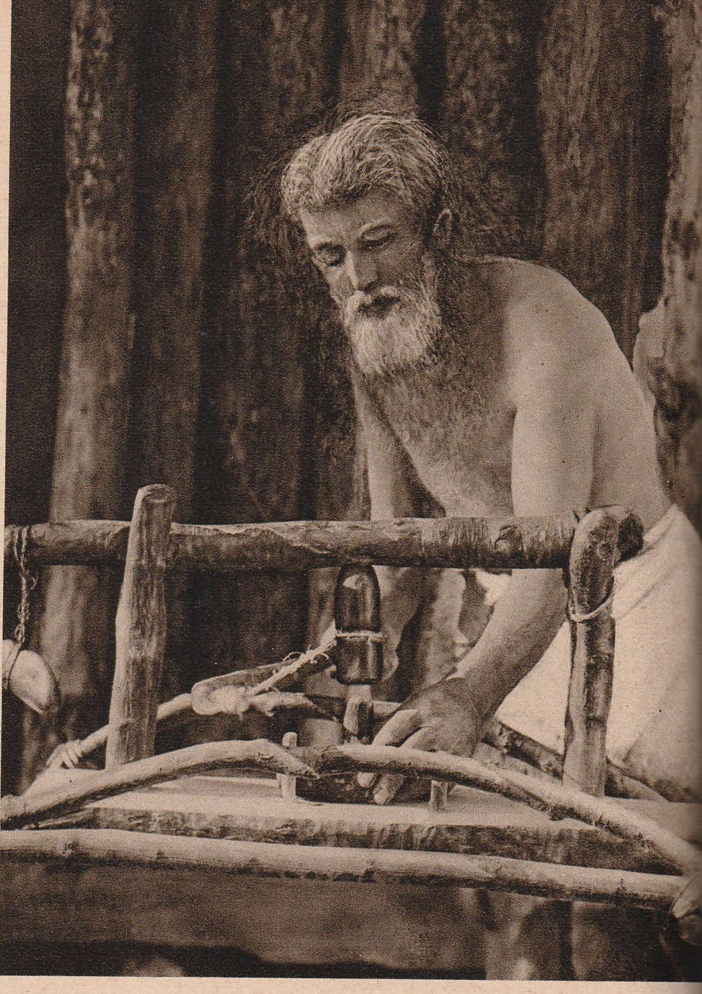


Abb. 62 **Die Bohrmaschine,**
mit der man die Schaftlöcher für die Steinäxte herstellte. Mit ähnlichen Bohrmaschinen erzeugte man Feuer, indem man mit hartem Holz auf weichem bohrte. (Das Bild entstammt einem Kulturfilm der Ufa)

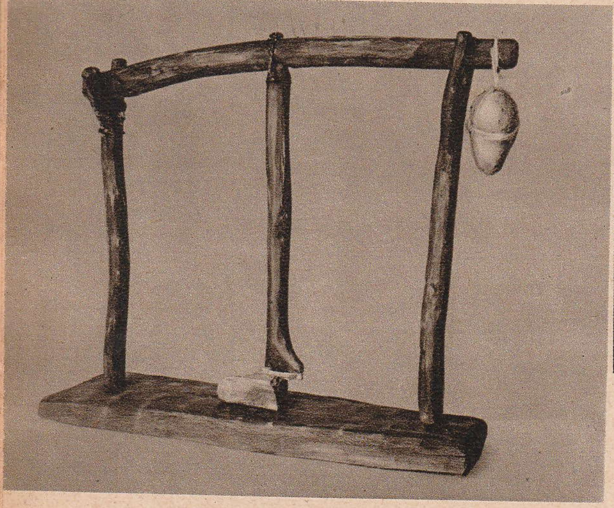


Abb. 63
Eine Steinsäge zum Zerschneiden des Steinmaterials für Streitäxte und Beile
(Modellwerkstatt des Reichsbundes f. Dtsch. Vorgeschichte, Berlin)

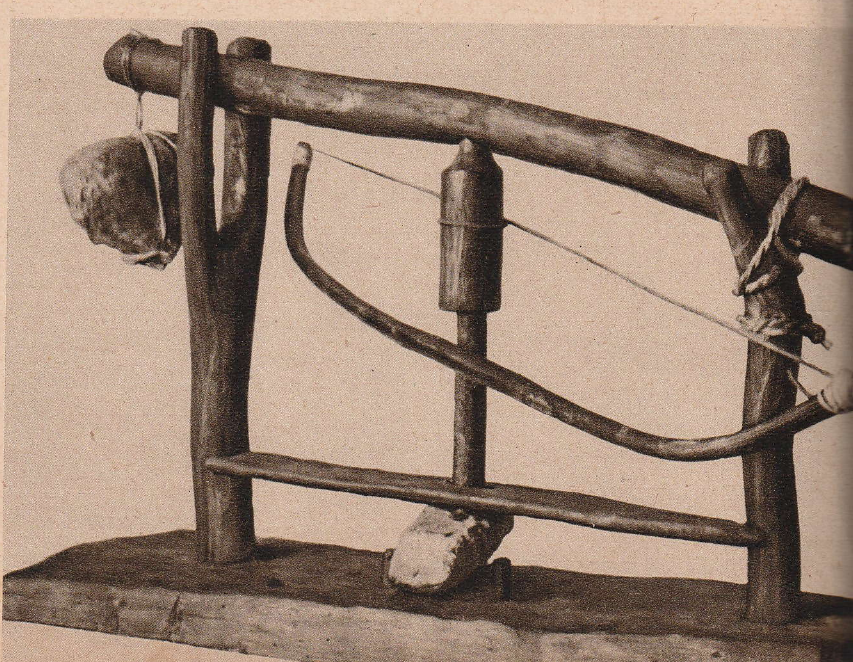


Abb. 64
Die Bohrmaschine
Rekonstruktion der Modellwerkstatt des Reichsbundes f. Dtsch. Vorgeschichte, Berlin

Abb. 65 **Wie man sich den Bohrvorgang an der Steinplatte vorstellen muß**

Zuerst wurde in der Mitte ein kleines Loch mit einem wie auf Seite 34 gezeigten Bohrapparat gebohrt, das dann nach dem Prinzip des Zentrumbohrers auf den gewünschten Durchmesser in ringförmiger Bohrung gebracht wurde

Technik der Steinzeit

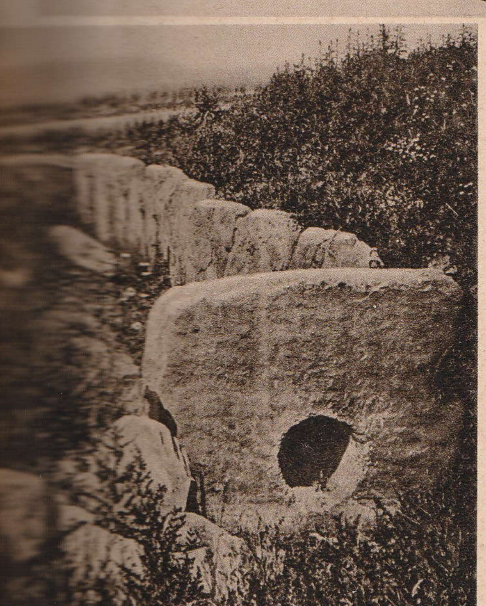


Abb. 66 **Blick auf die fast 20 m lange Steinkiste von Züschen bei Fritzlar (von Osten)**

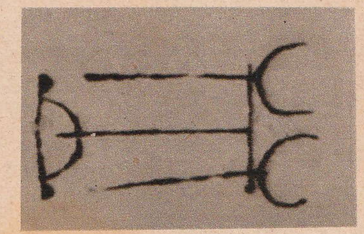
Im Ostgiebel befindet sich ein kreisrund gebohrtes Giebelloch von fast 50 cm Durchmesser, das sogenannte Seelenloch. Die Wände der Grabkammer sind z. T. mit Ritzzeichnungen geschmückt, unter denen sich die älteste Darstellung eines Wagens in Europa befindet. Das riesige Steinkistengrab gehört dem nordischen Kulturkreis an. (Es enthielt unter anderem Kragenfläschchen)

Abb. 67—68

Die älteste Wagendarstellung Europas

Mit zwei Rindern bespannter zweirädriger Wagen. Die Art der Zeichnung entspricht den Felszeichnungen der germanischen Bronzezeit auf Seite 91, die in ähnlicher Weise ausgeführt sind

Wie man sich den Wagen entsprechend in die heutige Darstellungsweise umgezeichnet und ergänzt vorstellen muß



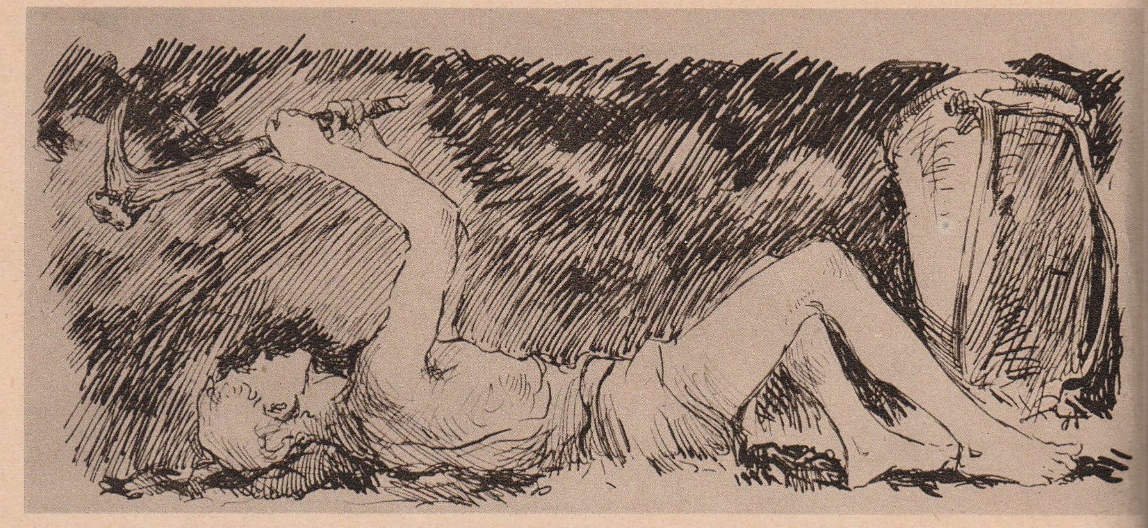


Abb. 69 **Der Beruf des Bergmanns ist über 10 000 Jahre alt**
Man fand schon aus der Zeit um 8000 v. Chr. Untertagebauten auf Feuerstein, aus dem damals die Waffen und Werkzeuge waren. Auch im nordischen Gebiet in Südschweden hat man Feuersteingruben entdeckt. — Unser Bild zeigt einen Bergmann vor Ort im Liegen arbeitend. Die Feuersteinknollen wurden in Ledertragen gefördert

Schäftungen von Steinbeilen der jüngeren Steinzeit

Abb. 70 u. 71 Die wichtigste Waffe der jüngeren Steinzeit war das Beil, das meist knieförmig geschäftet wurde

1. Steinbeilstiel mit Keulenkopf
2. Steinbeil mit Hirschhornfassung



Abb. 72 Holzkeil zum Spalten von Bauhölzern, gefunden im Pfahldorf Sipplingen

Nach Grabungen von H. Reinerth.
Modellwerkstatt des Reichsbundes f. Deutsche Vorgeschichte, Berlin

Ein Beispiel handwerklichen Könnens aus der nordischen jüngeren Steinzeit

Der Feuersteindolch mit Holzgriff und Lederscheide aus Wiepenkathen (bei Hamburg)



Abb. 74 Querschnitt des Dolches und der Lederscheide mit dem eingeklebten Schneidenschutz

Abb. 75 So hing der Dolch am Leibriemen des Trägers. Die Dolchscheide aus Lederist schön mit Tannenzweigmuster verziert

Abb. 73 So fand man den Dolch (3/4 natürl. Größe)

Abb. 76 Die Lederscheide mit der Scheidennaht. Der eingeklebte Schneidenschutz zeigt, daß es sich um eine sorgfältige Sattlerarbeit handelt

Abb. 77 Das Schutzleder zum Schneidenschutz, das in die Scheide eingeklebt war, aus dünnem, angeschärftem Schafleder. Es war im Weißgerbverfahren gegerbt

Abb. 78 Der Feuersteindolch mit dem Holzgriff, letzterer wahrscheinlich aus Erlenholz gefertigt

Bäuerliche Gerätschaften der jüngeren Steinzeit als Zeugen fortgeschrittenen Ackerbaus

Sichel, Dreschkeule, Worfelschüssel

Abb. 83

Die Urform der Sichel

(Ausgegraben von H. Reinerth in dem Pfahldorf Egolzwil)

Feuersteinmesser als gebogenes Getreidemesser, in Holz geschäftet. Das „Mähen" geschah in der Weise, daß mit der Sichel in der abgebildeten Haltung die Halme zusammengerafft wurden. Dann faßte die linke Hand die Ähren, mit der Rechten wurde die Sichel gedreht, damit die Feuersteinklinge (in der Abbildung unter dem Holz sitzend) seitlich kam zum Durchschneiden der Halme unterhalb der Ähren



Abb. 84 **Dreschkeule**





Abb. 85—86 **Große Worfelschüssel aus Pfahldorf Sipplingen** (nach H. Reinerth) zum Worfeln von Getreide, die Griffe sind zum Schwingen seitlich angebracht

Ackerbau in der Steinzeit





Abb. 87 u. 88

Arbeitsversuche mit nach Funden hergestellten Hakenpflügen

(Museum Heiligengrabe)



Abb. 89

Verwendung der Hacke beim Gartenbau

(vergl. Seite 37, Abb. 73)



Abb. 90

Hakenpflug der jüngeren Steinzeit,

gefunden in Bodman (Bodensee) (nach H. Reinerth)

Unten: Die beiden Arten der vorgeschichtlichen Pflüge: Hakenpflug und Sohlenpflug, nach Darstellungen des Mittelmeergebietes 700—500 v. Chr.

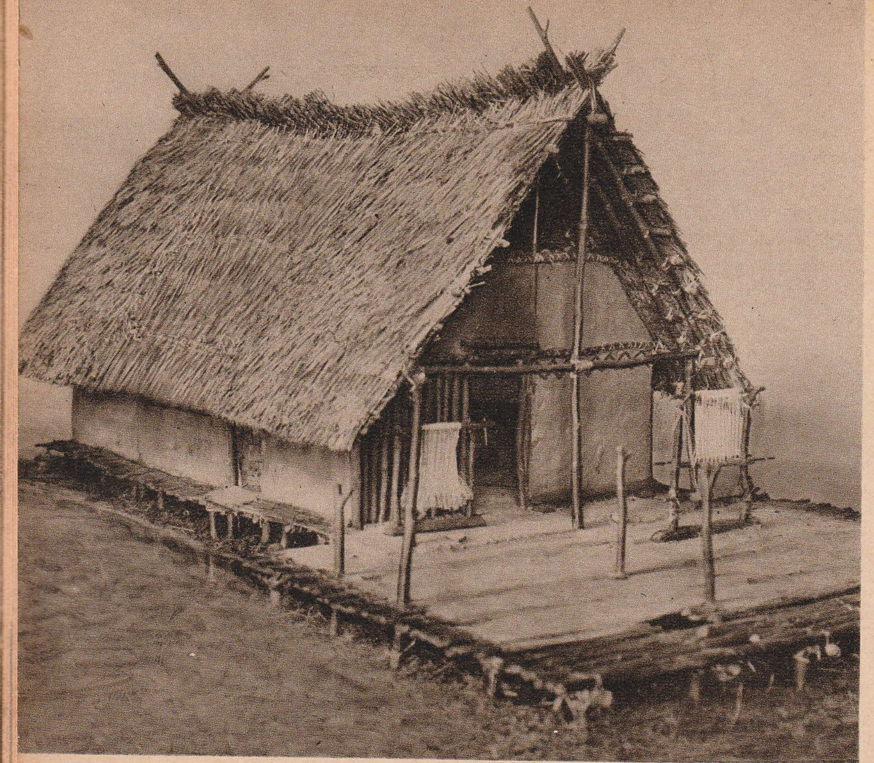






Abb. 91 Abb. 92 Abb. 93

Etruskische Bronze, Hakenpflug stierbespannt. Mitte: Darstellung vom Bronzeeimer von Certosa, Sohlenpflug. Rechts: Griechisches Vasenbild, Sohlenpflug



Von den Ausgrabungen aus dem Moor des Oberschwäbischen Federsees

(Abbildungen Seite 40—42)

Abb. 94

Vorderansicht eines Hauses der älteren Siedlung

aus dem steinzeitlichen Pfahldorf Sipplingen (vergl. Abb. unten)

Abb. 95 **Beim Photographieren**

Der Unterbau von Haus 2 des Pfahldorfes Riedschachen ist gut zu erkennen

Abb. 96

Freigelegtes steinzeitliches Haus

Die Baumstämme des Fußbodens und der untere Teil der Wände sind gut erhalten. (Moordorf Taubried, Haus 4)



Abb. 97 (unten)

Bohlenweg

Ödenbühl, bronzezeitlich





Abb. 98

Beim Freilegen einer gut erhaltenen Fußbodenlage aus Baumstämmen

(Wasserburg Buchau, Bronzezeit)



Abb. 99 (links)

Ecke eines Blockhauses

(Wasserburg Buchau, Bronzezeit)



Abb. 100 Freigelegter Topf
(Wasserburg Buchau,
bronzezeitlich)



Abb. 101
Schmuckkette aus Eckzähnen
(Moordorf Dullenried) steinzeitlich

Bei den Germanen der Bronzezeit

Daß in den letzten hundert Jahren im deutschen Volke die Vorstellung so fest eingewurzelt blieb, daß die germanischen Vorfahren „Barbaren" waren, ist wohl nicht zuletzt eine Schuld des Theaters, denn wo auch immer auf der Bühne Stücke aufgeführt wurden, die in der germanischen Vorzeit oder Frühgeschichte spielten, immer war es dasselbe Lied: Die Germanenfiguren, die aus den Kulissen heraustraten, wetteiferten miteinander an wahrhaft barbarischem, wildem, unzivilisiertem Aussehen. Das obligate Bekleidungsstück war das Fell, ein Bettvorleger übelster Sorte; riesige Hörnerhelme oder solche mit Federwischen taten das ihre. Wildes, zerzaustes Haar, struppiger, wallender Vollbart, durch all dies fand das Publikum immer wieder seine Meinung bestätigt, daß es mit den alten Germanen nichts war, daß sie roh und ungeschlacht, also im letzten Grunde nicht mit Unrecht als Barbaren zu verachten seien. Und ohne sich des Schlusses bewußt zu sein, wandte sich der Blick dann immer wieder nach der „Sonne" des Südens und Ostens, von wo uns alle Herrlichkeit der Kultur beschert sein sollte.

Abb. 102

Wisent,

von dem noch heute ungefähr 50 lebende Exemplare gezählt werden

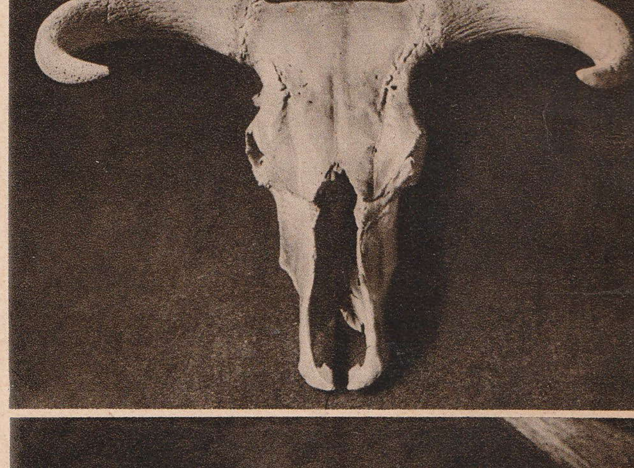
Aufnahme von Dr. Lutz Heck aus dem Schutzpark Springe

Abb. 103

Der Urstier, von dem sich unser Hausrind ableitet.

Er bevölkerte früher die Wälder Deutschlands. Der letzte Urstier ging vor 300 Jahren im Schonrevier von Königsberg (Ostpreußen) ein

Das königliche Wild der Germanen



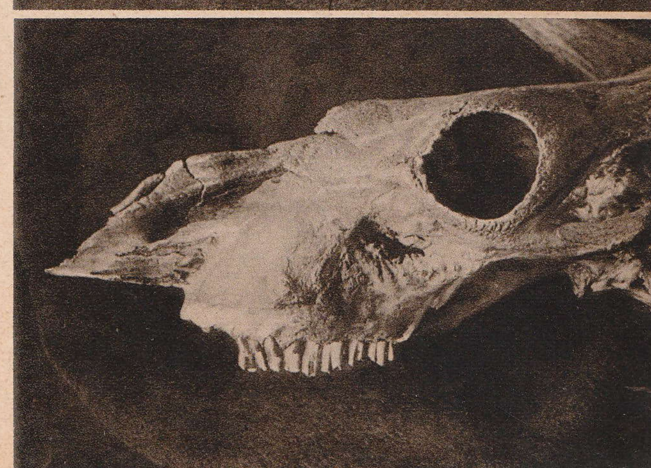
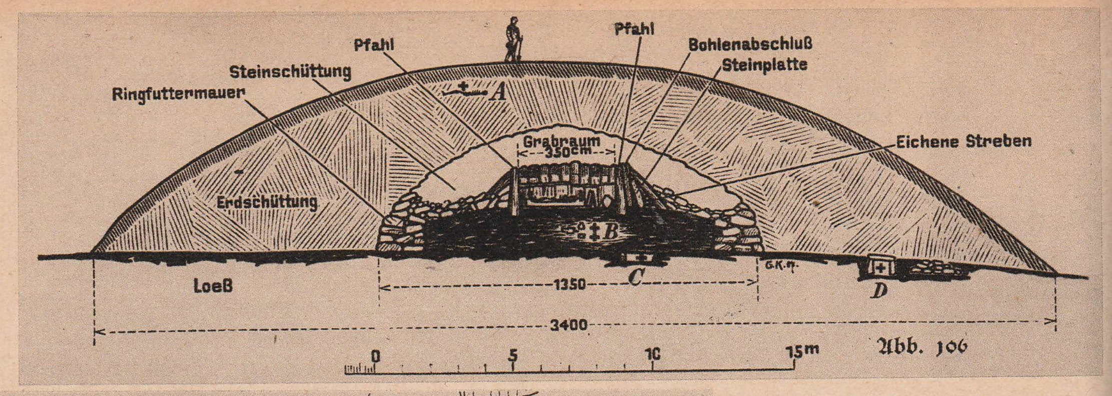


Abb. 104/105

Schädel eines Urstiers

(Museum Halle)

Der Urstier ist mit einer Steinaxt unter dem Auge verwundet worden. Der Jäger, der das Tier mit der Axt auf die Stirn treffen wollte, wird seinen Fehlhieb mit dem Leben bezahlt haben, da die Knochenränder dieser Hiebwunde verheilt sind



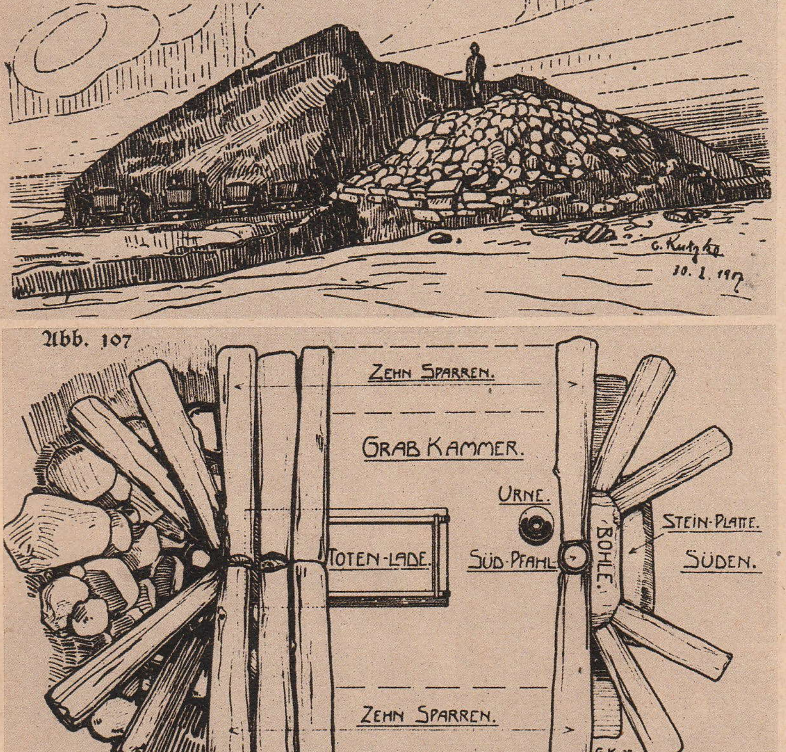


Abb. 106—110

Der Grabhügel des Fürstengrabs von Helmsdorf
(Mansfelder Seekreis)
mit dem Grabhaus im Innern des Steinkegels.
Periode 1 der Bronzezeit um 1800 v. Chr.

Abb. 107

Der freigelegte Steinkegel im Innern des Grabhügels

Das Begräbnis im Haus

Abb. 108

Das Grabhaus mit der Totenlade
Zeichn., von oben gesehen
(Vergl. Abb. 111, Seite 45)

Abb. 108

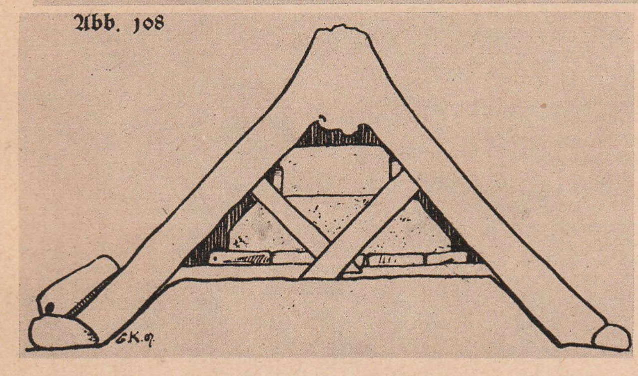


Abb. 109 Schmalseite des Grabhauses

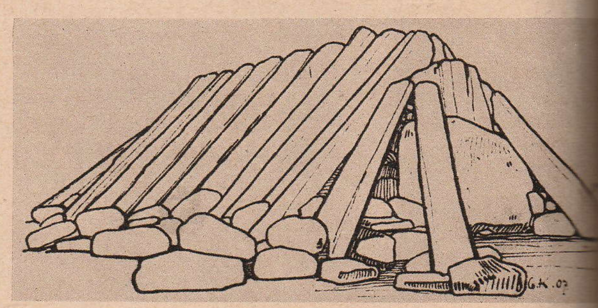


Abb. 110
Das Grabhaus aus dem Steinbau herausge[...]

Abb. 111 Beim Zusammenpassen der Totenlade

Das handwerkliche Können

in der frühen Bronzezeit beweist schlagend das Fürstengrab von Helmsdorf (1800 v. Chr.). Die Totenlade, die dem Bett des Lebenden entspricht, ist aus vollkommen glatt gehobelten Eichenbrettern gefügt, und zwar in der jedem modernen Möbeltischler geläufigen Technik von „Nut und Feder"

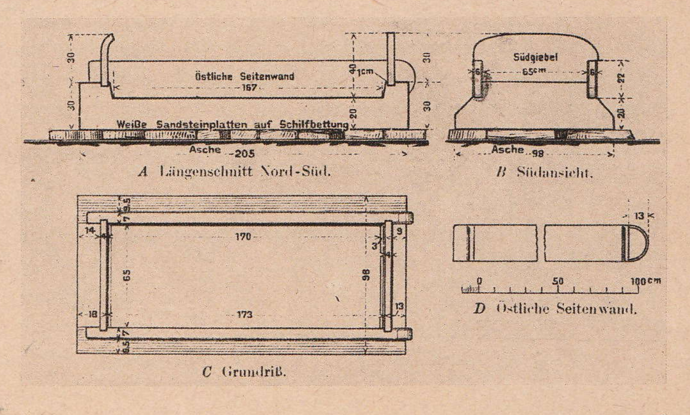


Abb. 112—115 **Grundriß, Längs- und Seitenriß der Lade**

(Nach Reuß: Das Fürstengrab, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Band 6, Halle, 1907)

Die Tracht des 2. Jahrtausends v. Chr.

Um so überraschter ist der Leser wissenschaftlicher Bücher über die germanische Vorzeit, wenn er schon lange vor der frühgeschichtlichen Zeit und auch der Zeit um Christi Geburt bei den Germanen einen Kulturstand antrifft, der sich einfach mit den bisherigen Ansichten nicht vereinbaren läßt. — Nun sind wir in der glücklichen Lage, schon 1500 Jahre vor der Schlacht im Teutoburger Walde genaueste Nachrichten über die Tracht der Germanen zu haben, genauer als bei irgendeinem anderen Volke Europas, und dies nicht etwa durch schriftliche Überlieferungen, sondern durch die Originaltrachten. Es ist wirklich wahr: „Kleider machen Leute", und wenn wir die wiedererstandenen Germanentrachten vor uns sehen (Abb. 132/33), dann wird uns eins völlig klar, daß alle unsere bisherigen Ansichten falsch und irrig waren. Wehmütig gedenken wir der Worte Jacob Grimms, die er 1844 schrieb, und pflichten ihm bei, wenn er schreibt: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt wird, wollte ich mein Vaterland erheben."

Der Mann: Rock und Mantel

Wir sehen die Männer in einer kleidsamen Tracht. Sie tragen die verschiedenartigsten Kopfbedeckungen: krimmerartige, flache und hohe Mützen; zylinderartige Hüte finden wir bei ihnen, kurze Mäntel und solche, die gleich den Mänteln der Biedermeierzeit mit überfallender Pelerine wie aus der Zeit E. Th. A. Hoffmanns wirken. Freilich fällt uns eines auf, nämlich, daß der Männertracht die Hosen fehlen. Sie tragen lediglich einen Rock als Hauptkleidungsstück, im Grunde genommen ein viereckiges, längliches, gewebtes Stück Tuch, das in der Weise um den Körper gelegt ist, daß der eine Zipfel unter dem linken Arm nach hinten durchgezogen wird, der Rock zweimal um den Körper unter den Armen herumgeht und auf der rechten Seite mit dem Zipfel, der unter dem linken Arm nach hinten durchgezogen, und der durch ein Band verlängert ist, über der rechten Schulter durch einen Doppelknopf geschlossen wird. Auch der vordere Zipfel ist durch ein Band verlängert. Dadurch erhält der Rock einen festen Sitz am Körper und um die Hüfte ist der Gürtel zweimal gelegt, einmal um den Rock zu halten, und das zweitemal um die Waffen zu halten. Daß zu dem Rock, der ja nur bis knapp zum Knie geht, nicht noch eine Hose hinzutritt, hat seine gute Begründung, denn in der Bronzezeit herrschte ein weit wärmeres Klima als heute in Mittel- und Nordeuropa. Die Durchschnittstemperatur betrug 2 Grad mehr als heute, so daß uns aus diesem Klima-Unterschied schon die Tracht verständlich wird. Um die Füße trug man eine Art Fußlappen, die von sandalenartigen, hackenlosen Bundschuhen umkleidet wurden.
Wir verdanken die auf uns gekommene Tracht der germanischen Grabsitte aus dem sechzehnten und den folgenden Jahrhunderten v. Chr., nach der man die Toten in Eichensärgen beisetzte, Särge, die aus ausgehöhlten Eichenstämmen bestanden. Wenn wir solche Eichenbaumsärge öffnen, werden wir gewahr, daß die Bestatteten Fleisch von unserem Fleisch waren, denn sie sind so gut erhalten, daß wir noch heute feststellen können, daß sie helle, weiße Haut und blaue Augen hatten, groß gewachsen und blond waren. So gibt den Tatbestand in eindrucksvoller Weise das Bild des Künstlers (Abb. 133) wieder. Übrigens wird uns beim Anblick des germanischen Kriegers der

Abb. 116

Beim Bau des Grabhauses des Fürstengrabs von Leubingen (bei Sömmerda, Thür.)

18. Jahrh. v. Chr. Auf die Tragbalken (als Dachsparren) sind als eigentliches Dach „Schwarten" genagelt. Im Vordergrund: Von Baumstämmen werden „Schwarten" abgespalten. Durchbohrung der Schwarten mit Drillbohrer für Holznägel. Am Dach werden die Fugen zwischen den aufgenagelten Schwarten mit Gipsmörtel abgedichtet und mit einer Schilfdecke belegt

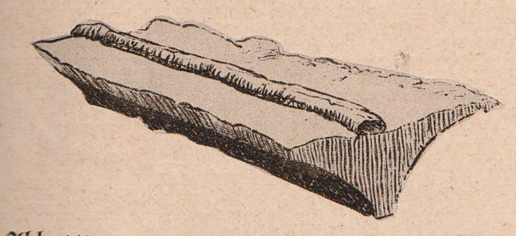


Abb. 117

Ein Stück Gipsmörtel, mit dem die Fugen des Grabhauses abgedichtet waren

(Ausgegraben 1877, unzulänglich veröffentlicht erst 1906. Höfer: Der Leubinger Grabhügel; in Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Bd. 5, Halle 1906)

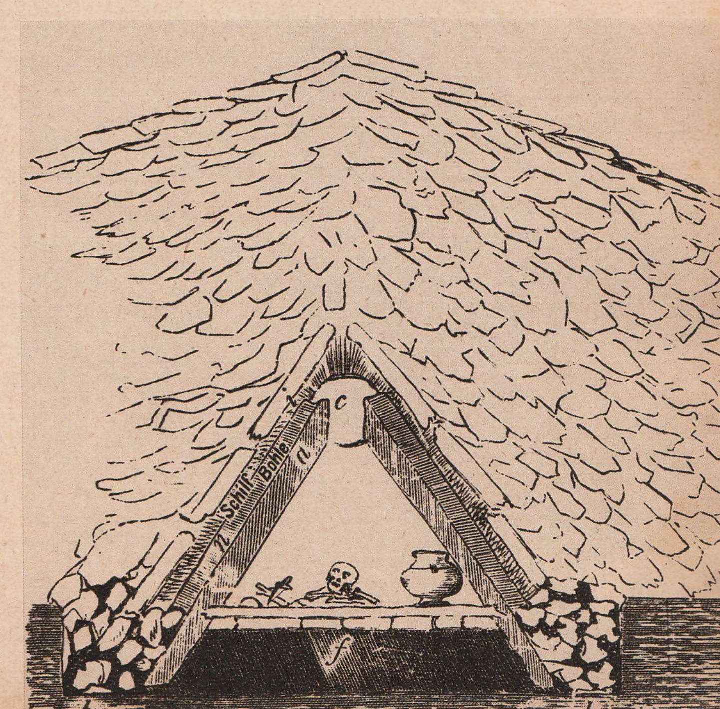


Abb. 118

Durchschnitt durch das Leubinger Fürstengrab

Über den Tragbalken liegt die schließende Bohlenlage, deren Fugen vergipst sind, darunter Schilfdecke, alles von einem Steinkegel umschlossen. Der Fußboden des Grabhauses, auf dem die Leiche gebettet war, ist gedielt



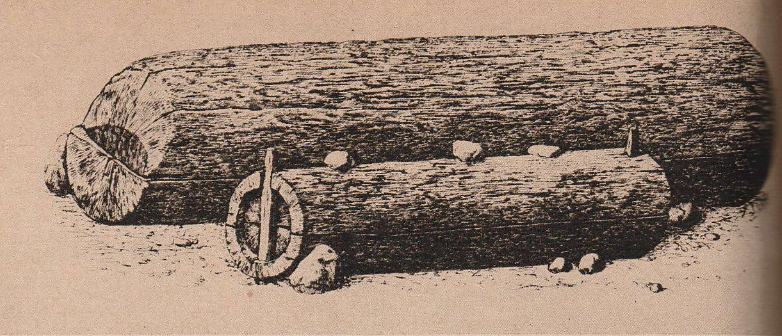


Abb. 119 Eichensärge aus einem germanischen Grabhügel (etwa 1500 v. Chr.) Jütland

Durch die Sitte der Beisetzung in ausgehöhlten Baumstämmen sind uns zahlreiche Trachten und Holzfunde überliefert Die Bestattung der Leiche in einem Baum hat wohl religiöse Bedeutung. Die gleichzeitigen Felszeichnungen stellen oft Bäume dar im Rahmen einer Kulthandlung (Fruchtbarkeitszauber), so daß wohl der Wiedererwachungsgedanke das Betten im Baum veranlaßt hat (Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, Frankfurt a. M. 1934, Seite 199), „da man sich vorstellte, daß die heilige Eiche dem Toten Lebenskraft mitzuteilen vermochte"



Abb. 121



Abb. 122



Abb. 123

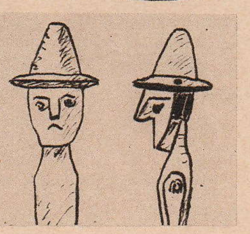


Abb. 124



Abb. 125 Mantel eines Mannes

Abb. 120 Ein geöffneter Eichensarg (Fundort Borum-Eshöi)

Der Tote liegt auf einem Fell gebettet in eine Rindshaut gewickelt. Das blonde Haar war erhalten, neben dem Kopf Holzschachtel, Hornkamm, auf der Lederumhüllung liegt das in einer Holzscheide steckende Bronzeschwert, dessen Griff vergangen ist

3 verschied. Mützen aus den Eichensärgen. Abb. 122, krimmerartig gearbeitet; Hut mit Krempe von einer Bronzefigur, gefunden zu Stockhult (Jütland)

Sämtliche Abb. aus Vilhelm Boye: Fund af Egekister fra Bronzealderen i Danmark, Kopenhagen 1896, bis auf die Bronze von Stockhult Abb. 124

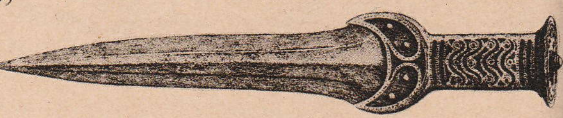


Abb. 126 Bronzedolch und Scheide aus Holz



Abb. 127

Abb. 128



Abb. 131 **Langer Wollmantel** mit Pelerine (Fundort Gerum, Västergötland) braun und gelb gerautet, Raute $1/2$ cm groß, Wollgarn, in Köpertechnik gewebt. Der Mantel ist aus einem Stück geschnitten.



Abb. 127—130

Kleidung einer germanischen Frau

Fund von Borum Eshöi. Bluse im „Kimonoschnitt" mit angeschnittenen Ärmeln, langer Rock, Ziergürtel, weiß mit roten Kanten, kunstvoll gearbeitetes Haarnetz in heute nicht mehr gekonnter Technik (nach Boye a. a. O.)

Bronzezeit klar, woher es kommt, daß heute noch die Nationalgarde in Griechenland in kurzem Röckchen zur Wache aufzieht, oder daß die Hochländer der Schotten Röcke tragen. In den abgelegenen Berggegenden hat sich eine einst über Mittel- und Nordeuropa verbreitete Sitte bis in unsere Tage gerettet.

Abb. 132 Germanin der Bronzezeit, dargestellt nach den Funden aus den Eichensärgen (Museum Halle)

Die Frau: Bluse, Rock, Volant

Die Frau der Bronzezeit tritt uns aus ebensolchen Eichensargfunden lebenswahr und eindrucksvoll entgegen. Wir finden sie im wahrsten Sinne des Wortes fraulich und sind überrascht von der Schönheit der Tracht. „Kleider machen Leute!" Wir empfinden bei dem Anblick einer solchen nach Funden gestalteten Frauengestalt wirklich die „waltende Hausfrau", die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes. Der lange Rock, vom Gürtel schön gehalten, betont besonders stark das Frauliche. Die Bluse ist sozusagen ein alter Bekannter, denn jede elegante Dame von heute kennt sie und weiß den Schnitt zu schätzen, nur daß wir selbstverständlich einen solchen Schnitt nicht den altgermanischen nennen, sondern in dem Hange nach Fremdem oder vielleicht doch aus reiner Unwissenheit — japanischen Kimonoschnitt.

Ganz besonders interessant ist das Haarnetz, welches das Haar hält, denn die Technik des kunstvoll gearbeiteten Netzes ist heute nicht mehr bekannt; es ist weder gestrickt noch genetzt, noch gehäkelt, irgendwie ist es in einer Technik gefertigt, die dem Flechten oder Weben in einem festen Rahmen nahesteht.

Daß die Tracht wirkungsvoll auch in der Farbe war, geht aus dem Ziergürtel hervor, der in der Mitte weiß und an den Rändern rot war. Überhaupt werden zum Stoffärben schon die verschiedensten Farben verwendet worden sein aus ein-

heimischen Farbenpflanzen, die man anbaute, so den W a i d, aus dem man das Blau gewann; Gelb erzeugte man aus dem W a u und das Rot schuf man sich aus der Färberröte. Diese Farbpflanzen sind erst im letzten Jahrhundert durch die Farben der chemischen Industrie endgültig verdrängt worden. Unter den Halsschlitz wurde ein Brustlatz aus farbigem Stoff gelegt, so daß zu dem braunen Grundton des Kleides der rote Einsatz sehr wirkungsvoll aussah. Die goldglänzende, bronzene Gürtelscheibe, die vorn in der Mitte auf dem Gürtel saß, war so kunstvoll gearbeitet, daß solche noch heute die Freude jedes Juweliers sind — ja, sie sind so präzise gearbeitet, daß man eine Zeitlang behauptete, sie könnten mit Bronzestícheln und Bronzewerkzeugen gar nicht ziseliert sein. Aber schließlich zeigten Kopenhagener Juweliere, daß sie es ihren Kollegen vor mehr als 3000 Jahren doch noch gleichtun konnten, und arbeiteten solche Gürtelscheiben in Bronze mit Bronzewerkzeugen ebenso schön nach (solche Gürtelscheibe zeigt Abb 193). Auch die bronzenen Halskragen sind oft wundervolle Stücke und mit schwingenden, rhythmisch verlaufenden Spiralen verziert. Mit Absicht ist auf Abb. 164 ein gewöhnlicher, einfacher Bronzehalsschmuck abgebildet, um nicht den Vorwurf zu bekommen, daß nur die außergewöhnlichsten und erlesensten Stücke gezeigt werden.

Daß übrigens die Färbetechnik einen ganz besonders hohen Grad erreicht hatte, zeigt der Mantel aus Gerum (Abb. 131), der zweifarbig ist, und zwar aus hell- und dunkelgelben Rauten, eine Musterung, die sich also schottischen Stoffmustern nähert.

Durch eine Kleinigkeit wird sehr treffend bewiesen, daß die Frau dem Manne gleichstand; sie erhielt nämlich neben ihrem Schmuck nicht etwa nur ein für ihre Hausarbeiten verwendbares Messer als Beigabe, sondern genau so ein glänzendes Waffenstück, wie es unzählige Male aus Männergräbern stammt, eine formvollendet schön gearbeitete Bronzedolchwaffe.



Abb. 133 Germane der Bronzezeit, dargestellt nach den Funden aus den Eichensärgen (Museum Halle)

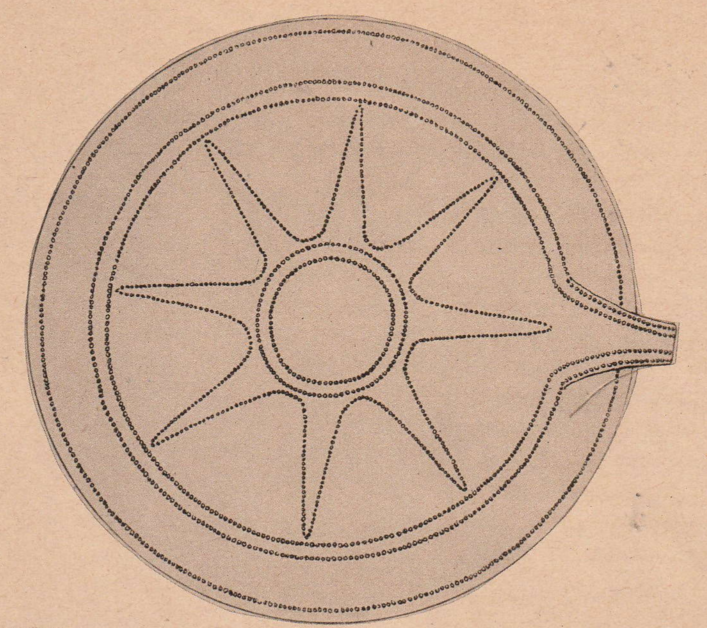




Abb. 134 u. 135

Schale aus weißem Lindenho
mit brauner Brandmalerei, die mit silbrigwirkenden Zinnstiften am Rande benagelt ist, links das achtstrahlige Sternmuster der Schale

Einige Beigaben aus den Eichensärgen

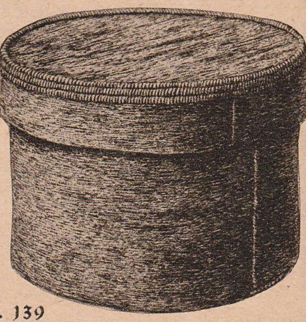


Abb. 139

Schachtel aus Birkenrinde,
es kommen auch länglich-ovale Schachteln vor, genau wie die Spanschachteln zu Großmutters Zeiten

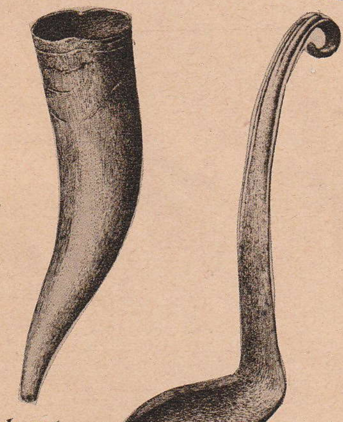




Abb. 136
Trinkhorn

Abb. 137
Holzlöffel

Abb. 138. **Hornkamm**
aus einem Männergrab

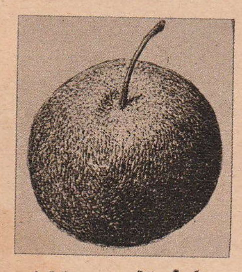


Abb. 140. **Apfel**

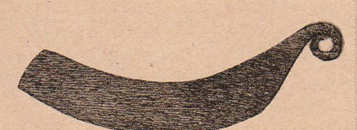


Abb. 141. **Rasiermesser aus Bronze**

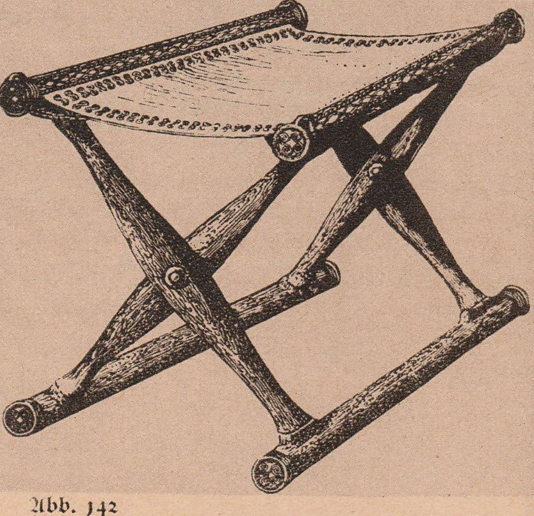


Abb. 142
Faltstuhl von Bechelsdorf (Ratzeburg)
(Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen, Leipzig 1928)

Vor einigen Jahren brachte ein neuer Fund einer germanischen Frauentracht sozusagen Aufregung und Revolution in die Reihen der Fachleute, weil angeblich das Bild der dort gefundenen Frauentracht mit dem Bild nicht übereinstimmen wollte, das man sich bisher von der germanischen Frau aus der Zeit um 1500 v. Chr. gemacht hatte. Man fand zwar eine ähnliche Bluse mit schöner Stickerei am Hals, aber der Rock wollte zu dem gar nicht stimmen, was man bisher wußte. Er bestand aus einzelnen dichten Wollfransen und reichte nur bis zum Knie. Der Gürtel war rot und fiel in zwei langen Bändern in Quasten endend zum Knie herunter. Die Haartracht unterschied sich ebenfalls von der bisherigen, indem auf der Stirn die Haare kurz geschnitten waren, also trug man auch damals schon Pony. Diese Tracht ist nur eine reichere als die bisher gefundene, denn man muß sich unter diesem Wollfransenvolant noch einen langen Leinwandrock denken, erst dann bekommt man den ganzen malerischen Eindruck dieser Tracht. Daß dem so ist, können wir indirekt durch die Fundtatsachen beweisen. Oft sind die Kleidungsstücke nämlich nicht zusammengenäht, wenn wir sie finden, sondern sie liegen nur noch in den Nähten aneinander, d. h. der Zwirnsfaden der Naht ist also vergangen (nach Girke). Dies ist kein Wunder, da die Gerbsäure des Eichenholzes ja nur tierische Stoffe erhält, also Leder, Wolle, Haar, Haut usw. Der Leinwandzwirn muß also vergangen sein, so können wir nicht die geringste Spur von dem langen Leinwandrock finden, den die Frau von Egtved (Abb. 151) getragen haben muß, so daß wir durch diesen Fund wieder unser altes Urteil bestätigt finden, nur sozusagen noch ins Modernere bereichert. In vorbildlicher Weise hat der Leiter des Industriemuseums in Neumünster (Holstein) Schlabow die gefundenen Bronzezeittrachten auf ihre Technik untersucht und sie fasergemäß, völlig den Funden entsprechend, nachgewebt und Trachtenfiguren geschaffen, die sicherlich mehr für die Aufklärung unseres Volkes über das Können seiner Vorfahren beitragen als manche gelehrte Abhandlung. In einem Punkte können wir ihm nicht folgen: in der Auffassung des Egtvedfundes. Er hält an dem Kniefransenrock fest. Die zum Beweise von ihm angezogenen Bronzefigürchen, wie unsere Abb. 305, können nicht in Betracht gezogen werden, da es Kultfiguren sind mit nacktem Oberkörper, während das Egtved-Mädchen eine Bluse trägt, außerdem ihr eine Plaiddecke von fast 4 Meter Länge mitgegeben war. Übrigens können wir an den Bronzen, es gibt deren drei, gar nicht feststellen, ob es sich um Fransenschurze handelt. Das ausschlaggebendste ist aber, daß, obwohl die Bronzegürtelscheibe an der richtigen Stelle (etwa Nabelhöhe) lag, der „Fransenrock" erst von der Mitte der Oberschenkel bis zu den Waden sich befand. Die Fundlage verbietet also die Rockannahme, es war ein Fransenvolant; an eine nachträgliche Verschiebung kann nicht gedacht werden, da diese die sonst daraufliegende Gürtelscheibe mitgemacht haben würde. Im übrigen finden wir in der gleichen Zeit sowohl in Kreta wie in Ägypten Volantröcke, was schon davor hätte warnen müssen, an nur knielange Röcke zu glauben. Dazu kommt, daß wir aus Funden anderer Eichensärge ganz kurze Fransen kennen, die in Bronzehülsen enden und die offensichtlich Schmuck zum Besetzen des Rockes darstellen, aus dieser Besatzart hat sich der lange Fransenvolant entwickelt.

Die Eichensärge haben den Vorzug, daß sie uns neben den eigentlichen Trachten eine ganze Reihe von Holzfunden überliefert haben, die uns einen ganz besonders tiefen und nachhaltigen Einblick in die Arbeiten des Hausfleißes von damals geben. Da sind vor

Nordische Tierplastik



Abb. 143 u. 144 Tierplastiken der jüngeren Bronzezeit (Mus. Oslo), gefunden in Vestby, Südnorwegen; offenbar kultische Bedeutung. Unter den germanischen Felsenzeichnungen der Bronzezeit finden wir bereits Götterfiguren mit Bocksköpfen oder Bockskappen und eine Göttergestalt, die ein Bocksgespann fährt, wie dies später Thor tut

Abb. 145 „Schnabbuck“ aus dem Pyritzer Weizacker (Prov.-Mus. Stettin). Der Kopf, ein Stück heutiger deutscher Volkskunst, zeigt dasselbe Stilempfinden wie die Böcke der Bronzezeit

Abb. 147 Bocksgespann

Germanische Felszeichnung der Bronzezeit von Björneröd, Südschweden (Kossinna, Deutsche Vorgesch., Tafel 22)

Abb. 146 Widderfigur von Jordansmühl

Die älteste schlesische Kultfigur, 2500 v. Chr., einer nordischbestimmten Kulturgruppe der jüngeren Steinzeit entstammend

Sächs.-Thür. Kultur (Schnurkeramik) Oder-Schnurkeramik
Jüngste Schnurkeramik a. Rhein
Zonenbecher
Aunetitz Böhmen
sog. Aunetitzer Block.
Latiner
in I b nach
Italien
Rückstrom: triangulärer Dolch
Gälen
Britanno-Kelten
Illyrier
Sabeller
Gemein-Kelten
in P III nach
Italien
Rückstrom: Italische
Gefäße.
Italiker

Abb. 148 Aus der indogermanischen Kerngruppe der sächsisch-thür. Kultur (Schnurkeramik) leiten sich auch die Italiker her. Tabellarische Übersicht über die Zusammenhänge (vergl. Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen, Leipzig 1928)

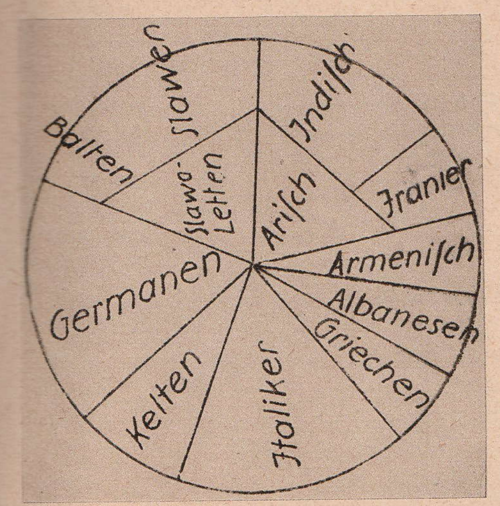
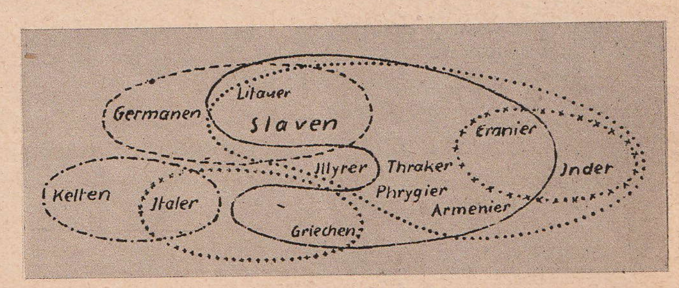


Abb. 149 u. 150 Graphische Darstellung der stammlichen und sprachlichen Verwandtschaft der Indogermanenvölker untereinander

Übersicht über die Zusammenhänge der einzelnen indogermanischen Kultur- und Volksgruppen



allen Dingen Tassen und Schalen aus Lindenholz zu nennen, deren Holz ja besonders schön weiß wirkt, und diese weiße Farbe ist in sehr schöner Weise zur Geltung gebracht durch die Verzierung, die wieder in etwas ganz Modernem, nämlich in Brandmalerei ausgeführt ist — und nicht nur das, die Wirkung ist noch mehr gesteigert, indem die Ränder dieser braun eingebrannten Sternmuster mit Zinnstiften beschlagen sind, die ja silbrig glänzen, wodurch also wirklich eine hervorragend schöne Wirkung erzielt ist. Mehrfach sind Schachteln aus Birken- und Lindenrinde gefunden worden, Arbeiten, die ganz an die Spanschachteln unserer Urgroßeltern erinnern, die man bunt bemalt ja noch heute in jedem Volkskundemuseum sehen kann. Ganz wie in dem vorigen Jahrhundert wechseln auch hier ovale Schachteln mit runden. In den Männergräbern kamen auch mehrfach Hörner zu Tage, die als Trinkhörner Verwendung fanden. Sauber gearbeitete Kämme aus Hornplatten finden wir sowohl in den Männer- wie in den Frauengräbern (Abb. 138). Selbstverständlich wurde den Männern auch das Gerät zur Bartpflege ins Grab gelegt, nämlich das Rasiermesser, denn die Barttracht der Bronzezeit ist glattes Kinn — auch wieder ein modern anmutender Zug, aber aus kultischen Rücksichten geboren.

In den steinzeitlichen Siedlungen, die in Alvastra in Südschweden freigelegt wurden, fand man die alle überraschende Tatsache, daß die Vorgermanen des 3. Jahrtausends v. Chr. bereits Obstzüchter waren. Sie hatten zwei verschiedene Apfelsorten, und zwar keine Wildäpfel, sondern größer gezogene Arten. Damit war wieder einmal eine alte eingefleischte „wissenschaftliche" Meinung widerlegt, daß alle edlen und zahmen Obstarten der Germanen den Römern verdankt wurden. Das Wort „Apfel" sollte sich von dem Ort Abella in Süditalien herleiten, der eine besonders hoch entwickelte Obstzucht hatte, eine Ableitung, die aber nach dem Lautgesetz der urgermanischen Sprache nicht möglich ist*). Diesen Irrtum der Wissenschaft hat Tacitus unterstützt, der berichtet, daß die Germanen seiner Zeit, also um 100 n. Chr., neben frischem Wildbret und dicker Milch in erster Linie wilde Früchte des Waldes gegessen hätten, woraus man schloß, daß sie Eicheln, Bucheckern, Holzäpfel und Schlehen gegessen hätten. Schon Karl Müllenhoff sagt hierzu: „Solche Nahrung werden unsere Vorfahren lieber ihren Schweinen überlassen haben." Auf die irrige Auslegung vieler Tacitusstellen werden wir nachher noch zurückkommen. So fand sich auch in den Eichensärgen der Apfel als Beigabe auf dem Weg ins Jenseits, wie dies unsere Abb. 140 zeigt.

Völkerkundler haben mit scharfem Blick erkannt, daß die Sitzweise für zahlreiche Völker charakteristisch ist, und so unterschied man zwischen hockenden und thronenden Völkern. Die Indogermanen gehörten zu den letzteren, und so wundert es uns nicht, daß wir in den Eichensärgen auch wundervoll gearbeitete Stühle finden. Neben dem vierbeinigen Stuhl, wie wir ihn noch heute in jeder Wohnung kennen, und der gleichfalls bronzezeitlich ist (vgl. Abb. 372), hatte man auch einen sehr bequemen und praktischen Faltstuhl, der ja noch im Mittelalter ganz typisch germanisch-deutsch war. Im vorigen Jahrhundert wurde er auf dem üblichen Umwege über das Fremde in Deutschland durch das Wort Fauteuil „verfeinert" wieder eingeführt, ein Wort, das erst die Franzosen aus unserem schlichten, schönen, deutschen Faltstuhl gebildet hatten (Abb. 142).

---

*) Vgl. Gustaf Kossinna: „Altgermanische Kulturhöhe", 5. Aufl. Lpz. 1935, S. 79.



Abb. 151 u. 152 **Besuch vom Nachbardorf**

Germaninnen in der Tracht der Bronzezeit, nach Funden von Kleidungsstücken aus Baumsärgen. Die mitgebrachte Spielklapper: eine Gans aus Ton. Die Rocktracht mit Wollfransenvolant nach dem Fund aus dem Eichensarg von Egtved (14. Jahrh. v. Chr.). Das Bild rechts zeigt die bisherige falsche Rekonstruktion (aus Kosmos 1932, Heft 10) (vergl. Mannus Bd. 14, 1922 S. 148 ff.). Die Gerbsäure der Eiche erhielt nur die tierische Wolle. Man muß sich also noch einen Leinenrock unter den Fransen ergänzen. Die Haarnetze sind die vorherrschende Haartracht, in Egtved fand man das Haar über der Stirn kurz geschnitten

So gewinnen aus den Trachten die Gestalten unserer Mütter und Väter vor 3000 Jahren Lebendigkeit und Plastik, und schon allein aus dem Wenigen über die Tracht ist uns der Bühnenbegriff des Germanen vollkommen unverständlich.

Die Bronzezeitbauern

Wie wir uns wirklich das Leben vorstellen müssen, zeigt uns die Abb. 153, Seite 60, das den Feierabend eines Germanendorfes zeigt. Der Pflüger kommt vom Felde, um die Gehöfte tummeln sich Pferde, Ziegen, Kühe, Schweine und Gänse, um die Bienenkörbe an einem der Häuser summen die letzten heimkehrenden Bienen, an dem geflochtenen Zaun wächst ein Apfelbaum, und über dem Herdfeuer brodelt die Abendsuppe. Die in dieser Zeichnung wiedergegebene Stimmung dürfte das Richtige im Kultureindruck treffen. Wieviel anders ist das Bild des germanischen Bauern vor 3000 Jahren, als wir es heute noch in der Weltliteratur antreffen! So zeigt beispielsweise ein sehr kluges und verständiges Buch eines französischen Autors (Gautier) über den uns alle eigentlich heute interessieren sollenden Wandalenkönig Geiserich, das 1934 in deutscher Übersetzung erschienen ist, in seiner französischen Ausgabe noch den alten grundlegenden Fehler: es wird zwischen seßhaften Völkern und Nomadenvölkern unterschieden, und es ist selbstverständlich, daß auch für diesen sonst sehr sorgfältig forschenden Autor die Germanen Nomaden waren. Daß dem schon 2000 Jahre vor Geiserich nicht so war, zeigen uns die eigenen Überlieferungen der Bronzezeitgermanen, nämlich die Felszeichnungen, über die wir noch im einzelnen sprechen werden. Diese Felszeichnungen zeigen uns ganz besonders deutlich den Ackerbau. Wir finden Pflüger mit Stiergespannen und Pferden. Mit dem Hakenpflug wurden für unsere Begriffe kleine Felder beackert. Daß der Ackerbau nicht etwas Nebensächliches war, wird am besten dadurch bewiesen, daß die Pflughandlungen Teilbilder aus Zeichnungen sind, die kultische Jahreslaufbräuche zeigen, die sich alle um die Fruchtbarkeit des Ackers drehen. Auch das Säen ist dargestellt. Wir sehen auf der Abb. 160 einen Mann mit einem Säebeutel auf dem Acker hinter dem Pfluge schreiten, und wir erinnern uns dabei, daß der Hakenpflug noch im vorigen Jahrhundert in Schweden zum Einsäen des Getreides benutzt wurde. Unendlich ist die Zahl der Bronzesicheln, die wir überall auf germanischem Gebiet dieser Zeit finden, und die Gußformen, die zur Serienherstellung solcher Sicheln dienten, zeigen, daß diese ein großer „Bedarfsartikel" waren.

3000 Jahre altes Kunstgewerbe

Es ist in der Wissenschaft vielfach eine umstrittene Sache, ob man vom Teil auf das Ganze schließen kann. Aber in bezug auf diese Frage sei ein Erlebnis angeführt, das sicherlich das richtige, gesunde Empfinden des einfachen und unbefangenen Verstandes wiedergibt.

Als ich einmal mehreren Arbeitern eine kunstvoll gearbeitete steinerne Streitaxt der Vorgermanen zeigte, war nicht die Antwort, die ich erwartet hatte, die, daß es ein hervorragend schönes und geschmackvolles Stück sei, sondern, nachdem der Handwerksmeister diese Axt lange hin und her gedreht hatte, sagte er: Das müssen ja schon ganz kultivierte Leute gewesen sein! Auf die Frage wieso erklärte er einfach, ein so ausgewogen und schön proportioniertes Werkzeug, so elegant und geschmackvoll gearbeitet,

könne doch unmöglich von einem nackten Wilden, der struppig in Fellen herumlief, getragen worden sein — und damit ist die richtige Einstellung getroffen.
Wenn wir uns die Schmucklinien der Bronzedose (Abb. 163) ansehen in ihrer peinlich sorgfältigen geometrischen Aufteilung, so können wir ohne weiteres aus diesem einzelnen Stück empfinden, daß der einfache Handwerksmeister recht hatte. Wer so etwas schaffen konnte, war unbedingt nicht nur ein technischer Könner, sondern war geistig eben für solchen Geschmack in allen seinen einzelnen Lebenshandlungen empfänglich. Aus solchem einzelnen Stück leuchtet das Kulturempfinden der fernen Zeit bis zu uns durch, und wenn wir unsere Augen nicht mutwillig vor der Erkenntnis verschließen, so kommt sie allein schon aus einem solchen Stück.
So sind wir beim Schmuck des Germanen des 2. Jahrtausends v. Chr. angelangt, und wenn wir die „Skizzenbücher" der damaligen Zeit durchsehen — und wir haben solche Skizzenbücher überliefert bekommen —, nicht wie man meinen möchte, daß wir vergilbte Musterbücher überkommen haben, nein, indem wir die Muster an den Schmuckstücken, Geräten und Werkzeugen selbst ablesen — so finden wir, daß der bewegte Rhythmus des nordischen Schmuckes sich schon damals genau in der gleichen Weise unterschied von der „klassischen" Ruhe der Südvölker, wie in der Gotik oder in der Volkskunst*). Adama van Scheltema ist mit einer der ersten Kunsthistoriker gewesen, der gerade auf diesen seit Urzeittagen durchgehenden Unterschied hingewiesen hat, und Strzygowski (Wien) hat ebenfalls seit Jahrzehnten den gleichen Kampf geführt. — Rhythmisch ausgeglichene Bewegungen, nicht endenwollendes Hin und Her ist das Geheimnis der nordischen Ornamentik, organisch gebunden an den Gegenstand und doch in sich selbst wieder gelöst.
Die Erfindung der Bronze hat die neue Epoche der Bronzezeit in Europa für den Germanen etwa um 1800 v. Chr. herbeigeführt, nachdem wenige Zeit vorher in Südeuropa, wahrscheinlich Spanien, die Bronze erfunden war, als Gerät und ausschlaggebender Werkzeugfaktor und das Kulturbild grundlegend ändernd kaum früher als im germanischen Norden gebraucht. So läßt sich der Kulturstand des germanischen Volkes gerade durch die Betrachtung der Bronzetechnik abrunden, weil wir hier neben dem Blick in das Künstlerische auch einen Blick tun in die soziale Gliederung. Wir sehen neben dem Bauernstand den Stand des Bronzegießers, dessen Beruf lebenswichtig war, weil er sozusagen der Heereslieferant war, denn vieles läßt den Schluß zu, daß der germanische Krieger der Bronzezeit nicht nur eben vereinzelter Krieger war, sondern daß man den Verband, sagen wir die Hundertschaft, den Zusammenschluß der Mannschaft im einzelnen Bezirk und Gau schon ähnlich gekannt hat wie in den Tagen, als die Germanenheere Rom zu Fall brachten.

Beim Bronzegießer

Gehen wir also zum Bronzegießer und sehen wir ihm bei seiner Arbeit über die Schulter! Das erste, was wir feststellen an Hand der schon gesehenen Ornamente, ist, daß er tatsächlich Werkzeichnungen haben mußte, denn die geometrisch gebundenen Ornamente setzen mathematische Konstruktion voraus. Papier kannte man nicht, also

*) Adama van Scheltema: „Beiträge zur Lehre vom Ornament". Zeitschrift für Aesthetik und Kunstwissenschaft. Bd. XV. ders.: Die altnordische Kunst. Bln. 1923.



Feierabend

Abb. 153 **Germanisches Dorf der Bronzezeit**
Der Bauer kommt vom Felde; Ziegen, Kühe, Pferde, Schweine, Gänse weiden vor den Gehöften. Am Zaun ein Apfelbaum (bereits in der jüngeren Steinzeit bauten die Vorgermanen zwei Sorten Äpfel). Neben einem der Häuser Bienenkörbe.

mußte man auf Birkenrinde, Holzbrettern, Wachs oder glattgestrichenem Ton seine Notizen und Zeichnungen machen. Übrigens ist Birkenrinde ein ganz ausgezeichneter Arbeitsstoff. Dies zeigen uns ja schon zur Genüge die Schachteln, und man kann, wie das in der Neuzeit noch im Norden vorkommt, sogar Briefbogen und Briefumschläge aus Birkenrinde fertigen. Also auf solcher Unterlage, wie oben genannt, mußten die Ornamente zeichnerisch konstruiert werden, und die Untersuchungen, die Ringbom angestellt hat, dürften das Verfahren völlig geklärt haben. Im Grunde genommen ist ein Bronzestift, eine Schnur und kleine Holzpflöcke das Inventar, das den Zirkel ersetzen mußte, und wie wir aus unseren Abbildungen ohne weiteres erkennen, ließen sich tatsächlich mühelos die verschiedensten Ornamente zeichnen. Die genau parallel verlaufenden doppelten, drei- und vierfachen Linien wurden dadurch erzielt, daß man auf die Holz-

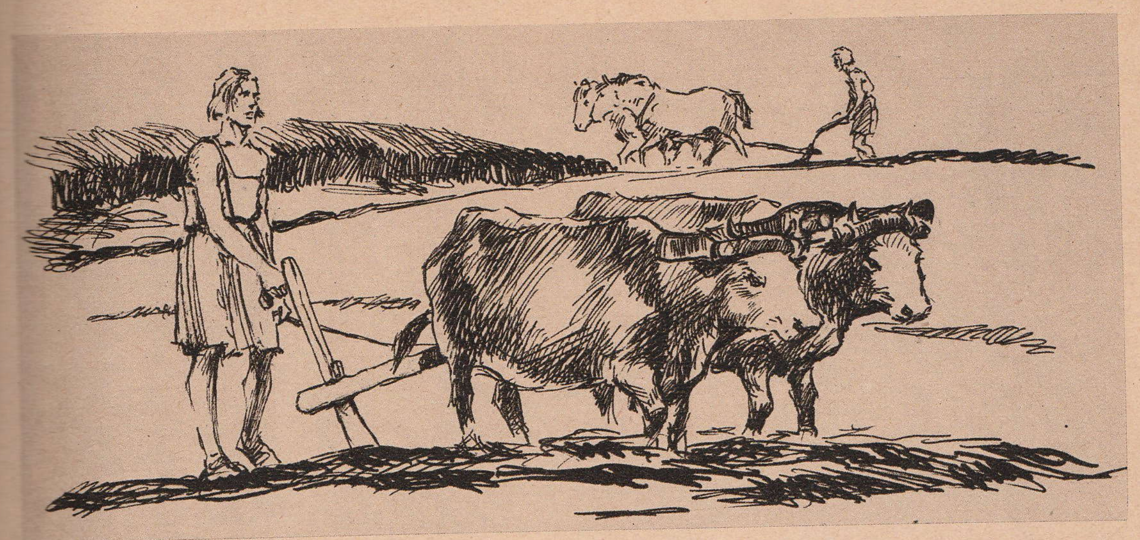


Abb. 154 Pflügen nach den Felsbildern mit Ochsen und Pferden (vgl. Abb. 156—157)

pflöcke zwei, drei und vier verschiedene kleine Rollen aufsetzte, wodurch sich der angepflockte Faden entsprechend verkürzte und so das Ornament sauber und gleichmäßig entstehen konnte.

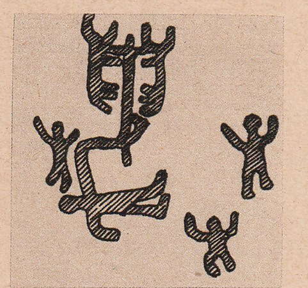
Das Wunder der Luren

Nach dem Gesagten erkennen wir, daß uns bei der Beobachtung der Kunst der germanischen Bronzegießer noch einige Überraschungen bevorstehen, und diese finden wir wirklich im reichsten Maße, wenn wir in die Lurengießerei eintreten. (Abb. 262.) Luren sind die germanischen Blasinstrumente der Bronzezeit, die man mit diesem dänischen Wort, das ein Blasinstrument schlechthin bezeichnet, benannt hat. Weil die meisten Lurenfunde bisher in Dänemark vorgekommen sind, hat man diesen dänischen Ausdruck übernommen. Dort hat man bisher 25 Exemplare gefunden, aus dem übrigen germanischen Gebiet, aus Schweden und Norddeutschland, ungefähr ebensoviel. Ihr Verbreitungsgebiet deckt sich genau mit dem auf der Karte (Abb. 2) angegebenen Germanengebiet, ein Zeichen also, daß es sich um eine ureigenste germanische Erfindung und Kunst handelt.



Abb. 155 Ernte
(vgl. Abb. 159)

Pflügen, Säen, Ernten
in der germanischen Bronzezeit
(1800—750 v. Chr.)



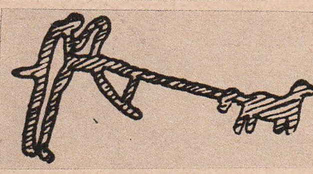


Abb. 156 und 157 **Pflügen nach den Felsbildern mit Ochsen und Pferden** (zum Vergleich 2 Felsbilder aus Südschweden, oben Pflug mit Ochsen bespannt, Felsenzeichnung von Finntorp) neben dem Pflüger, Männer, die die Kulthandlung betend begleiten, unten Pflug mit Pferd, Zeichnung von Tegneby

Abb. 158 **Sandsteingußform** für 3 Bronzeknopfsicheln, Liebenwalde, Kr. Niederbarnim (Märkisches Museum Berlin 20605)



Abb. 159 **Bronzesichel mit handlich gearbeitetem Holzgriff** (aus dem Pfahlbaugebiet, zum Vergleich)



Abb. 160 **Felszeichnung von Litsleby** Der Pflüger hält einen Zweig (Mai) in der Hand. Zwei Furchen hat der Pflüger bereits gezogen und ist beim Ziehen der dritten. Aus Uppland ist uns 1860 noch der Brauch bezeugt, daß man am ersten Tage der Aussaat drei Furchen mit dem Hakenpflug ziehen soll, der damals dazu verwandt wurde, die Saat in den Boden zu bringen. Um den gleichen Kultbrauch handelt es sich offenbar bei unserem Felsbild. Der Pflüger trägt einen Säebeutel

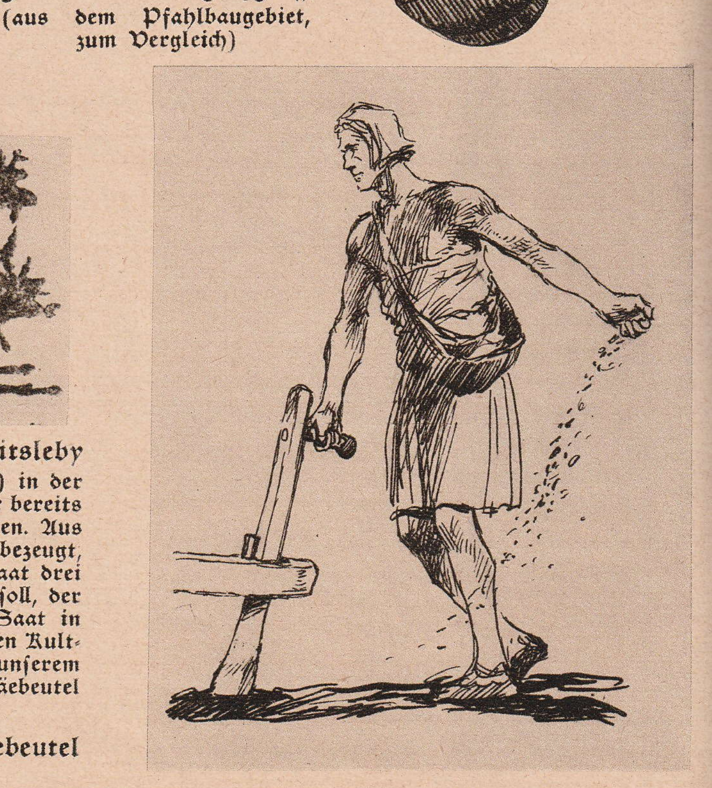


Abb. 161 **Pflügen und Säen mit Säebeutel**



Abb. 162

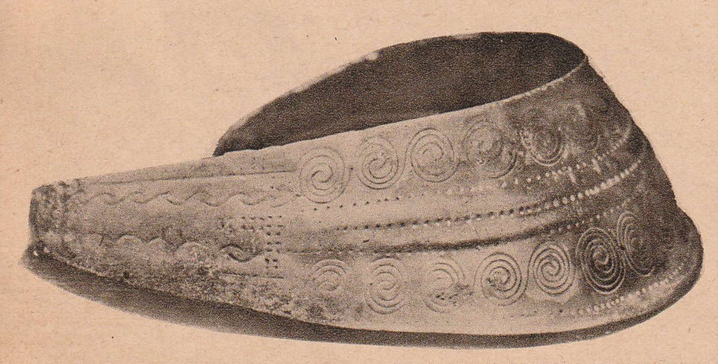
Flurumgang vor 3000 Jahren

Wie man sich die Verwendung des in Stade gefundenen Wagens (Abb. 283) vorstellen muß. Der Zug verläßt den heiligen Hain unter Lurenmusik. Hinter dem Wagen Priester mit goldenen Schöpfschalen (vergl. Abb. 363—367). Dahinter Bauern. Neben den Lurenbläsern Träger heiliger Schilde, wie Abb. 381 u. 382, S. 121

Abb. 163

Mittelteil eines Hängegefäßes

Fundort: Sophienhof, Kreis Demmin (Mus. Stettin). Als Mittelpunkt der wundervoll rhythmisch bewegten Aufteilung das Hakenkreuz, das in eine flammende Sonnenscheibe hineingestellt ist



Kunstgewerbe höchster Vollendung stellen die germanischen Bronzeerzeugnisse des 2. Jahrtausends v. Chr. dar

Abb. 164

Frauenhalsschmuck

Halskragen aus Bronze mit Spiralzier, gefunden in der Ostprignitz (Mus. Heiligengrabe)

Abb. 165 **Hängegefäß von Klein Hesebeck**

(Mus. Hannover). Solche Bronzedosen wurden von den Frauen am Gürtel getragen, sie dienten der Aufbewahrung von Toilettengeräten, ähnlich den modernen Handtaschen



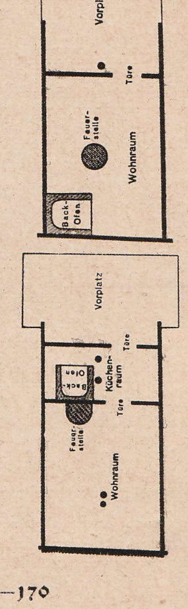


Abb. 169—170
Zwei Grundrisse des nordischen Hauses, dessen Entwicklung zeigend
(nach Reinerth, Das Federseemoor. Verlag Kabitzsch, Leipzig)

Abb. 166 **Dachdecken, Wandflechten**
(das Wort Wand leitet sich ab von winden), Verputzen

Germanen der Bronzezeit beim Hausbau

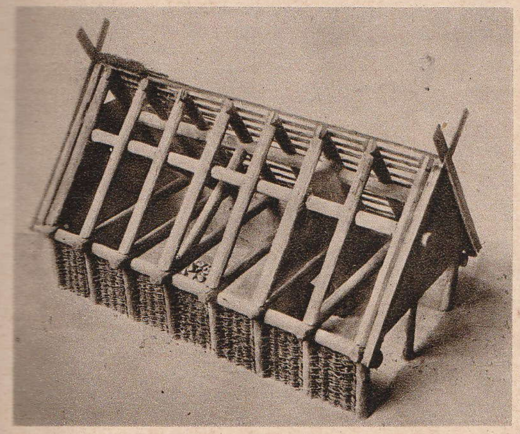


Abb. 171 u. 172 **Haus mit Vorhalle**
Modell des auf der Römerschanze bei Potsdam ausgegrabenen bronzezeitlichen, nordischen Haustyps. Eine Wand ist erst geflochten, die andere bereits verputzt. Im Innern der Herd aus Feldsteinen (Modell: Mus. Berlin)



Abb. 173 Haus des Bronzegießers

Giebelseite, davor der Schmelzofen für Bronze (Vergl. auch S. 67, 68 u. 75)

Pfahlbauten der Bronzezeit in Unteruhldingen



Abb. 174 Herrenhaus der Bronzezeit

Pfahlbauten Unteruhldingen. Ihr Kulturstand gleicht fast dem der amerikanischen Pioniere des 18. Jahrh., und auch in Osteuropa ist vielfach der heutige Kulturstand nicht wesentlich anders



Abb. 175 **Haus des Bronzegießers**
(Pfahldorf Unteruhldingen) 2. Hälfte des 2. Jahrtausend v. Chr. Bettstatt, genau nach Funden. An der Wand Blasebalg, von dem nur das Düsenende gefunden wurde

Musik war für die Bronzezeit nichts Neues, denn bereits aus der Steinzeit der nordischen Kultur kennen wir sowohl die Trommel als auch das Saiteninstrument. Und auch damals schon im 3. Jahrtausend war dies keine Neuheit, sondern in der Eiszeit, der Altsteinzeit der Urmenschheit, Zehntausende von Jahren zurück, wurde nach Trommelrhythmus getanzt, wie dies Kulttänze eiszeitlicher Felsenbilder zeigen, oder wie dies Fußspuren deutlich werden ließen, die man um Altäre in eiszeitlichen Höhlen Südfrankreichs fand.
Im 2. Jahrtausend kommt nun bei den Germanen das Blasinstrument, die Lure, dazu, deren Entwicklung ganz anderes technisches Können und mathematisches Wissen voraussetzt, wie wir gleich sehen werden. Wie war die „Erfindung" vor sich gegangen? Ganz zuerst hat man Kuhhörner benutzt, die nur einen Ton erzeugen, so wie heutigentags noch in der Kleinstadt oder auf dem Dorfe das Nachtwächterhorn. Bald wurde Schallausgang und Mundstück am Horn aus Metall angesetzt. Bereits zwischen 1800 und 1600 v. Chr. finden wir die ersten Blashörner ganz aus Metall. Sie haben noch vollständig die Form ihrer Vorläufer, nämlich des Horns. Steckte man nun zwei Tierhörner oder mehr ineinander, so war die Folge, daß man mehrere Töne blasen konnte, denn Mündungsdurchmesser, Länge des Rohres und Durchmesser des Mundstücks sind die drei Ursachen, die gesetzmäßig Tonlage und Zahl der Töne bestimmen. Solche an-

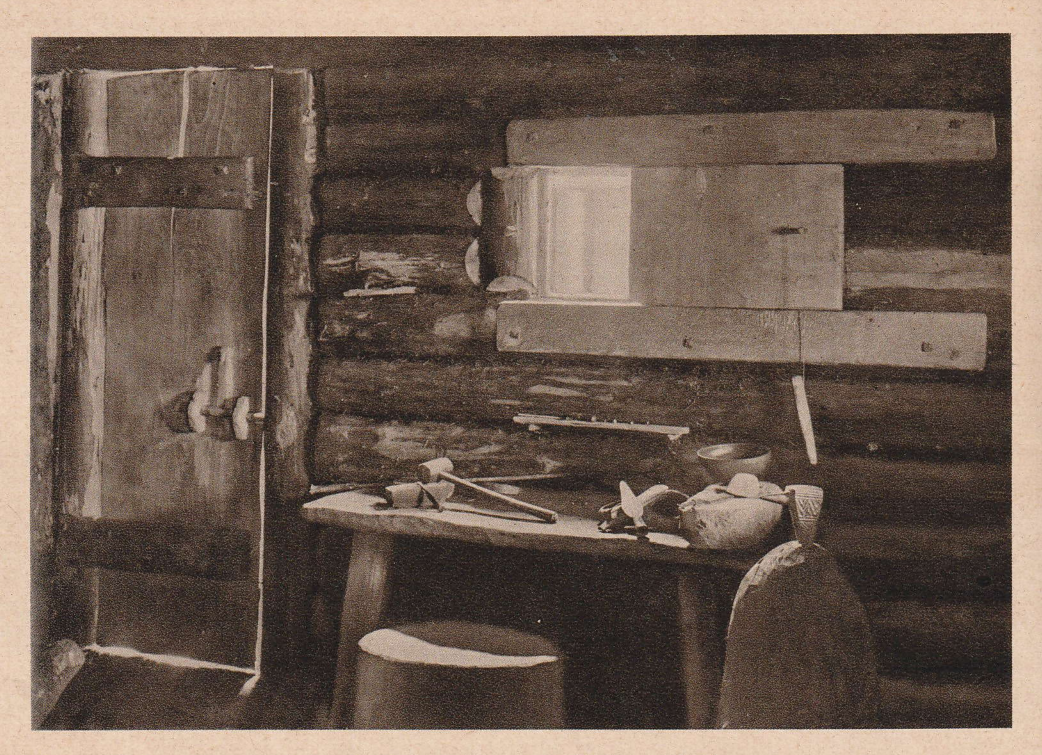


Abb. 176 **Der Arbeitsplatz des Bronzegießers**
(Pfahldorf Unteruhldingen). Vor dem Werktisch Schiebefenster. Auf der Werkbank Holzhammer, Meißel, Lanzenspitze, rechts neben der Werkbank Bronzeamboß. Der Riegel an der Tür ebenfalls durch Funde gesichert

einandergesetzte Hörner stellen gewissermaßen die aus Bronze gegossenen Luren dar. Unsere Abbildung zeigt Luren der Stufe, die etwa um 1000 v. Chr. erreicht war (Seite 81). Man fand die Instrumente fast immer zu zwei, zu vier oder zu sechs als Weihegabe an die Götter niedergelegt. Die zusammen niedergelegten Instrumente waren stets harmonisch aufeinander abgestimmt und gehörten paarweise zueinander; sind doch eine ganze Reihe Instrumente so gut erhalten, daß man sie heute noch blasen kann. Vom Dache des Nationalmuseums in Kopenhagen werden sie alljährlich zur Sommersonnenwende abends geblasen. Diese Abstimmung der Instrumente aufeinander zeigt, daß man in irgendeiner Weise Kenntnis besessen hat von der Bedeutung, welche die drei aufgezählten Punkte für die musikalischen Eigenschaften des Instrumentes haben. Die Schallscheiben an der Mündung, die schön verziert sind mit konzentrischen Kreisen oder mit Buckeln, dienten zur Verstärkung des Tones und machten ihn voller. Die Tonfarbe und der Klang der Luren ist unseren Waldhörnern recht ähnlich. Man hat behauptet, daß trotz der Vieltönigkeit die Luren doch nur zu einer monotonen Musik verwandt worden seien, aber vielleicht ist diese Ansicht mehr aus der Befangenheit eines Musikhistorikers erklärbar, denn Tatsache ist, daß die zahlreichen Töne der Luren sehr leicht zu blasen sind, und man kann beim besten Willen nicht einsehen, daß Töne, die leicht dem Instrument zu entlocken sind, in der Wirklichkeit nicht geblasen sein sollen.

Abgestimmt sind die Luren auf die Naturtonreihe:

		Schwingungsverhältnis:
c3	=	16
c2 d2 e2 f2 (fis) g2 a2 b2 h2 . . .	=	8 : 9 : 10 : 11 : 12 : 13 : 14 : 15
c1 e1 g1 b	=	4 : 5 : 6 : 7
c g	=	2 : 3
c1	=	1

Gibt man, wie oben angedeutet, einem Musiker, der noch nie eine Lure gespielt hat, ein solches Instrument in die Hand und bittet ihn, einmal das zu blasen, was das Instrument am leichtesten hergibt, so kommen ganz ungewollt alte Jagdsignale, die seit Jahrhunderten in Gebrauch sind, wie Aufbruch zur Jagd, „Hirsch tot!", „Bär tot!" Es soll damit nicht gesagt werden, daß die Germanen bereits vor 3000 Jahren die gleichen Signale geblasen haben, aber sicher sind sie diesen ähnlich gewesen, da sie beim Blasen sich doch sozusagen von selbst ergeben, und daß Signale wirklich geblasen wurden, beweisen auch die einfachen Hörner, die nur zu solch einem Zweck benutzt worden sein können. Dies wirft ein weiteres Licht auf die Verwendung der Instrumente, denn es ist doch recht bedeutsam, daß sich daraus die Feststellung ergibt, daß ein Bedürfnis zu Signalen vorhanden gewesen sein muß, und zwar in solchem Maße, daß so vollkommen entwickelte Instrumente das Schlußglied der Entwicklung bilden konnten.
Wie geordnet müssen wir uns das Kulturleben des germanischen Bauernvolkes vor 3000 Jahren vorstellen. Am wahrscheinlichsten ist, daß die Luren sowohl beim Gottesdienst wie im Kriege verwendet wurden. Darstellungen von Kultszenen, bei denen auf Luren geblasen wird, sind uns mehrfach erhalten, wie dies die Abb. 263 und Abb. 264 zeigen. Da die Luren meistens Weihefunden entstammen, die den Göttern an heiligem Orte niedergelegt wurden, so ergibt sich aus dem Vergleich späterer Zeit, daß es wohl Weihegaben nach glücklich beendeten Kriegszügen waren, was wiederum ein Hinweis ist, daß die Luren zu Kriegssignalen verwendet wurden.
Wie war nun die technische Herstellung, die wir hier in der Bronzewerkstatt beobachten können? Das gesamte Rohr wurde aus sechs Teilen zusammengesetzt, die einzeln gegossen wurden. Die Dünnheit der Wände hat sich bei modernen Versuchen selbst mit technisch so vorgeschrittenen Verfahren wie Sturzguß nicht erreichen lassen. Bei den Fundstücken sind die Rohrwände 0,75 Millimeter und noch dünner. — Zunächst wurde eine Tonkernform genau in der Größe und Gestalt des Röhrenraumes angefertigt; darüber wurde dann die Model des Rohres aus Wachs gelegt, also das Urbild der späteren Bronzerohrwände. Über diese Wachsmodel wurde dann ein Tonmantel gegeben. Um beim Brennen der Tonform, wobei die Wachsmodel ausschmolz, und um auch nachher beim Guß selbst den Kern und den Mantel in der richtigen Lage zueinander zu halten, wurde der innere Lehmkern und der äußere Lehmmantel durch Bronzestifte miteinander fest verbunden. War dann das Rohrstück gegossen und aus der „verlorenen Form" gebracht, so wurde das Ende des Rohrstückes in mäanderförmiger Windung ausgelappt und das Anschlußstück ebenfalls entsprechend. Beide Enden wurden vermittels eines Zwischenstückes vergossen. Später, etwa um das Jahr 1000, war die Verbindung noch vollkommener. Die Rohrteile wurden mit einem um die Fugungsstelle herumgelegten Ringanker zusammengeschweißt. Tatsächlich liegt hier ein Schweißverfahren vor. In die ineinandergepaßten Rohrteile, die an den Enden durch Einschläge, Vertiefungen zum



Abb. 177 **Der Überfall auf die Wasserburg!**

Der Stand der Festungskunst ist im 2. Jahrtausend v. Chr. erstaunlich hoch. Im Gebiet nördlich der Alpen ist überall das Baumaterial Holz, während im Mittelmeergebiet Steinbauten aufgeführt wurden. Im Federseemoor bei Buchau (Schwäbisches Oberland) mitten im See gelegen — jetzt ist dieser Teil vermoort — wurde die frühere Wasserfestung „Buchau" ausgegraben. Das Wassertor ist durch Fallgitter verschließbar. Rechts neben dem Tor erhebt sich ein Verteidigungsturm. Hinter den Palisaden laufen Wehrstege, die mit der Insel durch zahlreiche Laufbrücken verbunden sind. Hinter dem Tor verläuft eine zweite Innenpalisade.

(Nach Reinerth: Die Wasserburg Buchau, und Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen, beide Verlag Rabitzsch, Leipzig)

Die Reste,
die der Ausgräber fand!

Abb. 178 Wasserburg Buchau
Außenpalisade der Nordostseite mit Wehrpodium, Turm
(n. Reinerth, Das Federseemoor, Tafel XXVI, 1)



Abb. 179
Einbaum der Bronzezeit um 1100 v. Chr.
Wasserburg Buchau, aus der älteren Siedlung

Abb. 180 u. 181 Ruder der Bronzezeit
Wasserburg Buchau (etwa 1100—800 v. Chr.)

Eine Bronzezeitburg entsteht

Bau der Festung Abb. 182
von Lossow b. Frankfurt a. O.,
wie er sich nach der Ausgrabung ergab. In ganz Ostdeutschland finden wir solche Burgen als „Burgwälle“ erhalten. Sie wurden von den Nordillyriern angelegt zum Schutz gegen Angriffe der germanischen Nachbarn aus dem Norden. Die Germanen drängten am Ende der Bronzezeit (um 750 v. Chr.) wegen der eintretenden Klimaverschlechterung nach Süden und verdrängten schließlich aus ganz Ostdeutschland die Illyrier. Erst 1200 Jahre später rücken in Ostdeutschland, das von den Germanen fast völlig verlassen ist, die Slawen ein, die diese alten Burgwälle wieder neu benutzten. Fast alle „slawischen Burgwälle“ sind schon in der Bronzezeit gebaut gewesen

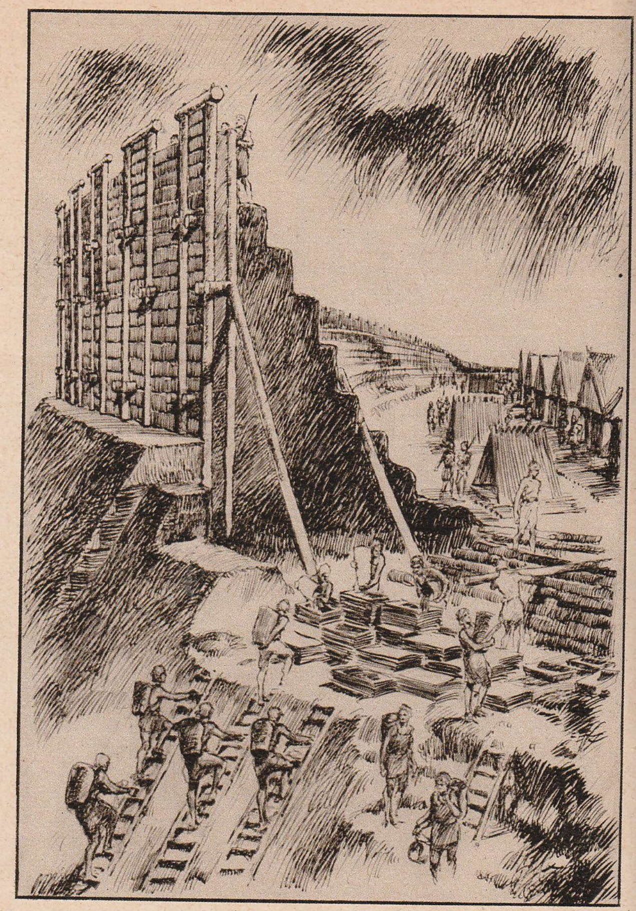




Abb. 183 **Tongefäße der Lausitzer Kultur**
Buckelgefäße sind kennzeichnend für die ältere „Lausitzer“ Kultur der Nordillyrier



Abb. 184
Der Burgwall von Schlieben (Kr. Liebenwerda),
eines der eindrucksvollsten Denkmäler der Vorzeit in Deutschland. Er wurde schon mit Beginn des vorigen Jahrhunderts unter Denkmalsschutz gestellt. Der Mann auf der Straße läßt gut die Größenverhältnisse erkennen. Vor dem Burgwall, der mitten im Sumpfe liegt, befindet sich ein etwas erhöhter, viereckiger großer „Fest“-Platz, der einst von Findlingsblöcken umrahmt war. Durch das Sumpfland führt auf diesen Platz und Burgwall, über 1 Kilometer lang, ein erhöhter Weg, der noch vor 100 Jahren den Namen „der heilige Steig“ führte. Ein Zeichen, daß die Fluchtburgen der Bronzezeit gleichzeitig Kultzwecken dienten. (Vergl. Dr. Friedrich August Wagner: Die Tempel u. Pyramiden der Urbewohner, Leipzig 1828)

„Verankern" des Verbandes erhielten, wurde ein Stützkern aus Ton eingeschoben, dann über die Fugstelle die Model des Ringankerverbandes aus Wachs gelegt und diese wieder mit einem Mantel aus Ton umgeben. Nach Ausschmelzung der Model wurde in die Form solange flüssiges Metall eingeführt und damit die Rohrteile umspült, bis sie weich wurden und zu schmelzen begannen. In diesem Augenblick ließ man den Einguß aufhören und das Ganze vergoß sich zu einer Masse. Die ehemaligen Fugen sind in dem Original nur noch an einzelnen Stellen zu bemerken*). Wie erreichte man, daß beim Eingießen der Metallmasse für den Ringanker die Rohrstücke nicht sofort wegschmolzen und der Guß dadurch mißlang? Die germanischen Bronzegießermeister verfügten nämlich bereits über die Kenntnis, daß die Metallegierungen je nach dem Zinnzusatz einen verschieden hohen Schmelzpunkt haben. Je mehr Zinn, desto niedriger der Schmelzpunkt. Sollten die Bronzestücke zwischen Kern und Mantel beim Guß halten, so mußte deren Schmelzpunkt höher liegen als der Schmelzpunkt der Legierung der Rohrwände. Sollten andererseits die Rohrwände den Umguß des Ringankerverbandes aushalten und nicht schmelzen, so mußte dessen Schmelzpunkt wiederum niedriger liegen. Die Untersuchungen ergaben für die einzelnen Teile:

	Zinn	Kupfer
Bronzestützen	6 Proz.	94 Proz.
Rohrwand	13,5 „	86,5 „
Ringanker	17 „	83 „

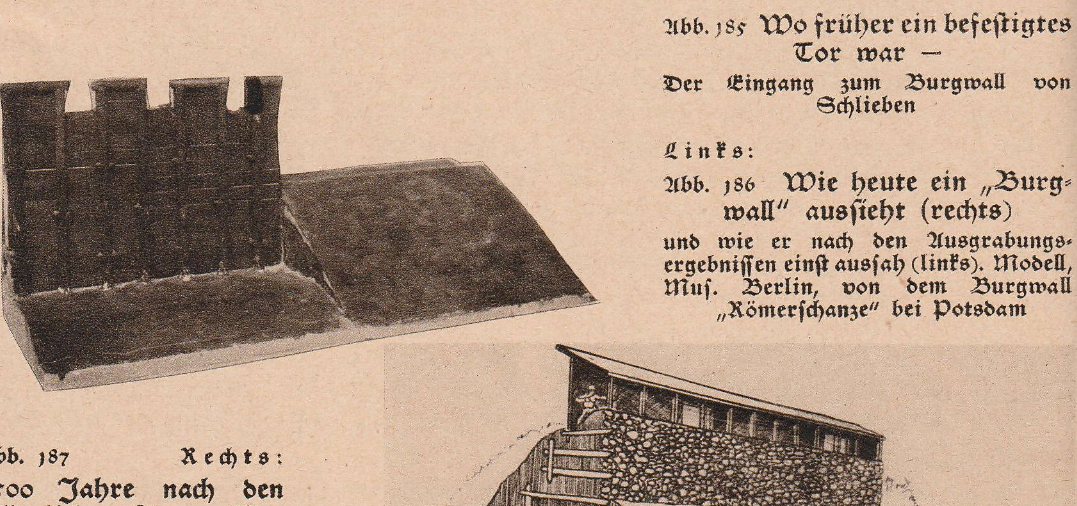
Aus der Gesetzmäßigkeit der Entwicklung und deren schrittweisen Vervollkommnung im Instrumentenbau der Bronzezeit, der bereits um 800 v. Chr. seinen Höhepunkt und Abschluß erreichte, also eine tausendjährige Entwicklung durchläuft, muß man noch etwas Bedeutsames folgern, nämlich feste Tradition und festgefügten Handwerkerstand. Eine zunftähnliche Organisation ist die Voraussetzung solcher Überlieferung. Eine „Berufsgruppe der Lurengießer" muß es sogar innerhalb der Bronzegießer schon gegeben haben, denn in einem solchen komplizierten technischen Verfahren konnte nur durch lange Lehr- und Gesellenjahre Meisterschaft erreicht werden. Wir sehen also auch hier hinter diesen technischen Dingen sich nordische Menschenart verbergen, das was dem Mittelalter sein Gepräge gibt und was deutsch-germanische Züge offenbart. Das Zunftwesen erweist sich hier gewissermaßen schon in seinen Uranfängen, und wir sehen, auf wie alte Zeiten solche Dinge zurückgehen und wie sie im Wesen unseres Volkes begründet liegen, und wir erkennen an unseren Urvätern, daß die Deutschen von jeher ein musikalisches Volk gewesen sind.

Die hohe Technik der Lurengießkunst ist keine Ausnahme, sondern wir finden bei genauem Zusehen sie an allen Gußerzeugnissen der germanischen nordischen Bronzezeit wieder, wenn wir uns nur die Mühe nehmen, das Fundmaterial genau durchzusehen. So finden wir Ketten, deren Glieder fugenlos in der Weise hergestellt sind, daß die Kettenringe, wenn man sie der Reihe nach numeriert, die mit den geraden Zahlen, also 2, 4, 6 usw., in einer zweiteiligen Kastenform gegossen waren und darauffolgend der Guß der Ringe mit ungeraden Zahlen, also 3, 5, 7 usw., in vierteiliger Kastenform erfolgte

*) Eine erschöpfende Untersuchung über die Gußtechnik der Luren liegt vor von Hubert Schmidt: „Die Luren von Daberkow, Kr. Demmin", Prähistorische Zeitschrift 7/1915.

Abb. 185 Wo früher ein befestigtes Tor war —

Der Eingang zum Burgwall von Schlieben



Links:

Abb. 186 Wie heute ein „Burgwall" aussieht (rechts)

und wie er nach den Ausgrabungsergebnissen einst aussah (links). Modell, Mus. Berlin, von dem Burgwall „Römerschanze" bei Potsdam

Abb. 187 Rechts:

1500 Jahre nach den Illyrischen Burgwällen

legten in Ostdeutschland die nach 600 n. Chr. eindringenden Slawen neue Burgbauten an oder bauten die alten Burgwälle wieder aus. Zum Teil wurden sie mit verdeckten Wehrgängen errichtet, wie dies am Burgwall Cöllmichen (Sachsen) festgestellt wurde, den unsere Abb. zeigt

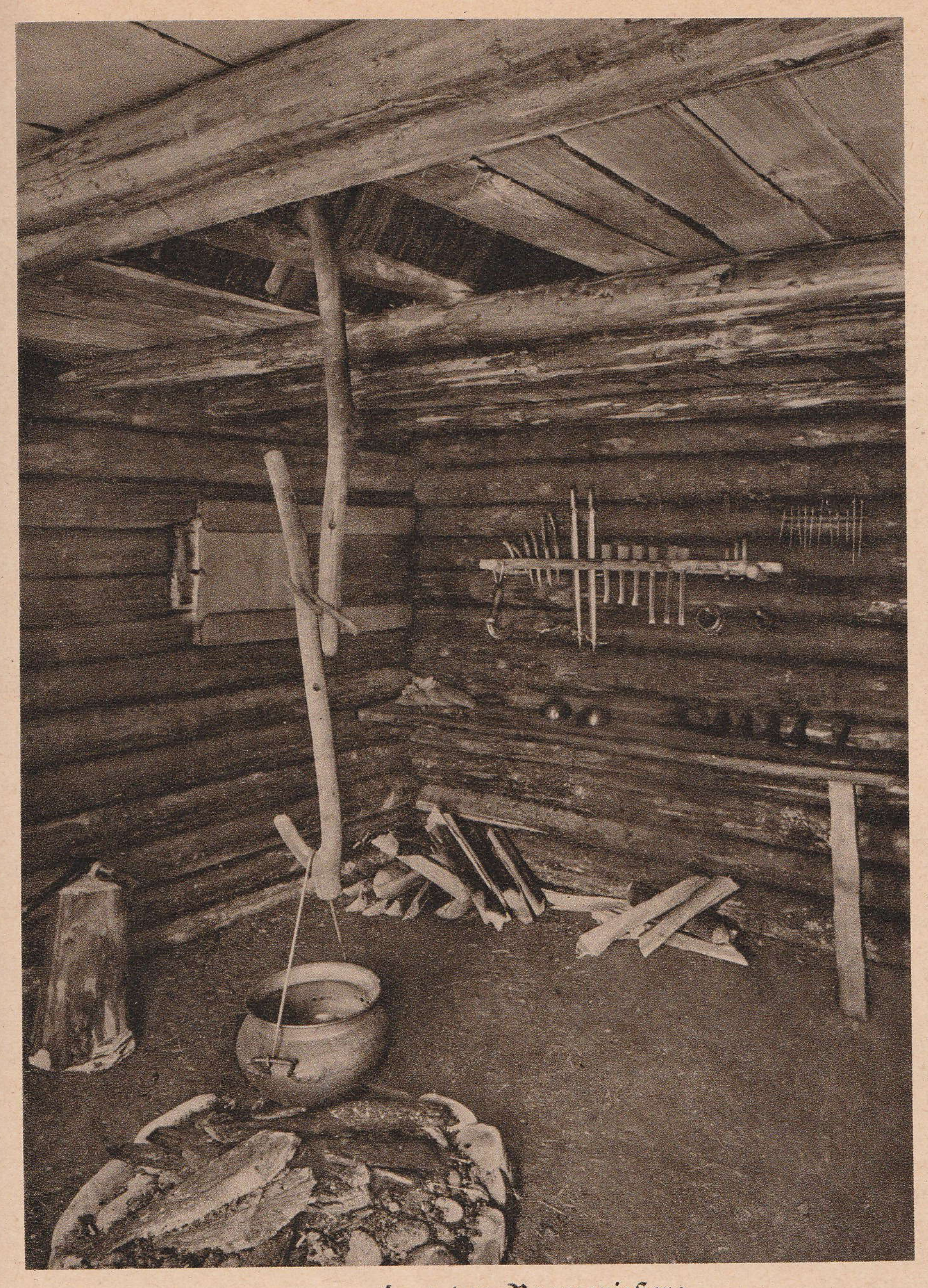


Abb. 188 **Haus des Bronzegießers**

Herdstelle, im Hintergrund fertige Waffen und Werkzeuge. Der Raum ist genau den Funden entsprechend nachgebaut; Schiebefenster, Deckenbelag ebenfalls nach Funden. Das Freilichtmuseum, Pfahlbauten Unteruhldingen am Bodensee (wissenschaftliche Leitung Prof. H. Reinerth), gibt einen lebenswahren Eindruck der Wohn- und Lebensweise der dortigen Bewohner der Bronzezeit, der Kelten, die sich mit der nordisch-westischen Mischbevölkerung von der jüngeren Steinzeit her verschmolzen haben

und dabei gleichzeitig mit den Ringen der geraden Nummern im Guß verkoppelt wurden. Diese Technik läßt sich schon etwa im Jahre 2000, ganz zu Beginn der Bronzezeit, im mittleren Europa feststellen, und man kann dieses Gußverfahren ja wirklich nur als außerordentlich fortschrittlich bezeichnen. Aus anderen Funden der älteren Bronzezeit geht dann hervor, daß auch bereits der Guß in verlorener Form und der Herdguß bekannt waren.

Zu gleicher Zeit lernte man neben der Härtung des Metalls durch die Legierung selbst auch die Härtung durch Hämmern neben der durch sachgemäße Abkühlung. Zu Beginn der Bronzezeit wurde das Hämmern noch teilweise auf kaltem Wege vollzogen, was bei einem Zusatz von 5 Proz. Zinn noch möglich ist. Im Laufe weniger Jahrhunderte machte diese der warmen Behandlung Platz, da eine zinnreiche Bronze sich nur in rotglühendem Zustande bearbeiten läßt, was sich an den Funden der jüngeren Bronzezeit durchgehend feststellen läßt. Die Vorgänge beim Gießen des Metalls und sein Verhalten dabei ist schon ganz im Anfang der Bronzezeit genau beobachtet worden, und daraus ergaben sich entsprechende Techniken, wie beispielsweise der Überfangguß. Ebenso übte man das Aufziehen von Ringen, das dadurch erfolgte, daß der Ring in glühendem Zustande sich dehnte und beim Erkalten sich zusammenzog, wodurch die Ringe dann auf den Geräten vollkommen fest auffaßen.

Die Anwendung der Schweißtechnik ist nicht etwa ein Einzelfall bei der Lurenherstellung, auch Räder wurden ebenfalls durch Zusammenschweißen der einzelnen Teile hergestellt. Es sei hier am Schluß der Betrachtung über die Kunst der germanischen Bronzegießer nur noch auf den allgemeinen Irrtum hingewiesen, daß die germanische Bronzezeit nicht die gleichen Leistungen wie in anderen Ländern gezeigt habe. Nicht allein, daß vom ästhetischen Kunststandpunkt Arbeiten geschaffen wurden, wie wir sie in gleicher Schönheit nicht in anderen Ländern finden, so zeigt auch die reine Untersuchung der technischen Seite, daß sie keineswegs den Vergleich mit den Kulturen des vorderen Orients zu scheuen brauchen. So erscheint die Bronze im alten Ägypten nicht vor 1600. Die Bronze ist nicht etwa eine ägyptische Erfindung. Wenn es auch für diese Betrachtung nicht wesentlich ist, so sei doch darauf hingewiesen, daß bereits in der Zeit um 2300 spanisches Material vorliegt, das die klassische Zusammensetzung der Bronze aufweist. So ist es viel wahrscheinlicher, daß die Erfindung der Bronze in Spanien vor sich gegangen ist. Oskar Montelius hat genauere Betrachtungen über die Zusammensetzung der Bronzelegierung an den einzelnen Fundstücken angestellt. Bei dem zu seiner Untersuchung hinzugezogenen Material machte er eine recht bemerkenswerte Feststellung, nämlich daß am Ende der Kupferzeit die ersten Bronzelegierungen nicht aus Kupfer und Zinn, sondern aus Kupfer und Antimon hergestellt waren, denn die Analysen des Fundmaterials zeigen, daß man nach der zweckmäßigsten Legierung noch tastete. Die Tatsache, daß die Antimonlegierung nicht nur auf Südeuropa beschränkt ist, sondern sich im Norden genau so findet, zeigt, daß der Übergang zur Bronzeherstellung sich im südlichen und nördlichen Europa ziemlich zu gleicher Zeit vollzogen hat, und daß die Betrachtungen abwegig sind, die, wie die Gelehrten zu sagen pflegen, a priori, d. h. von vornherein, dem Süden bzw. der vorderasiatischen Kultur in diesen technischen Dingen ohne weiteres einen Vorrang geben wollen.

Abb. 189

Abb. 190

Abb. 191

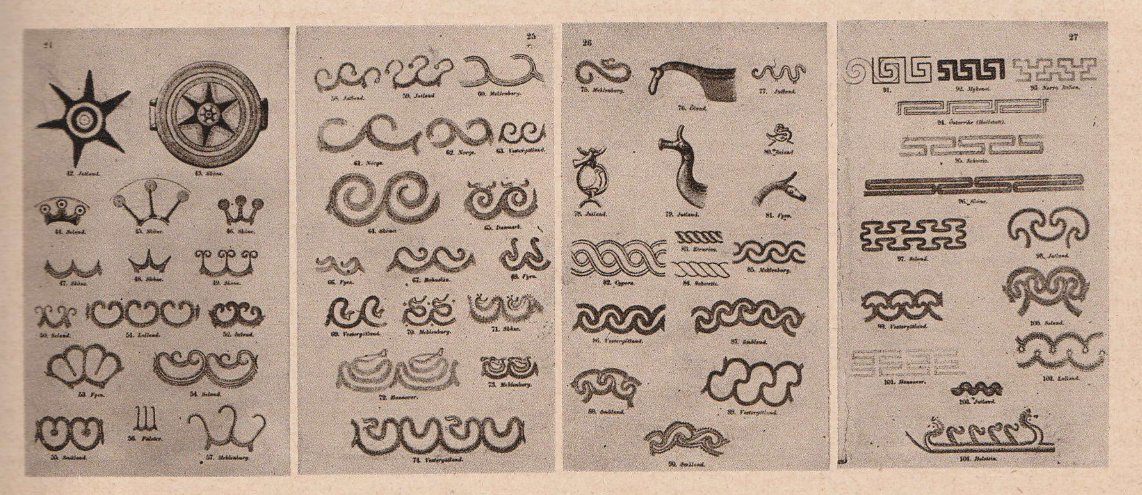
Abb. 192

Vier Schwertknauf-verzierungen

Abb. 193
Ziermuster aus Doppelspiralen, von einer Gürtelscheibe, wie sie Frauen als Gürtelschmuck trugen

Vom Skizzenbuch des Bronzejuweliers

Abb. 194—256 63 Schmuckmuster: Voluten, Spiralen und verschlungene Bandmuster von verschiedenen Fundstücken (Nach Montelius Monatsbl. 1881)





Vom Reißbrett des germanischen Bronzekünstlers

Abb. 257

Abb. 258

Abb. 259

Abb. 260

Mit Hilfe eines Griffels aus Bronze,

einer Schnur und eingesteckten Pflöcken zeichnete der „Bronzejuwelier" mathematisch genaue Ziermuster auf Birkenrinde, Wachs oder ähnliche Unterlagen oder direkt auf die Model. Die parallelen Bogen wurden durch kleine auf die Pflöcke gesteckte Röllchen erzielt (vgl. Abb. 261). Die Muster haben sich in der genannten Weise völlig übereinstimmend nachzeichnen lassen

(Lars Ivar Ringbom: Entstehung und Entwicklung der Spiralornamentik. Acta Archaeologica, Bd. IV, 1923)

Abb. 261

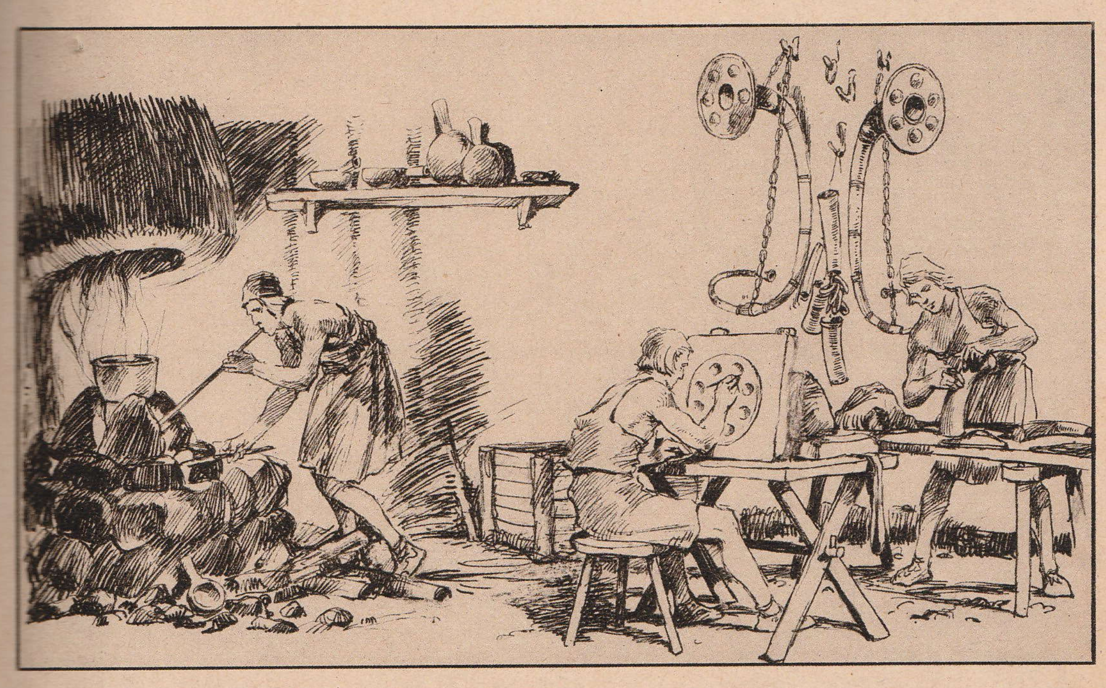


Abb. 262 **Werkstatt eines germanischen Lurengießers**
Modellieren einer Schallscheibe in Wachs. Formen eines Tonkernes für ein Rohr. Die komplizierte Technik des Lurengießens setzt einen Stand der Lurengießer mit fester Tradition voraus

Vom Bergbau auf Kupfer

Das Rohmaterial der Bronze, nämlich Kupfer und Zinn, kam auf dem germanischen Gebiet der Bronzezeit nur in der Harzgegend vor, wo im Mansfeldischen alte Pingen entdeckt worden sind, langgestreckte furchenartige Vertiefungen im Gelände, die von prähistorischem Kupferabbau zeugen. Aber sonst mußte Kupfer importiert werden. Die nächstgelegenen nichtgermanischen Kupfergruben der Bronzezeit dürften in England gelegen haben, doch kamen die in den Salzburgischen Alpen gelegenen Bergwerke wegen der nahen kulturellen Beziehungen des illyrisch-keltischen Hallstattkreises ganz besonders in Frage, zumal die Transportwege sehr bequem waren. Austauschmaterial stand genug zur Verfügung: Neben edlen Fellen, also Pelzen, Bernstein im wesentlichen, wird wahrscheinlich auch Viehhandel getrieben worden sein, denn daß der Pferdehandel sehr weit ging und germanische Bronzeerzeugnisse in der Mittelmeerwelt sehr begehrt waren, zeigt die Tatsache, daß die typischen germanischen Griffzungenschwerter nicht nur in Griechenland, sondern auch in Ägypten zutage gekommen sind, und das weiter unten besprochene Beispiel des nordischen Rennwagens in Ägypten zeigt,



Abb. 263

Kultbilder von einem Wandstein des Rivik-Grabes, Südschweden

obere Reihe: Feuerbohren unter Musikbegleitung; mittlere Reihe: acht Priestergestalten am Opferkessel; untere Reihe: Gefangene

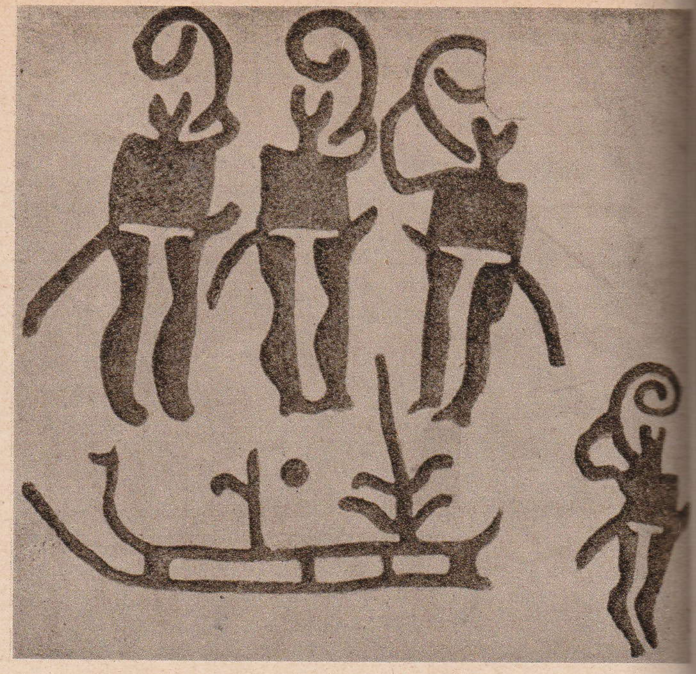
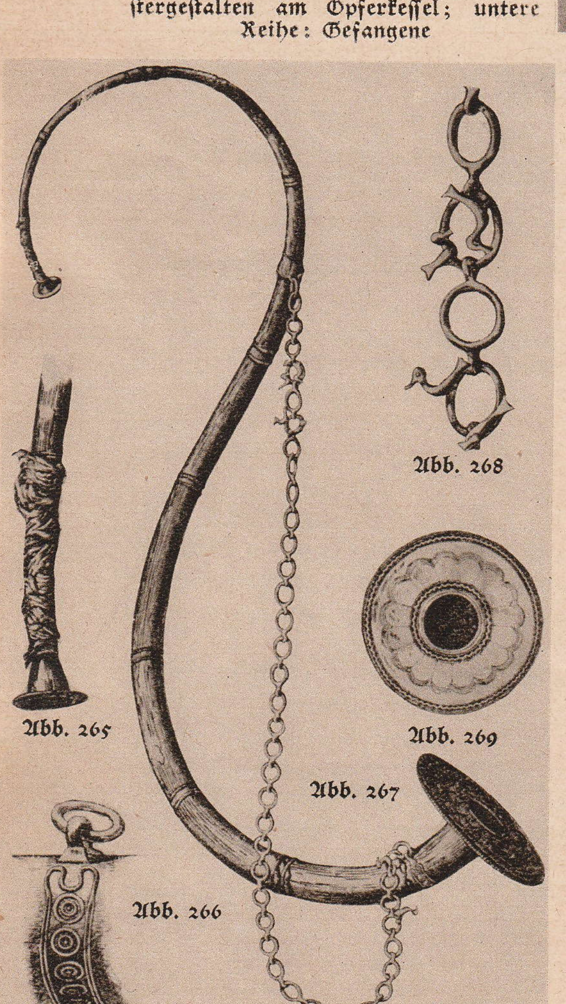


Abb. 264 **Kulthandlung** (Vgl. S. 69)

Vier Lurenbläser stehen um ein Schiff mit einem Baum. Germanische Felszeichnung der Bronzezeit, von Kalleby, Bohuslän, Südschweden



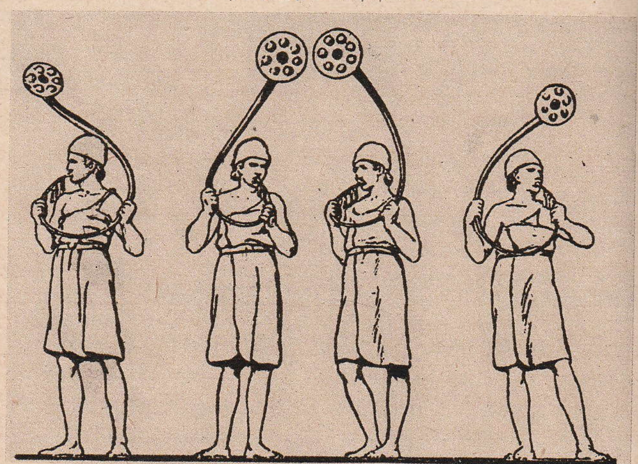


Abb. 270

Die vier Lurenbläser nach obiger Darstellung in der Tracht der Bronzezeit gezeichnet. Auf dem Kultbild der Felsenzeichnung tragen die Bläser Hörnerkappen. (Kult des Gottes mit Bockskappe = Thor vgl. Abb. 264)

Abb. 265—269 **Eine der zahlreichen Luren des Nationalmuseums Kopenhagen mit angegossener Kette**

Von den Blashörnern der Bronzezeit



Abb. 272

Abb. 271/72 **Eine der beiden Luren von Daberkow, Kreis Demmin** (Mus. Berlin) oben die wundervoll gearbeitete Scheibe vom Schallausgang mit Kreisbuckelverzierung

Abb. 273

Wie die Luren gegossen wurden,

zeigen die in der Wand steckenden Kernstützen. Weiß umrandet: Eine solche Kernstütze aus Bronze mit niedrigerem Zinngehalt als die Rohrwand selbst. Die Stützen hielten den inneren und äußeren Tonmantel beim Guß im richtigen Abstand zueinander

Abb. 274 Abb. 275

Schnitt durch ein Rohrstück,

das die Stoßfuge zweier Teilrohre mit dem Ringankerverband zeigt. Die der Stoßfuge gleichlaufenden, in die Wandung eingeschlagenen Vertiefungen dienen zum besseren „Verankern". Gut sichtbar ist auch am Durchschnitt des Ringverbandes, wie dieser sich mit den Rohrteilen zu einem „vergossen" hat. Links: Solch Ringanker von der Stoßkante des mittleren Teilrohres aufgeschnitten, um die Verankerung zu zeigen

(Hubert Schmidt: Die Luren von Daberkow, Prähist. Zeitschr. VII 1915)

daß wir eher geneigt sind, diese Beziehungen zu unterschätzen bzw. sie eindeutig in dem Sinn auszulegen, als ob nur die Germanen der empfangende Teil gewesen wären; wenn ihnen nicht ein gütiges Geschick den Bernstein geschenkt hätte, sie wahrscheinlich noch Jahrhunderte in tiefster Barbarei gelebt hätten, wenigstens nach der Meinung der einseitig eingestellten ex-oriente-lux-Forschung.

Ein Besuch eines solchen salzburgischen Bergwerks im Mitterberg ist deswegen im Rahmen dieser Betrachtung notwendig, weil wir auch hier wieder in dem Nachbarkulturkreis der Germanen, die ja in rassischem Sinne ebenso Nordeuropäer, also Nordindogermanen waren, nämlich bei den Kelten und Illyriern, einen Einblick in die soziale Gliederung und technische Vervollkommnung eines einzelnen Berufszweiges sehr komplizierter Art tun.

Der Bau der Schächte zum Einfahren in den Untertagebetrieb, der sich bereits bis 100 Meter unter Tage erstreckte, erfolgte nicht wie heute in seigeren (senkrechten), sondern in tonnlägigen, d. h. schrägen Schächten. Da in den Gruben infolge der Abbaumethode mit Feuer gearbeitet werden mußte, hatte dies den Vorteil, daß am First, d. h. der Decke der Schächte, der Rauch abziehen konnte, während an der Sohle frische Luft einströmte. Die seigeren Schächte wurden, wenn sie vorhanden waren, zwecks Regelung der Luftzufuhr immer paarweise oder zu dritt angelegt. Die Schächte sind meist eng, nur 1 Meter im Durchmesser, doch kommen auch 2 Meter vor. War es angängig, so ließ man die Sohle des Stollens zur Arbeitsstelle (Ort) hin ansteigen, damit das Grubenwasser abfloß und vor Ort im Trockenen gearbeitet werden konnte.

Erstaunlich ist, wie dies durch lehrreiche Ausgrabungen festgestellt werden konnte, daß schon recht vervollkommnete Schutzvorrichtungen beim Kupferbergbau des 2. Jahrtausends v. Chr. angewandt wurden. Gegen Verstürzen der Seitenwände in den Stollen und Schächten sowie des Firstes gab es zwei Arten von Verzimmerung. Die sogenannte Stempelzimmerung wurde recht häufig angewandt. Kurze Stammstücke geringeren Durchmessers wie wir sie heute noch als Grubenholz verwenden, wurden quer zwischen die Seitenwände oder senkrecht zwischen Sohle und First geschlagen. Oft wurden die Stempel an beiden Enden eben zugeschnitten verwandt, sehr häufig aber wurde das eine Ende etwas abgespitzt und dann mit einer Platte zusammen in die entsprechende Lage geschlagen. Auch Stempel mit Schar, d. h. mit rundlichem Ausschnitt, in den eine sogenannte Platte, ein der Länge nach gespaltenes Stück eines Baumstammes, gelegt wurde, kamen vor. Auch Verschalzimmerung wurde dann angewandt, wenn lockeres Gestein bei Schacht bzw. Stollen die Wand bildete, so daß solche Dinge schon beinahe modern anmuten. Man trifft sie heute noch in jedem Bergwerk ähnlich an (siehe unsere Abb. 276).

Schutz gegen Grubenwasser boten die Verdämmungen. Unten im Stollen wurden bis zu halber Höhe Bretterwände aufgeführt, die auf der einen Seite durch große Längsstempel gehalten wurden, auf der anderen, der Arbeitsstelle abgewandten Seite eine Andämmung von Sand und Steinen hatten. Die Fugen der Bretter wurden mit Lappen verstopft und mit Lehm verschmiert. Das Arbeitsgerät, das man zum Stempelsetzen verwandte, sogenannte Treibfäustel aus Holz, ist mehrfach gefunden worden.

Die eigentliche bergbauliche Arbeit, die Gewinnung des Erzes, ging so vor sich, wie sie noch 1550 n. Chr. in dem berühmten Buch über den Bergbau von Agricola dargestellt

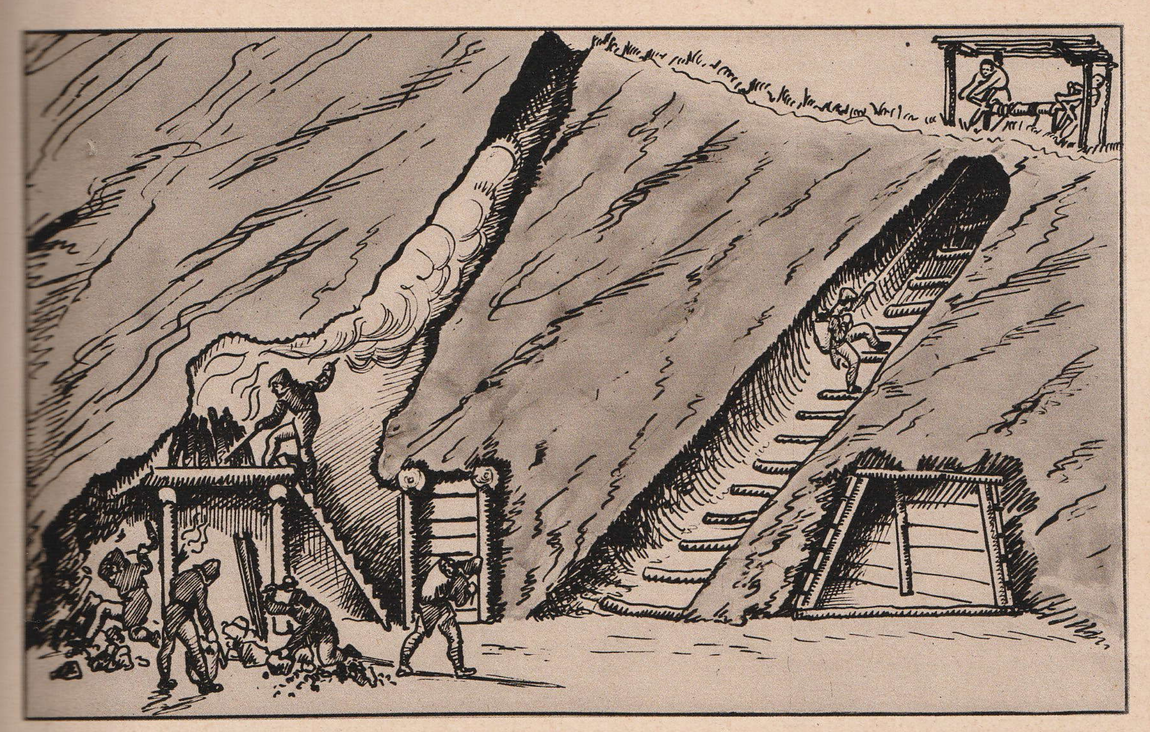


Abb. 276 Durchschnitt durch ein Kupferbergwerk der Bronzezeit vom Mitterberg (Salzburg)
Haspelwinde, schräger Schacht, Verschalzimmerung, Stempelzimmerung. Feuerbühne zum Feuersetzen und Erhitzen des Gesteins, Gesteinpickel, Steigbäume, Fellkappen, Tragen, alles nach Funden. Kupfer mußte von den Germanen von ihren keltisch-illyrischen Nachbarn bezogen werden. Erst um 1000 v. Chr. erreichen die Germanen die Kupfergebiete des Vorharzes bei Mansfeld. Alte „Pingen" machen wahrscheinlich, daß hier in der Bronzezeit schon Kupfer abgebaut wurde

ist, nämlich durch Feuersetzen. Unter bzw. vor dem abzubauenden Gestein wurden zu dessen „Gebrächmachung" Holzspäne angehäuft; nötigenfalls mußte eine Feuerbühne aufgeführt werden, die mit einer dicken Lage Lehm oder Sand bestreut wurde, auf dieser wurde dann der Holzstoß errichtet. Nachdem diese Feuersetzung abgebrannt, der Felsen also stark erhitzt war, wurde er mit kaltem Wasser abgeschreckt; dadurch wurde er bröcklig und konnte nun mit sogenannten Keilhauen oder Pickeln abgearbeitet werden. Da man also ständig zur bergbaulichen Arbeit Wasser brauchte, mußte auch der Wassertransport in der Grube gut geregelt werden. So fand man zahllose Holzrinnen für Wasser, aus halben Baumstämmen gearbeitet, Wasserkübel usw. Mit einer Feuersetzung, die ja unendlich viel Vorbereitungen erforderte, konnte man ungefähr 1 Kubikmeter Erz gewinnen, das dann in Ledersäcken oder Ledertragen an die Oberfläche befördert wurde. Auch Transporttröge aus Holz wurden gefunden, ganz ähnlich denen, wie sie nach dem Buch von Agricola 2500 Jahre später verwendet wurden. Das Ausschmelzen des Erzes war technisch sehr kompliziert, da das sulfidische Erz vor dem

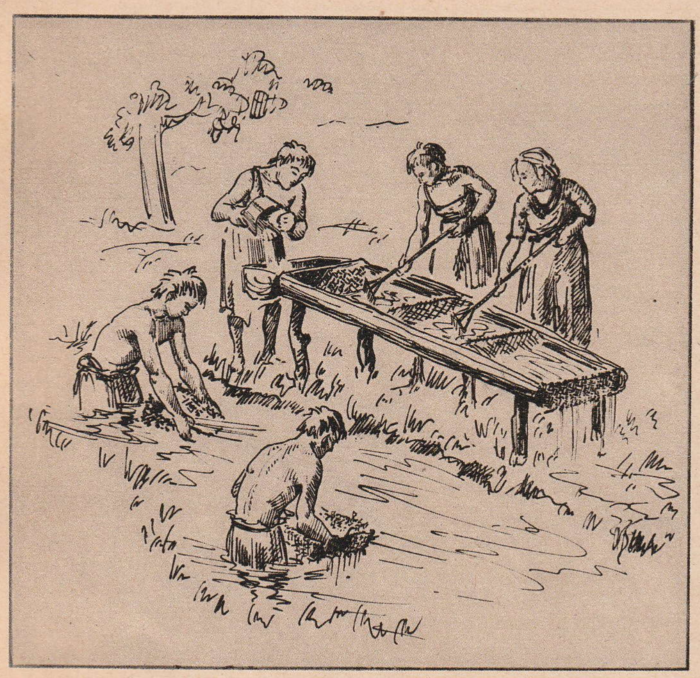


Abb. 279 **Zinnwäsche am Fluß**

Aus dem Flußsand wurde das Zinn durch Waschen gewonnen. Im Raum der Germanen der Bronzezeit kam außer Schweden das Gebiet des Harzes in Frage. Das meiste Zinn stammte wohl aus dem Erzgebirge. (Vergl. Andree, Bergbau in der Vorzeit, Leipzig 1922)

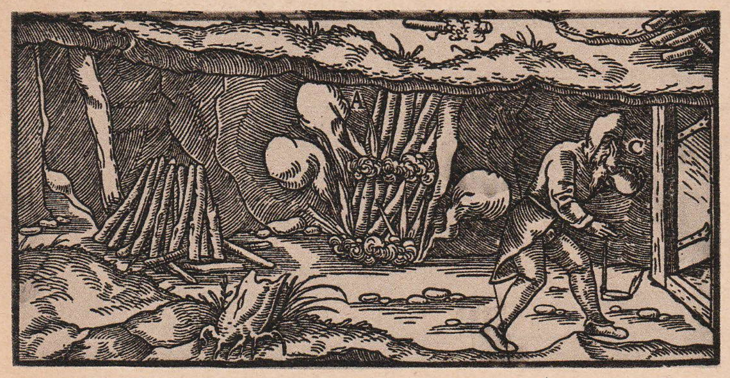


Abb. 277 **Noch im Mittelalter (Abbildung aus Agricola 1550) wurde Gestein durch Feuersetzen gesprengt**

War das Feuer abgebrannt, wurde der heiße Fels mit Wasser abgeschreckt, wodurch das Gestein brüchig wurde und mit Picken bearbeitet werden konnte



Abb. 278 **Mittelalterliche Bergwerksdarstellung**

Haspelwinde, die noch vollkommen der bronzezeitlichen Haspel gleicht, nach Agricola 1550, sowie die verschiedenen Arten des Einfahrens, die wohl ebenfalls nicht fortschrittlicher als 2500 Jahre vorher waren. Das viele Rutschen erforderte auf dem Gesäß einen Lederschurz, das „Arschleder", das schon aus der Bronzezeit belegt ist und noch heute zur Bergmannstracht gehört

eigentlichen Schmelzprozeß erst vorgeröstet werden mußte. Die Schmelzöfen für Kupfer hatten bereits Blasebalg-Luftzuführung*.

Die Wetterführung, d. h. die Lufterneuerung in den Schächten, scheint zum Teil dadurch noch mechanisch unterstützt worden zu sein, daß man mit Matten in den Stollen durch fächelnde Bewegung die Luft zum Zirkulieren brachte. Trotzdem ließen sich Unglücksfälle nicht vermeiden, und mehrfach sind in den alten verlassenen bronzezeitlichen Gruben vom Mitterberg Leichen verunglückter Bergleute aus der Vorzeit gefunden worden. — Am bedeutsamsten ist ein Fund aus Spanien, dessen Bergwerksbetrieb dieser Zeit sich durchaus mit dem des Mitterbergs vergleichen läßt. Hier wurden 20 Mann verschüttet vor Ort, d. h. bei der Arbeit, gefunden. Dieses zeigt, daß zu einer Schicht immerhin etwa 80 Leute gehört haben mögen. Mit ähnlichen Verhältnissen müssen wir also auch am Mitterberg in der Zeit vor 1000 v. Chr. rechnen. Dies bedeutet wiederum, daß wir schon eine tiefgreifende soziale und berufliche Schichtung antreffen. Der Stand der Bergleute hat sich bereits in langer Tradition vom Bergbau auf Feuerstein her durch die Jahrtausende entwickelt, und so ist es kein Wunder, daß wir bereits so typische Kleidungsstücke wie den Lederschurz über dem Gesäß, das sogenannte Arschleder, antreffen. Auch die Kappen, die Tracht des Bergmanns noch im Mittelalter, haben sich gefunden.

Der Zinnbergbau war sehr viel einfacher. Er war neben Britannien, Spanien und vor allem Cornwall besonders im sächsisch-böhmischen Erzgebirge zu Hause, und hier sind die alten Halden oft kilometerlang. Zinn wurde aber auch neben der rein bergmännischen Gewinnung vor allen Dingen durch Auswaschen sogenannter Seifen, d. h. Schwemmsanden aus den Flußläufen oder in der Nähe von Flußläufen in durch diese abgelagerten Sanden, gewonnen. Noch zur Zeit des schon bereits erwähnten Agricola 1550 wurde das Waschen von Zinn in Bächen und Flüssen betrieben, und gerade die Gewinnung des Zinns war ja im germanischen Gebiet des Harzes möglich und wird auch am Ende der Bronzezeit dort betrieben worden sein.

Forschungsergebnisse über Wagenbau und Pferdezucht bei den Bronzezeitgermanen

Unser heutiges Geschlecht interessiert ja die Frage nach der Entstehung und Geschichte des Wagens außerordentlich, denn unser Zeitalter kann man mit Recht das des Wagens nennen, seitdem zwei Deutsche, Benz und Daimler, aus dem Wagen den selbstfahrenden Wagen, das Auto, geschaffen haben. Wie bei vielen großen Erfindungen der Menschheit handelt es sich auch hier im Grunde genommen um ein altes Kulturgut, und da im alten Orient der Wagen auf Denkmälern vielfach dargestellt war, so war es nicht verwunderlich, zumal bei der ganzen Einstellung der Kulturforschung, daß man den Wagen jahrzehntelang für eine alte orientalische Erfindung hielt (Abb. 375).

*) Ueber die älteste Verwendung und Darstellung von Eisen und Stahl. Technikgeschichte Bd. 23, 1933. (Quiring)

Zum ersten Male wurden weitere Gelehrtenkreise stutzig, als sich bei der Untersuchung eines in einem Grabe zu Theben (Oberägypten) gefundenen Rennwagens aus der Zeit der 18. Dynastie (um 1400 v. Chr.) ergab, daß die zum Bau dieses Wagens verwendeten Hölzer nordische Holzarten waren. Die Radfelgen waren nämlich aus Esche, die Speichen aus Ulme, das Joch aus Hainbuche, und dazu kam noch ein Weiteres, daß zur Verbindung von Naben und Speichen bei der Umwicklung Birkenbast verwendet war. Alle Bestandteile dieses „ägyptischen" Rennwagens waren also nordischer Herkunft, und eine einfache Überlegung mußte sagen, daß doch auch die Herstellung nicht in Ägypten erfolgt sein konnte, denn sonst wäre zur Verbindung der einzelnen Teile nicht Birkenbast und Birkenteer verwendet worden, sondern man hätte Bindemittel genommen, wie sie die Ägypter seit Jahrhunderten im eigenen Lande sehr gut zur Verfügung hatten. Trotzdem wagte man nicht, an der bis dahin geltenden Auffassung zu rütteln, bis man zahlreiche Rennwagendarstellungen in Schweden auf Felsen eingeritzt fand, die die gleichen Rennwagen wie die ägyptischen darstellten, nur mit dem Unterschied, daß die Zeit dieser Felszeichnungen noch älter war; zudem zeigen die germanischen Felsbilder verschiedene Typen, so daß also ein Reichtum an Formen und Konstruktionen im Norden gefunden wurde, wie ihn der Orient zu gleicher Zeit nicht aufweist. Unsere Abb. 281 zeigt eine ganze Auffahrt solcher Rennwagen, und wir sehen hier, daß neben verschiedenen Rädertypen auch verschiedene Wagenarten gefahren wurden.

Auch in dem berühmt gewordenen Grab von Kivik aus der Zeit vor 1500 v. Chr. ist ein Wagen im Rahmen eines kultischen Festzuges dargestellt. Auch eine eigenartige Radkonstruktion mit einer durchgehenden Mittelspeiche und vier auf dieser durchgehenden Mittelspeiche senkrecht stehenden Querspeichen (siehe Abb. 286), der sogenannte Mercurago-Typ, ist im Norden dargestellt gefunden worden. Man hielt ihn bisher für italischer Herkunft, da man ihn dort vielfach gefunden hat und dort wohl der Ausgangspunkt dieser Radform innerhalb des mittelländischen Kulturkreises war. Die nordische Darstellung beweist aber die Gleichzeitigkeit mit Italien, so daß es nicht einmal sicher ist, ob es sich hier um eine Übernahme einer technischen Form Italiens handelt, jedenfalls wieder ein Beweis für die enge Kulturverbindung zwischen Italien und den Bronzezeitgermanen, was nicht verwunderlich ist, wenn wir das Herkunftsschema auf

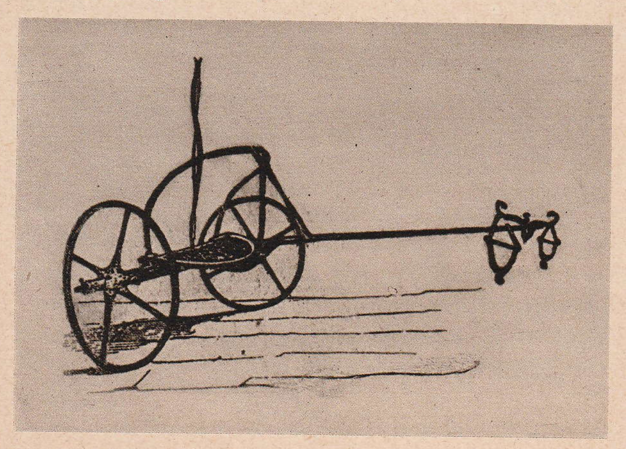


Abb. 280 **Nordischer Rennwagen, gefunden in Theben, Oberägypten, aus der Zeit um 1400 v. Chr.**
Die Tatsache, daß zum Bau dieses Wagens Hölzer wie Ulme, Buche und Esche und Birkenbast und Birkenteer verwendet wurden, beweist untrüglich die europäische Herkunft dieses Wagens, denn bei einer Anfertigung in Ägypten hätte man nicht Birkenteer und Birkenbast, sondern einheimische Bindemittel verwendet

Seite 55 ansehen, denn wir sehen, daß die Sabeller aus Böhmen und die Latiner von der Gruppe der Schnur-Keramik am Rhein nach Italien gezogen waren, wo beide Stämme zusammen das Volk der Italiker bildeten, die ja dann gemeinsam 753 v. Chr. Rom gründeten. Wir müssen also hier unsere Ansichten wieder einmal gründlich revidieren. Wie die Auffahrt der Wagen in Abb. 281 und die Darstellung der Wagen auf den germanischen Felsbildern im Rahmen von Kultfesten zeigt, wurden Wagenrennen veranstaltet, wie wir ein solches in lebendiger Weise auf der Situla von Kuffarn aus dem Hallstattkreis (Abb. 282) sehen. Der Sinn dieser Rennen war der, dem Sonnengott die besten Opfertiere auszuwählen, d. h. die siegenden Pferde im Rennen wurden den Göttern als Opfer dargebracht, wohl in der Absicht, der Sonne neue Zugtiere zu besorgen, denn wie wir auf den Abbildungen Seite 111 sehen, nahm man ja an, daß die Sonne von Pferden gezogen wurde. Hierzu paßt sehr gut ein antiker Bericht von der Insel Rhodus, auf der man alljährlich ein Viergespann in das Meer zu stürzen pflegte als Opfer für den Sonnengott.*) Im alten Rom, dessen Bräuche in vielem noch mit den altgermanischen in Zusammenhang standen, brachte man am 15. Oktober dem Mars Pferdeopfer dar, und zwar wurde das Opfer durch ein auf dem Marsfelde veranstaltetes Wagenrennen erlesen. Das beste Pferd wurde zur Erlangung einer guten Ernte geopfert. Überbleibsel dieser Sitte dürften die im Norden zur Weihnachtsmette üblichen Wettfahrten oder der Stephansritt am Weihnachtsfeiertage sein. Über die gleichen Bräuche berichtet auch Olaus Magnus bei den alten Goten.**) Daß der Rennwagen sich im Germanenlande, also einheimisch, aus den Uranfängen entwickelt hat, beweist wohl schlagend das Steinzeitgrab von Züschen, das aus dem dritten Jahrtausend stammt, wo wir Bilder von zweirädrigen Wagen von Rindern gezogen fanden. Aus

*) Vgl. über Pferdeopfer und Pferdekulte H. Rosén in der Zeitschrift Fornvännen 1913 und R. F. Johannsson ebendort.

**) Vgl. Almgren: „Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden."

Abb. 281 **Germanische Felszeichnung von Frännarp (Schonen) in Südschweden**

Diese Auffahrt germanischer Rennwagen aus der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. zeigt, daß der Wagenbau eine bedeutende Höhe erreicht haben mußte; denn wir können Typen mit langen und halbrunden Wagenkasten unterscheiden und ebenso drei verschiedene Radarten. Der Wagen, auf den durch den Pfeil b hingewiesen ist, stimmt mit dem in Ägypten gefundenen (Abb. 280) völlig überein, sogar im Jochgeschirr vorn an der Deichsel.

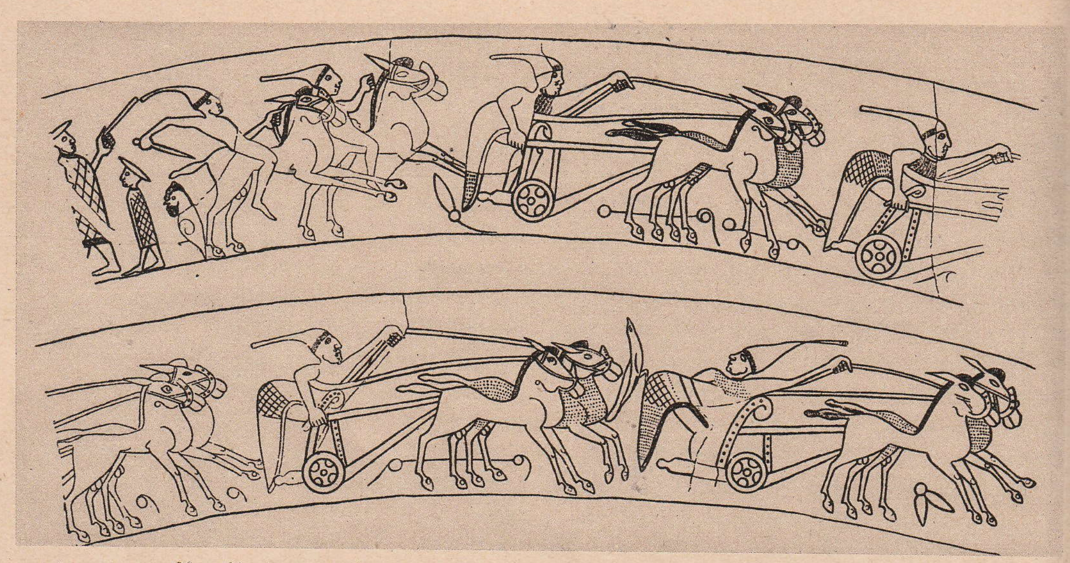
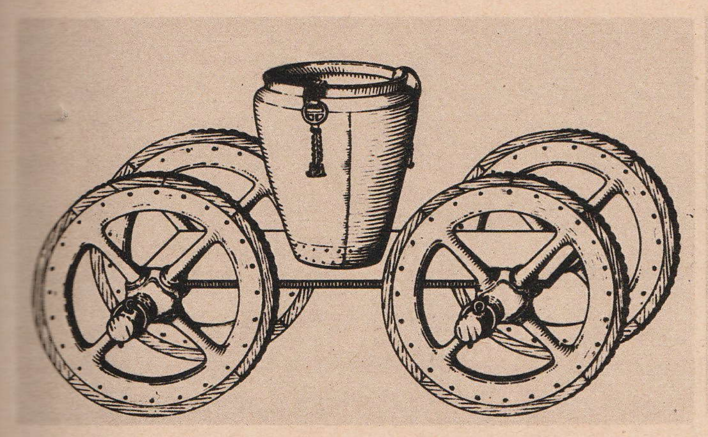


Abb. 282 **Im Rahmen eines Frühlingskultfestes stattfindendes Wagenrennen**
Bild von der Situla von Kuffarn aus dem dem germanischen benachbarten Hallstattkulturkreis. Die Wagenart entspricht dem mit Pfeil a und c gekennzeichneten von Abb. 281

diesen zweirädrigen Wagen (Abb. 67/68) hat sich der technisch so vervollkommnete Rennwagen der Bronzezeit entwickelt.

Die Pferdezucht selbst ist nicht etwa erst in der Bronzezeit entstanden, sondern schon in der Steinzeit, und zwar belegen uns dies Funde, die uns gleichzeitig die Richtung andeuten, in der wir uns den Beginn der Züchtung des Pferdes vorstellen müssen. So wiesen wir ja bereits auf Seite 25 auf den Pferdeschädel hin, in dessen Stirn ein Feuersteindolch abgebrochen steckt; es war also nicht auf der Jagd erlegt worden, sondern auf einem Kultfest geopfert. Man war zum Einfangen der wilden Pferde in der Steinzeit aus kultischen Gründen gekommen, und um für die Opferfeste immer genügend Tiere zu haben, fing man Jungtiere und hielt sie in der Umzäunung gefangen. Aus dieser Gefangenhaltung entstand schon ziemlich früh in der Steinzeit die Zucht, so daß sie in der Bronzezeit bereits eine jahrhundertelange Tradition hinter sich hatte, als man mit Rennwagen die kultischen Wagenrennen am Ostseestrand veranstaltete, so wie dies das eine unserer Bilder zeigt (Abb. 292). Rennbahnen sind übrigens aus dieser Zeit in Nordeuropa gleichfalls überliefert, und zwar bei dem berühmten Tempel der Stonehenge in Südengland, die 2800 Meter lang ist und 100 Meter breit, das Ganze von Wällen eingerahmt noch heute sehr schön zu erkennen.*) Auch in Deutschland hat man eine Rennbahn in der Nähe der Externsteine vermutet, in der Langelau, doch ist hier das letzte Wort noch nicht gesprochen. Möglichkeiten wird es an verschiedenen Plätzen genug

*) In Schweden ist an dem Heiligtum von Uppsala eine Rennbahn überliefert, die ebenfalls schon in der Bronzezeit vorhanden gewesen sein kann.



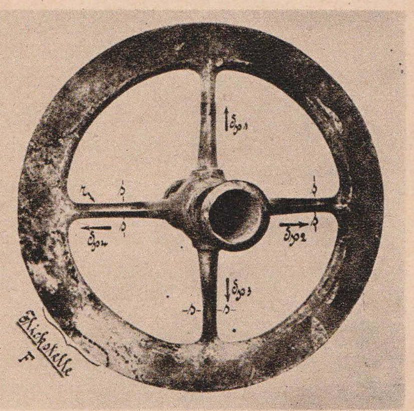




Abb. 283

Der Kultwagen von Stade bei Hamburg

(nach 1000 v. Chr.). Auf dem Wagenkorb war (hier nur durch das glatte Brett angedeutet) ein großes Gefäß befestigt, das Wasser enthielt zum Besprengen der Felder beim Frühlingsumzug

Abb. 284

Eines der kunstvoll geschweißten Bronzeräder des Stader Wagens

Auf der Bronzefelge war eine Holzfelge befestigt, wie dies Abb. 3 verdeutlicht. Um die Holzfelge legte sich ein Bronzereifen

gegeben haben, nur ist es archäologisch sehr schwer feststellbar und vor allen Dingen beweisbar. So scheint der „Heilige Steig" bei Schlieben, Kreis Liebenwerda, ein etwa 3 Kilometer langer erhöhter Weg, der auf einem Festplatz vor einer Ringburg endete, die sicher auch kultischen Zwecken diente (Abb. 184 und Abb. 185) vielleicht ebenfalls als Rennbahn gedient zu haben. Jedenfalls ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen. Auch wissen wir ja aus den Darstellungen des gleichen Kulturkreises (Kuffarn), daß man auch neben den Wagenrennen, Pferderennen veranstaltete.

Wir besitzen neuerdings aus Kleinasien eine Quelle aus der Zeit um 1360 v. Chr., die uns in außerordentlich überraschender Weise einen Einblick in das Training und die Wartung der Pferde gibt. Mitten in Kleinasien lag um diese Zeit das Reich der Hettiter, eines Mischvolkes, das in seinen verschiedenen Teilen verschiedene Landessprachen hatte. Die Hettiter selbst sind zweifellos aus Europa zu Beginn des 2. Jahrtausends nach dort gewandert. In seiner Hauptstadt Boghasköi fand man bei Ausgrabungen Teile des Staatsarchivs, und unter den mit Keilschrift bedeckten Tontafeln fand sich auch eine Schrift, die der Generalstallmeister Kikkulis verfaßt hatte, welcher nicht einheimischer Herkunft war; sondern er gehörte dem Volke der Manda an, da die Schrift in dieser Sprache verfaßt ist. Die Manda sind aber ein uns aus der Geschichte wohlbekanntes Volk. Sie sind die Vorfahren der späteren Meder und stammten aus Europa und kamen über den Kaukasus nach Kleinasien. In dieser Schrift wird für die Dauer von 3 Monaten jeder Schritt, jede Mahlzeit, jede Ruhezeit, jede



Abb. 285
Ein solcher Kultwagen auf einer frühgriechischen Münze von Krannon zum Vergleich

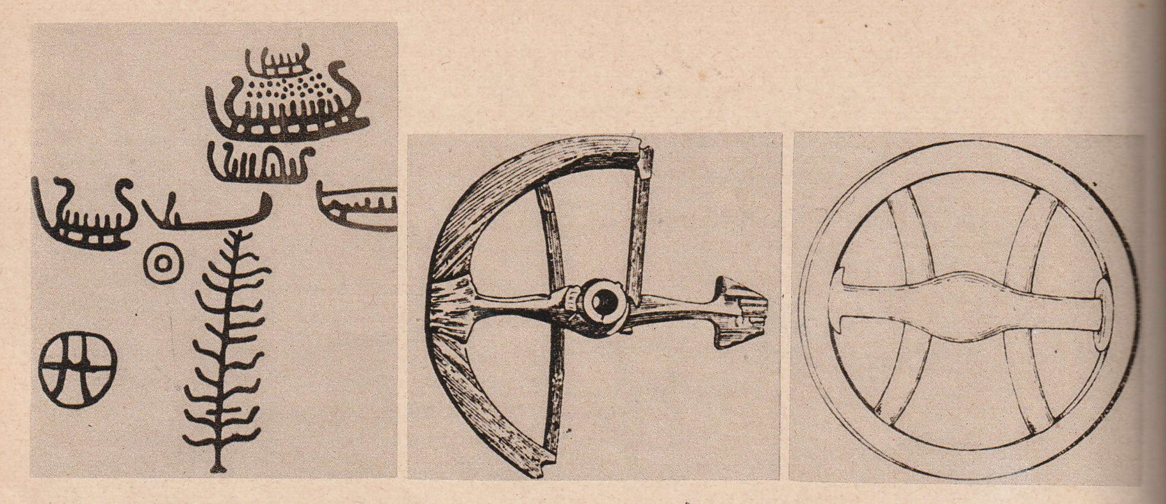


Abb. 286—288 Felsdarstellung von Solberg, Südschweden
Der Radtyp entspricht dem sogenannten Mercuragotyp, der in der gleichen Zeit in Italien vorkommt. Diesen Typ zeigen die beiden Räder rechts. Das Rad aus Holz ist in Mercurago gefunden

Tränkung der Pferde vorgeschrieben, die Futtermengen für Klee und für Gerste, ebenso die Vorschrift, dem Futter Häcksel beizumengen, um die Pferde zum Kauen zu zwingen Ganz modern muten die Mittel an, die gegeben wurden, um den Pferden leichte Verdauung zu verschaffen, nämlich sie sollten abwechselnd mit Salzwasser und Malzwasser getränkt werden. Das genaue Maß des Trainings ist Tag für Tag niedergelegt: wieviel im Galopp, wieviel im schnellen oder langsamen Paß und im Schritt zurückzulegen ist. Auch der Bau von Rennbahnen wird beschrieben, und eins zeigt die Schrift vielleicht ganz besonders, nämlich daß sie Erfahrungen voraussetzt, die nur in Jahrhunderten gesammelt sein können.
Nicht nur die Abfassung in der Sprache der Manda und die Angaben von Rennbahnen geben uns Fingerzeige, sondern auch aus der Tatsache, daß die Manda aus Europa nach Kleinasien in späterer Zeit gewandert sind, müssen wir schließen, daß die mitgeteilten Erfahrungen und Regeln des Kikkulis europäischer Herkunft sind. Jedenfalls hat man an den Hettiterhof einen so guten Pferdekenner wie Kikkulis aus der Fremde, aus Europa, geholt, und so werfen diese Ausführungen seiner Aufzeichnungen indirekt ein Licht auf die Kulturhöhe auch bei den Germanen, denn wir können ganz beruhigt den Schluß vom Teil auf das Ganze machen, ohne uns dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit auszusetzen. Denn wir finden ja in der Wagentechnik und in den Rennen bei den Germanen dieselben Voraussetzungen wie in Kleinasien. Hervorragende Gelehrte wie Hrosny und Forrer stehen sogar auf dem Standpunkt, daß das Pferd um 2000 v. Chr. mit den Ariern nach Vorderasien gekommen ist. Deswegen müssen wir kurz auf die Ausgrabungen von Ur (in Chaldäa) eingehen, wo Darstellungen von Kriegswagen zutage gekommen sind, die aus der Zeit um 3000 v. Chr. stammen sollen. Wie dem auch sei, selbst wenn die Datierung genau stimmen sollte, jedenfalls beweisen sie in keiner Weise, daß der Kriegswagen eine orientalische Erfindung ist, denn die dort dargestellten Wagen sind mit Mauleseln bespannt, einem Kreuzungsprodukt von Eselhengst und Pferdestute, und diese Gespanne wurden, wie Tontafeln mitteilten, aus dem Norden inklusive der

Geschirre bezogen. Wenn wir unter Norden in Mesopotamien auch nur die Richtung zum Kaukasus hin verstehen dürfen, so zeigt auch dies wieder, daß die Verbindungen immer wieder nach Europa zurückführen, und daß wir in Europa die Urheimat sowohl der Züchtung des Pferdes als auch der Erfindung des Wagens sehen müssen.
Bietet der vom Norden nach Ägypten importierte Rennwagen nicht zu all dem Gesagten einen schlagenden Beweis? Und welche Meisterleistungen bereits am Ende des 2. Jahrtausends bei den Germanen geschaffen wurden, davon legt doch der Wagen von Stade wirklich sprechendes Zeugnis ab mit seinen aus Bronze gegossenen Rädern, bei denen Naben und Speichen regelrecht verschweißt sind. Unsere Vorfahren waren weiß Gott vor 3000 Jahren ein einfaches Bauernvolk, aber dieses Bauernvolk hatte in jahrhundertelanger Entwicklung nicht nur eine äußere Zivilisation gepflegt, sondern es besaß eine wahre bäuerliche, tiefgehende und durchgeistigte Kultur. Schon die obigen Ausführungen haben ja darauf einige Schlaglichter geworfen. (Abb. 283/84).

Das Mysterium der germanischen Felsbilder

Eine ganz neue Seite der Erforschung der germanischen Vorzeit des 2. Jahrtausends v. Chr. ist aber im letzten Jahrzehnt durch die sorgfältigen Untersuchungen der germanischen Felszeichnungen der Bronzezeit in Südschweden und Südnorwegen aufgeschlagen worden. Ganze Felshänge sind mit Einritzungen bedeckt, die Schiffe, Wagen, Menschen, Symbole, einfache und komplizierte Gruppen darstellen, und je mehr man sich in die Lesung dieser Bilder vertieft hat, um so größere Überraschungen erlebten die Forscher. Merkwürdig ist natürlich, daß man solche Felsbilder nicht in dem gesamten Wohngebiet der Germanen gefunden hat. Aber hierfür gibt es eine sehr triftige Erklärung. Die Übertragung der Felsbilder auf die steinernen Grabwände der Gräber ist offenbar nur ganz vereinzelt vollzogen worden; in Schweden nur wenige Male, und aus dem norddeutschen Gebiet besitzen wir eine solche Grabdarstellung (Anderlingen, Museum Hannover). So ist sehr leicht einzusehen, daß infolge des landschaftlichen Charakters fast



Abb. 289
Ein Stück Urzeit von heute
Der bronzezeitliche Radtyp von Solberg (Abb. 286) an einer „Droschke" in Kobdo am Altai in der Mongolei

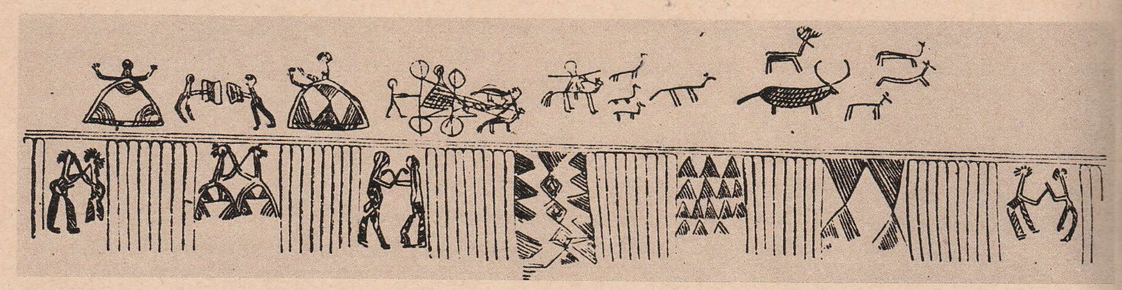


Abb. 290 Von einer Urne aus Oedenburg (Ungarn) Hallstattkreis

Ein Frühlingsfest. Rechts: Tiere und Hirsche eröffnen den Zug, dann folgen Haustiere und Reiter. Der Kultwagen gleicht dem Stader Wagen. Links: Tänzerinnen und Musikanten, in den unteren Zierfeldern sind Rüpeltänze junger Burschen dargestellt

nirgends die Möglichkeit bestand, solche Felsbilder in größerem Umfange in der Nähe der Äcker einzuritzen, was ja aus Erfordernissen des Fruchtbarkeitkultes und Fruchtbarkeitzaubers nötig war. Infolgedessen werden auch die Bronzezeitgermanen vielfach sich mit Zeichnungen auf Baumrinde, in Sand oder allenfalls mit Schnitzereien aus Holz beholfen haben, und daß dem so ist, beweist das Fundstück aus dem den Germanen verwandten Gebiet von England in der Nähe der Mündung des Flusses Humber (jetzt Museum Hull), wo man ein primitiv aus Holz geschnitztes Schiff fand, das acht Menschenfiguren trug, und dessen Ausführung sehr weitgehend mit einer Felszeichnung aus Schweden übereinstimmt (vgl. Abb. 297 und Abb. 298). Unter den Felsbildern, zu deren



Abb. 291

Volksbrauch und Vorzeit

„Rüpeltanz" nach westfälischer Überlieferung von Hitler-Jugend bei einem Erntefest getanzt (Prignitz)

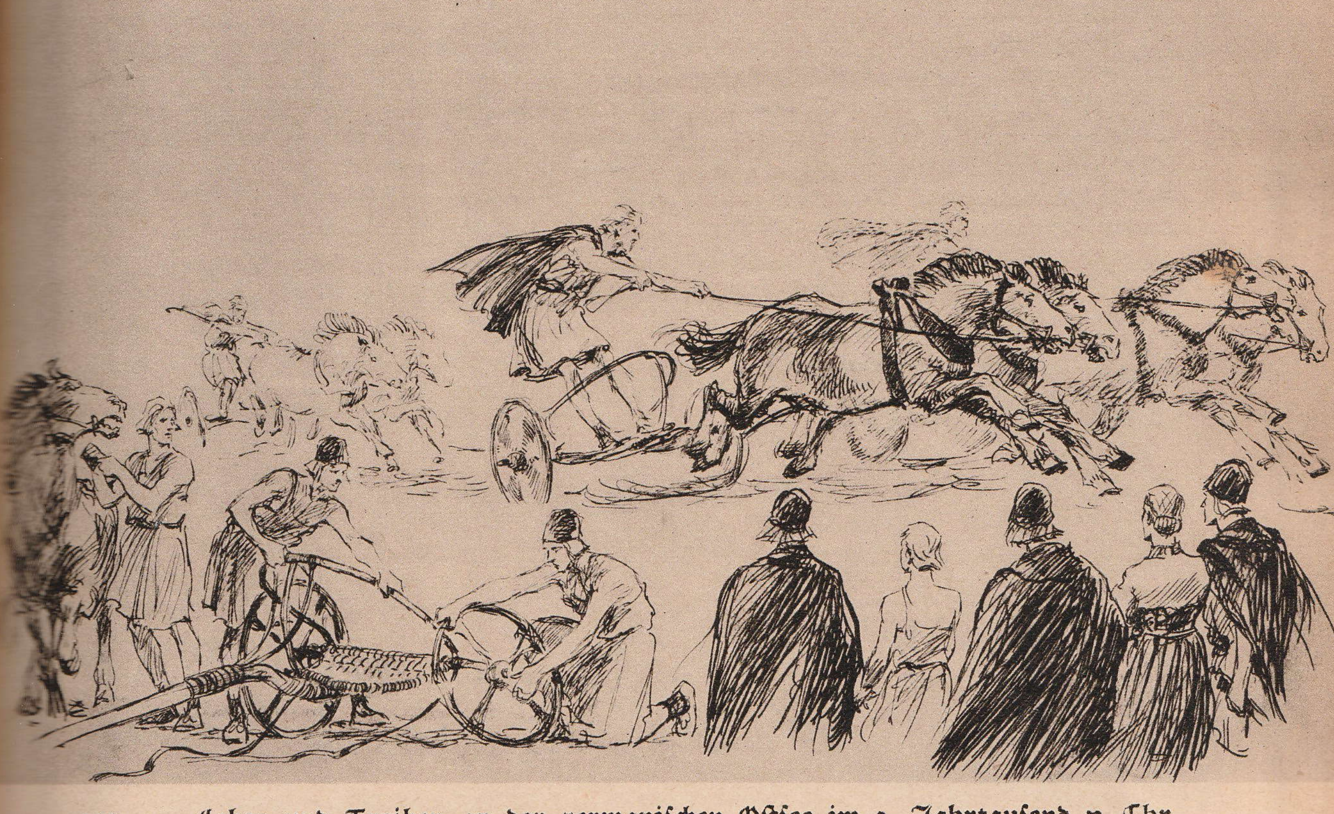


Abb. 292 **Leben und Treiben an der germanischen Ostsee im 2. Jahrtausend v. Chr.**
Wagenrennen, wie sie veranstaltet wurden, um für das Pferdeopfer an die Götter die besten auszulesen

Lesung und Beurteilung erst eine lange Einfühlung und Einarbeitung notwendig ist, befinden sich eine Reihe, die ohne weiteres verständlich sind. So stellt die Abb. 296 einen Kampf oder richtiger ein an einem Kultfeste veranstaltetes Kampfspiel dar. Um dieses schon an sich lebendig gezeichnete Bild noch besser zu erfassen und zu verstehen, ist es in unsere heutige Sehweise umgezeichnet worden; oder wir finden solche Jagddarstellungen wie auf Abb. 293, auf alle Fälle wohl die älteste Darstellung einer Jagd mit Hundemeute, denn sie dürfte ja um das Jahr 1000 v. Chr. fallen. Auch hier wird es sich um eine Handlung im Rahmen eines Jahreslaufbrauches handeln und nicht um eine reine Schilderung einer Jagd eines passionierten Jägers. Die Hauptzahl der Darstellungen sind wohl Schiffe. Wir finden deren weit über 3600, und diese Schiffe spielen in der religiösen Vorstellung der Bronzezeitgermanen eine Hauptrolle.
Unter den zahlreichen Bearbeitern der Felszeichnungen nimmt der Schwede Oskar Almgren eine besondere Stelle ein. Den Schlüssel zum Verständnis der Felszeichnungen fand er durch Vergleich mit anderen gleichzeitigen Darstellungen aus dem vorderen

Orient und besonders Ägypten. — Hier sei nur auf ein Beispiel hingewiesen und dieses erläutert.
Es findet sich auf den Felszeichnungen die Schlange im Zusammenhang mit einem Pflüger, einem Bogenschützen und dem Boot dargestellt. Aus dem Zusammenhang der Darstellung ergibt sich, daß Pflüger und Schlange den Frühlingsanfang bezeichnen sollen, und es paßt hierzu vorzüglich die Tatsache, daß auf den nordischen, mittelalterlichen Runenstäben die Schlange und der Pflug die Frühlingstag- und -nachtgleiche am 21. März bezeichnen. So verstehen wir auch die Schlange in dem Boot, und nun geben ägyptische Texte dazu eine weitere verständnisvertiefende Erklärung:
„Danach ist es ‚die leuchtende Hau-Schlange', die kosmische Schlange, die Himmel und Erde umschlingt. Sie ist identisch mit der Erdschlange ‚Leben der Götter', durch die der

Die älteste Darstellung einer Jagd mit Meute in Europa



Abb. 293 Ein Germane der Bronzezeit mit 7 Hunden auf Jagd, die einen Hirsch „verbellen"

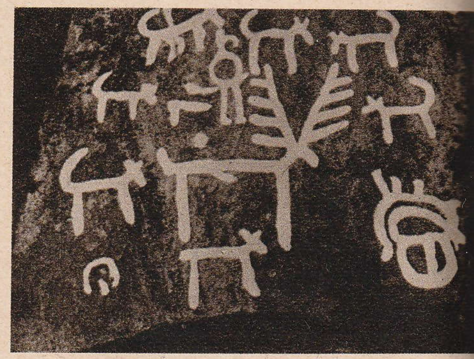


Abb. 294 Die 3000 Jahre alte Originalfelszeichnung
und die gleiche Zeichnung nachgezeichnet, um den lebendigen Vorgang besser und einprägsamer zu vermitteln

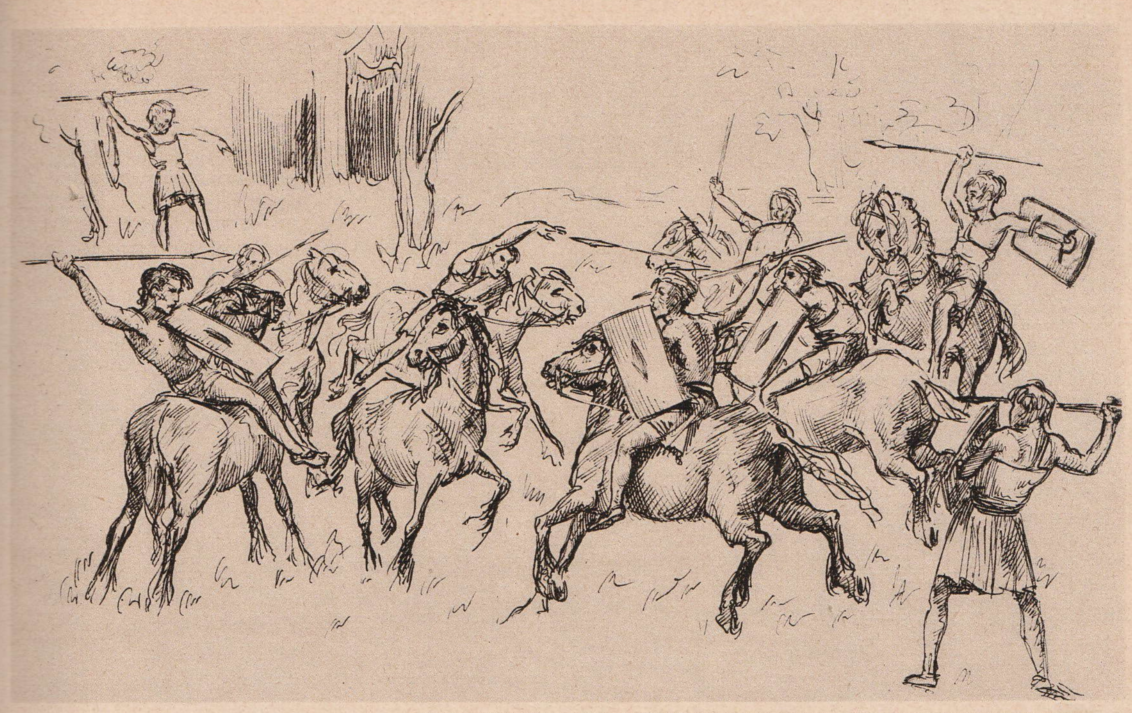


Abb. 295

Kampfspiel zu Pferde



Abb. 296

Ein spätbronzezeitliches Kultbild von Tegneby (Tanum), Südschweden

Rechts die Originalzeichnung, oben die Nachzeichnung

Sonnengott im Laufe der Nacht hindurchreist und aus deren Munde er des Morgens am östlichen Horizont hervorgeht. Sie heißt auch ‚Leben der Erde' und wird ganz ähnlich wie die leuchtende Hau-Schlange abgebildet, im Boote liegend und mit den Abzeichen des Lebens im Munde (vgl. das Henkelkreuz = Lebensschlüssel vor der Schlange, Abb. 322). Sie ist das Sinnbild der Erneuerung des Lichtes; wie das ‚Leben der Götter' schenkt sie dem Lichtgott die Kraft der Erneuerung*)."

So gibt uns der ägyptische Text tiefgehendes Verständnis für den Zweck und Sinn der Schlangendarstellungen im Boot auf den skandinavischen Felszeichnungen (Abb. 321). Auf Grund der eingehenden Untersuchungen ergibt sich nun, daß ein großer Teil der

* (Nach Brede, Kristensen in Almgren a. a. O. Seite 74.

Schiffe und Schiffsbühnen

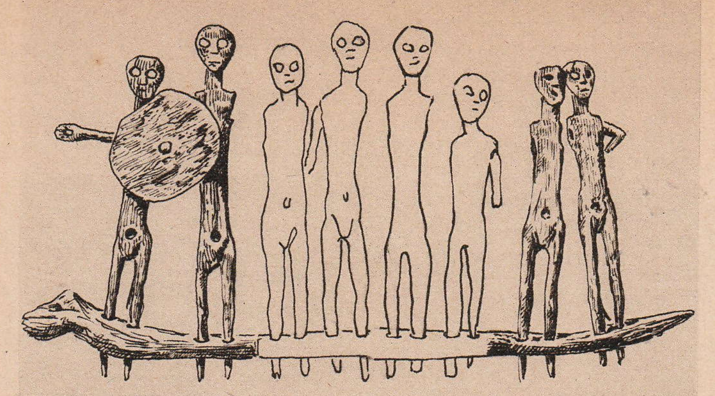


Abb. 298

Sechs Gestalten im Boot

Felszeichnung von Backa. Dieses Bild stimmt ganz auffällig mit dem holzgeschnitzten Fundstück links überein, ein Beweis für das zu Abb. 297 Gesagte

Abb. 297

Boot mit Tierkopfbug und acht Gestalten darauf

in Holz geschnitzt. Gefunden im Marschland von Holdeneß an der Humbermündung (England). Man muß annehmen, daß die Felszeichnungen in Schweden nur eine Art der Darstellung von Kulthandlungen waren. Die Germanen werden solche Bilder auch auf Birkenrinde oder in den Sand gezeichnet haben und auch plastische Bilder aus Holz geschnitzt haben, ähnlich wie dies das obige Fundstück zeigt

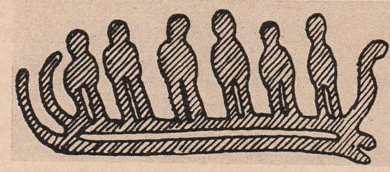


Abb. 298

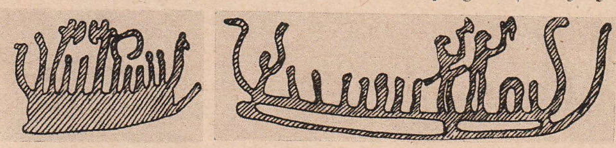


Abb. 299 Abb. 300

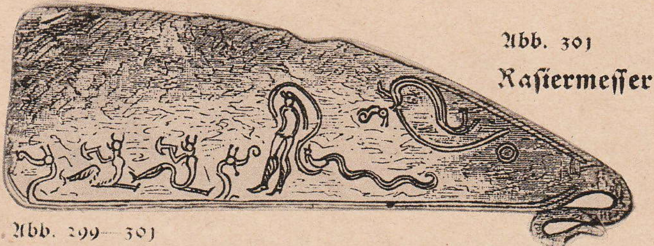


Abb. 301

Rasiermesser

Abb. 299—301

Zwei Äxte, zwei Axtträger, zwei Tänzer mit Äxten

im Boot. Auf dem Bronzerasiermesser steht vor dem Boot mit den beiden Axttänzern, die Bockskappen tragen, eine von einer Schlange begleitete Gestalt

Abb. 302—304

Aufführungen auf Schiffen (Schiffsbühnen)

Schiff, Lurenbläser, davor Tänzer



Abb. 302

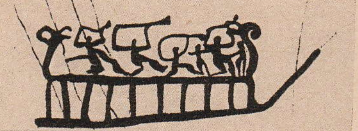


Abb. 303

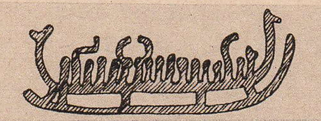


Abb. 304

Abb. 305—308

Springer und Voltigeure

rechts eine solche Tanzfigur in Bronze

Die Wahrscheinlichkeit solcher Darbietungen ergibt sich auch nach Darstellungen des Mittelmeergebietes und Ägypten

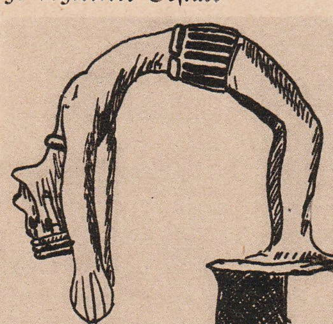


Abb. 305

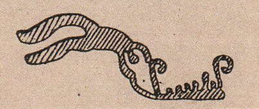


Abb. 306



Abb. 307

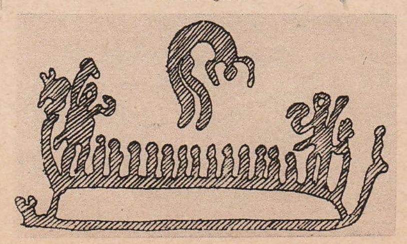


Abb. 308



Abb. 309 **Winter ade!** Symbolische Verbrennung des Winters, einer Strohpuppe, in der Wartburgstadt Eisenach, die alljährlich am dritten März-Sonntag beim Fest des „Sommergewinn" stattfindet



Der Strohmann

Abb. 310 **Der Strohmann,** eine der Hauptfiguren im Fastnachtsbrauch Hohenzollerns. Ein Vergleich mit den bronzezeitlichen Darstellungen (siehe oben) wie Ekenberg (Abb. 325/26) drängt sich auf. Von der Bronzezeit her sind bis in unsere Tage solche Volksbräuche lebendig

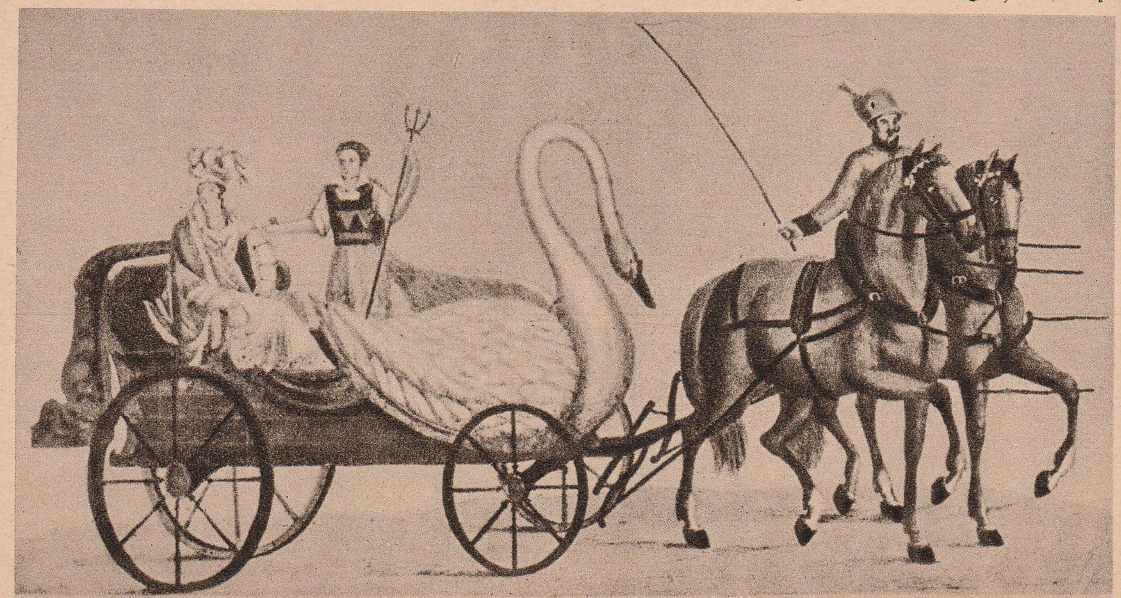




Abb. 311
Kölner „Funken" vom Karneval 1824
Gans, Hahn und Leiter, links der Kommandant, der Karnevals-Narrenkönig, zu Pferde

Abb. 312
Englischer Karnevalsbrauch
„Gehörnte" mit Hirschmasken und Steckenpferdreiter

Abb. 313 **Das Schwanenboot als Schiffskarren im Karnevalszug zu Köln im Jahre 1824**



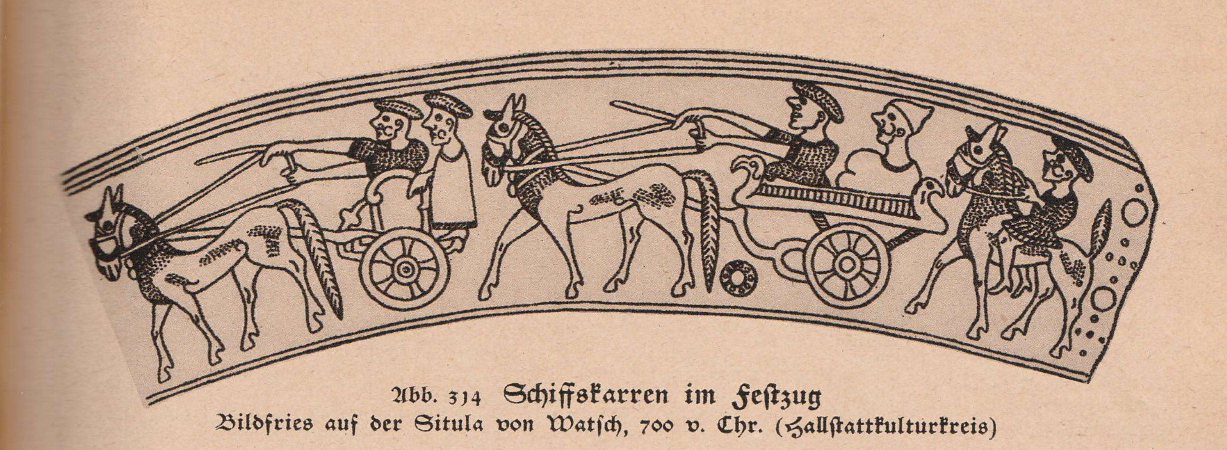


Abb. 314 Schiffskarren im Festzug
Bildfries auf der Situla von Watsch, 700 v. Chr. (Hallstattkulturkreis)

Felsbilder Kultszenen darstellt, d. h. Weihehandlungen, die aus religiösen Gründen an gewissen Jahrestagen, also an Jahreslauffesten, geübt wurden. Diese Weihehandlungen sind keineswegs ausgestorben und gehören der Vergangenheit an, sondern sie haben sich bis in die Neuzeit in unseren Volksbräuchen und bäuerlichen Jahresfesten erhalten. Das Brauchtum, das wir heute noch in Mittel- und Nordeuropa und besonders im Gebiet um die Ostsee herum finden, gibt eine ganze Reihe weiterer Erklärungsmöglichkeiten für die dargestellten bronzezeitlichen Bräuche. Es ist selbstverständlich, daß noch manches im Dunkel geblieben ist, aber die Hauptumrisse sind bereits durchaus erkennbar und festgestellt. Ein Teil der Darstellungen hängt zusammen mit dem Sonnenkult, wieder ein anderer mit der Baumverehrung. Wir finden als Weihehandlung und Fruchtbarkeitszauber die Pflügung, ebenso Kämpfe zwischen Gruppen, die den Sommer und den Winter versinnbildlichen — es sind also Bräuche, die in Form einer Handlung das Jahresgeschehen vermenschlicht darstellen, das sogenannte Jahreszeitendrama, das in Hochzeit, Tod und Auferstehung des Fruchtbarkeitsgottes besteht. Tatsächlich gibt ein Teil der Felsbilder zweifellos Opferszenen und Opfertiere wieder. Eine ganze Reihe großer Figuren wiederum läßt sich als Göttergestalten erkennen und zu den vorhergenannten Bildern stellen gewissermaßen die notwendige Ergänzung Tänze und Prozessionen dar, bei denen das Herumtragen von Sonnenrädern, heiligen Äxten und Speeren neben den Riesenfiguren im Herumzuge eine Rolle spielten. Auf den Seiten 96, 102/3 sind verschiedene Einzelheiten aus den Felsbildern zusammengestellt, und die Unterschriften bringen die nötigsten Angaben, so daß diese einen ungefähren Eindruck von dem Umfang dessen geben, was die germanischen Felsbilder der Bronzezeit an Weihe und Brauchtum enthalten.

Für unsere Verbundenheit mit der germanischen Vorzeit vor 3000 Jahren und mehr ist besonders beleuchtend die Darstellung von Karnevalsschiffen und Götterbooten, da neben den noch heute lebendigen Karnevalsumzügen, in denen ebenfalls Schiffe auf Rädern mitgeführt werden, auch mittelalterliche Zeugnisse gleicher Art vorhanden sind. Dies paßt wieder ausgezeichnet dazu, daß wir nicht nur durch Tacitus' Germania, sondern auch durch unmittelbare Ausgrabungen Kenntnisse der vorgermanischen Bootsgottheiten erhalten haben. Die gleichen Götterboote sind auch bei Römern und Griechen



Abb. 315
Römische Kinder ordnen sich zur Prozession mit dem Schiffskarren
Antike Wandmalerei aus Ostia, der Hafenstadt Roms

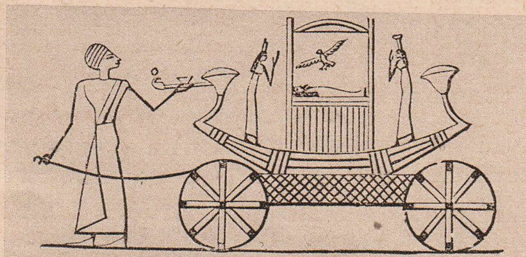


Abb. 316 **Bootswagen des Osiris**
(von einer ägyptischen Mumienbinde) „Bootsfest". Die Göttinnen Isis und Nephtys stehen klagend zu beiden Seiten des toten Gottes, dessen Seele als Vogel über seinem Leichnam schwebt. Neben den Osiris sollte man eine Garbe von dem Getreide legen, das auf dem rituell gepflügten und besäten Feld gewachsen war

ebenso wie in Ägypten und Babylonien vorhanden, so dürfte es in diesem Zusammenhang das richtige sein, auf die Bedeutung des Karnevalsbrauches im Anschluß an die germanischen Felsbilder einzugehen (Abb. 314—26).

Man möchte es eigentlich als selbstverständliche Naturnotwendigkeit bezeichnen, daß allen im Volksbrauch wurzelnden Festen der Kulturvölker ein Grundmotiv eigen sein muß, ein gleicher Sinn: Die Feste spiegeln das Leben wieder, symbolisieren es und schildern den Jahreslauf, gewissermaßen als menschliches Leben, also personifiziert empfunden. Volksbrauch und Volksfest handeln demnach von Leben und Tod, Werden und Vergehen beim Menschen sowohl wie in der Natur. Was heute einfacher Volksbrauch ist, dem mehr oder weniger der Wert einer Volksbelustigung beikommt, dem lag vor Jahrtausenden tiefe religiöse Bedeutung zugrunde. Hier, wo es gilt, in aller Kürze den tiefen Sinn des Karnevals herauszuheben, kann auf die Schilderung des äußeren Festverlaufes im einzelnen verzichtet werden.

Carrus navalis — zu deutsch „der Schiffskarren" — ein auf Räder gesetztes Boot, hat dem ganzen Feste den Namen gegeben. Die Meinung, die noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Wissenschaft vorherrschte, daß das Wort Karneval christlichen Ursprungs sei und mit carne vale d. h. „Fleisch lebe wohl" zu übersetzen sei, also den Beginn der Fastenzeit andeuten sollte, hat sich nicht aufrechterhalten lassen, ist ja auch das Fest schon fast 3000 Jahre v. Chr. Geburt belegt.

Das Schiff ist in der Vorzeit ein Symbol der Sonne, und schon daraus ersehen wir die Richtung, in der wir suchen müssen. Im Schiffe fuhr die Sonne über den Ozean dahin,

und die aufsteigende Sonne brachte Fruchtbarkeit. Das Karnevalfest ist nur verständlich aus dem Jahresgeschehen in den nördlichen Breiten, und da es bei allen indogermanischen Völkern angetroffen wird, so stammt es aus der Steinzeit, bevor noch die Wanderungen und Züge nach dem vorderen Orient sich in Bewegung setzten. Das Charakteristische des Karnevals ist, daß „alles Kopf steht", d. h. daß alles ins Gegenteil umschlägt: Ernst weicht dem Humor, der Narr hat die Herrschaft, nicht der Kluge, der Ärmste wird der Reichste, alle Standesunterschiede sind aufgehoben. Überall jedoch wird ein König abgesetzt und ein neuer Karnevalskönig eingesetzt, der dann nachher schimpflich vertrieben wird.

Durch Zufall haben wir für ein Land ganz besonders gute Kenntnisse über den Ursprungssinn des Festes, nämlich für Babylonien. Hier war das Fest ebenfalls zu Beginn des Jahres. Es galt der wiedergeborenen Sonne, der Tag war der Nacht gewichen, der Winter war tot, und der Frühling hatte die Herrschaft angetreten. Nebo, die Sonne des Westens, weicht Marduk, der Sonne des Ostens. Der König galt im Zweistromlande, wie fast überall, als Inkarnation Gottes, er war Gottes Stellvertreter. Da aber nach der primitiven Vorstellung Gott nur in einem vollkräftigen Körper wohnen kann und auch er einmal vergeht, mußte der Körper getötet werden, damit die freigemachte Seele in einen anderen Körper gehen könne. Weil nun nach dem himmlischen Mythos Gott jedes Jahr stirbt und wieder geboren wird, so mußte mit Notwendigkeit der König, dessen Amt ursprünglich ein rein religiöses ist (nicht politisches), auch jedes Jahr sterben. Tatsächlich läßt sich auch die jährliche Tötung des Königs mehrfach völkerkundlich belegen. Selbstredend mußte aber bei einem Volk steigender Kultur natürlich vom König selbst versucht werden, diese Härte abzumildern. Wie der Wintergott die Herrschaft dem Frühlingsgotte abtritt, so tritt der König für den Jahresanfang die Herrschaft einem anderen ab. Dieser andere, ein Sklave oder zum Tode verurteilter Verbrecher, muß dann an seiner Stelle nach dem Fest den Tod erleiden. Vorher übt er aber kurze Zeit seine Macht aus, geht in Königskleidung einher und hat selbst den Harem des Königs zu seiner Verfügung. War der Schiffskarren mit den Göttern nach feierlichem Umzuge im Tempel angelangt und hatte Marduk die Herrschaft wieder angetreten, so ergriff der König Marduks Hände, wodurch er wieder für ein Jahr als König eingesetzt galt. Sein Stellvertreter aber wurde getötet.

Ganz das gleiche leuchtet noch bei unseren deutschen Volksbräuchen hindurch, und wir entdecken das gleiche Jahresdrama als Hintergrund bei den römischen Saturnalien- oder den griechischen Dionysosfesten (Abb. 314—16).

Ebenso wie im Karnevalsbrauch finden wir auch in den bekannten Fastnachtszügen viele Fruchtbarkeitsbräuche, so versinnbildlicht z. B. das Verbrennen einer Strohpuppe, das Opfer eines alternden und kraftlosen Wachstumdämons, damit er zu neuem Leben aus der Asche erwachsen kann (Abb. 309/10). Hierher gehören die Kämpfe zwischen den Vertretern des Winters und des Sommers, das Auspeitschen mit Ruten zu dem Zweck, durch die Zeugungskraft der Natur die menschliche zu stärken; ebenso alle die Hochzeitsbräuche im Jahresbrauchtum, die umgekehrt mit Hilfe der menschlichen Zeugungskraft wiederum das pflanzliche Wachstum fördern sollen. So wird zur Fastenzeit in Thrakien folgendes Drama aufgeführt:



Das Mysterium

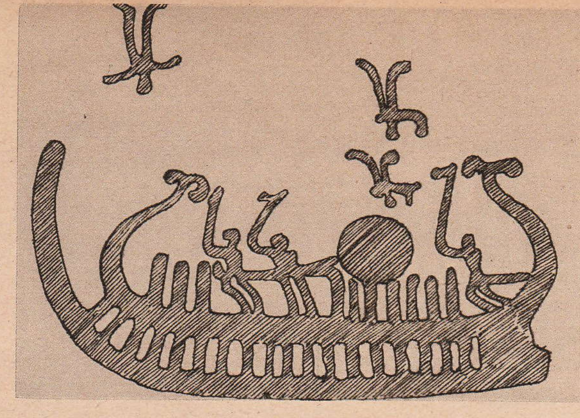


Abb. 317 **Das Sonnenboot**
Auf ihm erhebt sich die Sonnenscheibe zwischen drei Gestalten mit emporgehaltenen Äxten. Darüber drei auf den Kopf gestellte Männer. Vergl. Abb. 327

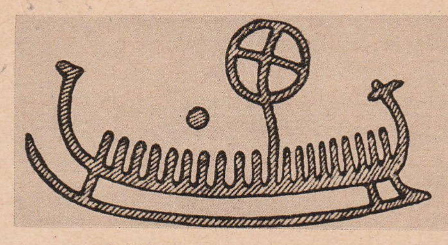


Abb. 318
Das Schiff mit Sonnenrad



Abb. 319 **Zug mit Schiff**
Ausschnitt aus dem Felsbild von Lökeberget, Bohuslän. Vor und neben dem Schiff übermenschengroße Figuren



Abb. 320 **Karnevalsschiff**
im Rahmen eines Umzuges. Ausschnitt aus der Darstellung von Lilla Gerum

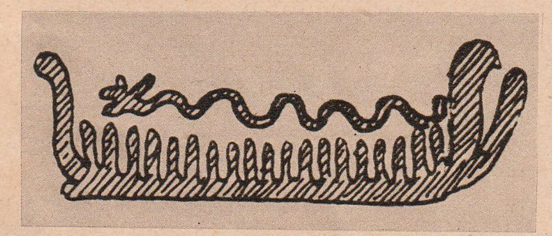


Abb. 321
Die Schlange im Frühlingsboot
Germanische Felszeichnung

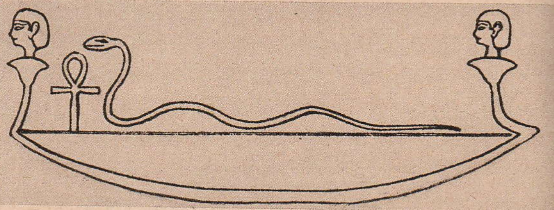


Abb. 322
Schlangenboot aus einem ägyptischen Grabe
(26. Dynastie). Nach dem beigefügten Text: „Die leuchtende Hau-Schlange". „Sie ist das Sinnbild der Erneuerung des Lichtes". „Sie schenkt dem Lichtgotte die Kraft der Erneuerung"



Abb. 323
Das Karnevals-Frühlingsboot
von Pferden gezogen. Felsbild bei Ekenberg b. Norrköping

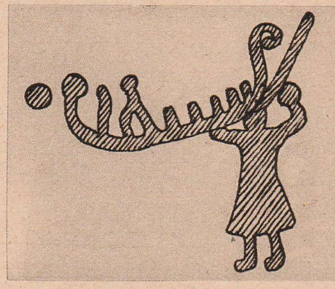


Abb. 324 **Priester mit Votivschiff**
als Weihegabe. (Vergl. die 100 goldenen Votivboote von Nors. Abb. 353)

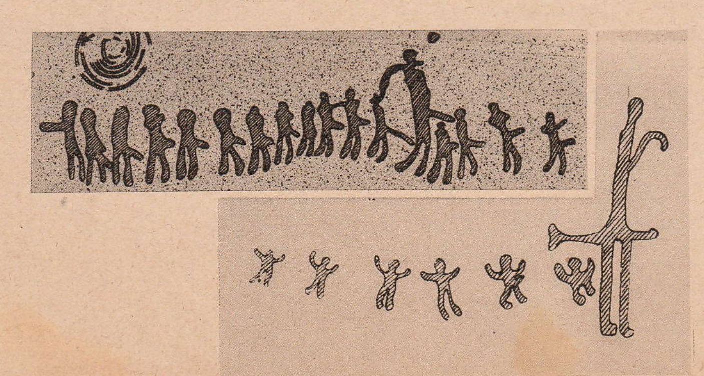


Abb. 325 Links außen: **Prozession**
mit doppeltlanger Gestalt im Zuge. In flandrischen Karnevalszügen wurde ein aus Weidenruten geflochtener Riese mitgeführt, die Figur wurde dann zur Sommer-Sonnenwende verbrannt. Das gleiche berichtete schon Cäsar 50 v. Ch. von den Galliern

Abb. 326 **Festzug**
mit gleicher Riesengestalt von Hvitlycke



Abb. 327 **Götterdreiheit**
Der Sonnengott und sein einarmiger Begleiter (Mond) sowie der Gott mit den großen Händen. Die beiden letztgenannten stehen auf dem Steven eines Schiffes (Brecke, Brastad)

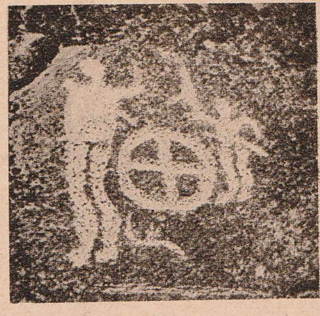


Abb. 328 **Sonnengott**
und sein Begleiter mit Radkreuz (Norra Trättelanda Tanum)



Abb. 329 **Der Speergott**
eine Abwandlung des Axtgottes. In frühgermanischer Zeit wurde aus ihm der Gott Gautr (mit Odin gleichzusetzen), der Stammgott der Goten (Gautr bedeutet soviel wie: der Menschen aussäte), (Litsleby, Tanum)

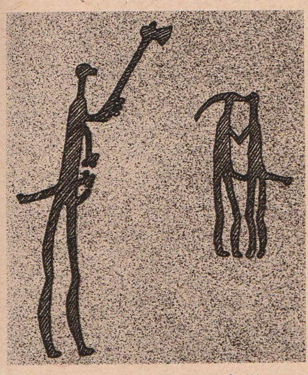


Abb. 330 **„Hochzeit"**
Der Axtgott, das Paar segnend (Hvitlyke, Tanum), so wie anderthalb Jahrtausende später Thor mit seinem Hammer die Ehe weihte

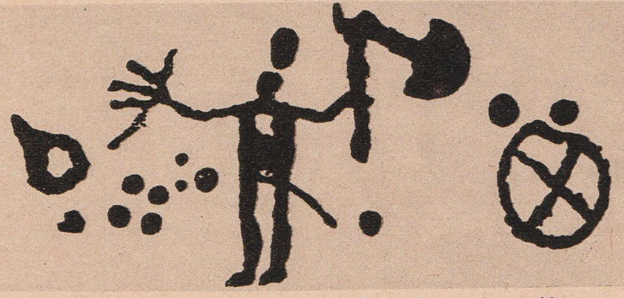


Abb. 331 **Axtgott mit großer Hand und Radkreuz und Ring** (links) als Sinnzeichen (Kinnekulle, Vestergötland)

Abb. 332
Der Gott mit den großen Händen
als Axtgott, er ist auch als Speergott dargestellt, er ist Windgott (auch als Pferd dargestellt oder mit einem Pferdekopf als Phallus) und Feuergott (Handgott), Gott der Morgenröte



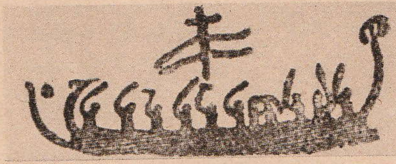


Abb. 333 **Kulthochzeit im Schiff**
unter einem Baum. Im Schiff ein Paar, Bläser, Axthalter, Speerhalter

Abb. 334 **Bronzefigur**
in Dänemark gefunden. Dieselbe Gestalt wie Abb. 335. Gott mit Hörnerkappe und Axt, offenbar Thor (Arm mit Hammer abgebrochen)



Abb. 335
Bocksgott mit Blitzhammer
(Thor). Thor fährt in späterer Zeit das Bocksgespann, das wir auch bereits unter den bronzezeitlichen Felszeichnungen finden

Es findet eine Scheintrauung zwischen einem als Braut verkleideten Knaben und einem mit Bocksmaske und Holzphallus versehenen Manne statt. Ein zweiter Mann mit Bocksmaske erschießt den Bräutigam von hinten mit einem Pfeil und stellt sich darauf so, als ob er ihm das Fell abzieht. Die Braut wirft sich unter lautem Klagen, in das die Umherstehenden mit einstimmen, über die Leiche. Darauf findet eine scheinbare Beerdigung statt. Der Tote wird herbeigetragen, erwacht dann aber plötzlich wieder zum Leben. Zum Schluß schmiedet man eine Pflugschar und zieht mit dem Pflug um das Dorf herum. — Auch in einer belgischen Karnevalsprozession tritt der Bogenschütze auf und — ebenfalls zwei Hauptpersonen — „Goliath" und seine Frau, die am Abend vorher feierlich in einer Kirche getraut wurden.

In ganz Flandern kommen die auf Räder oder Kufen gesetzten Schiffe vor; sie sind angefüllt mit Musikanten und maskierten Karnevalsfiguren und werden von Pferden in der Prozession herumgezogen, wie dies ja ähnlich schon ein Bild aus der Bronzezeit (Abb. 323) zeigt. Neben ihnen werden andere groteske Gestalten, riesenhafte Drachen und Glücksräder herumgeführt. — Auch in Oldenburg pflegt man zu Pfingsten noch heute kleine Boote auf Wagen zu setzen und in den Straßen herumzufahren. — In Ulm setzte man zur Fastenzeit Boote auf Rollen oder, falls noch Schnee lag, auf Kufen und fuhr damit durch die Straßen unter Musik und fröhlichem Lärm. Für das Jahr 1530 ist für Ulm das Herumziehen von Pflug und Schiff bezeugt, das in der Zusammenstellung deswegen beachtenswert ist, weil wir ja auch auf den germanischen Felsbildern diese Zusammenstellung finden. Auch die christliche Kirche hat durchaus diese Volksbräuche im Laufe der Zeit legalisiert. So wird aus dem Jahre 1235 berichtet, daß, als Prinzessin Isabella von England nach Köln kam, um mit Kaiser Friedrich II. Hochzeit zu feiern, ihr eine ganze Reihe von Schiffswagen entgegenkamen, die von verdeckten Pferden gezogen wurden und mit musizierenden Priestern besetzt waren. Die Kirche hatte also zu dieser Zeit aufgehört, die heidnischen Bräuche zu bekämpfen und hat sie selbst in ihre festlichen Veranstaltungen aufgenommen.

Das Schiff spielt aber nicht nur im Frühjahr eine Rolle, sondern ebenso zur Zeit der Sonnenwende. So wird noch heute in Estland sowohl wie in Schweden regelmäßig zum Mittsommer ein Boot im Johannisfeuer verbrannt. Der Asche des verbrannten Bootes wurde besondere Kraft für die Fruchtbarmachung des Ackers zugeschrieben. — In Aalesund pflegte man am Mittsommer ein Boot durch die Straßen zu ziehen, in dem ein Knabe stand und Geld für das Fest erbettelte. — In dem Stift Bergen trat zu früher Stunde am Mittsommerabend ein Paar, als „Jonsokbrautpaar" verkleidete Kinder, auf, die ihre Hochzeit damit feierten, indem sie dreimal um einen großen Stein gingen, worauf man eine Mahlzeit hielt. Dieses Brautpaar mußte, wenn die Scheiterhaufen zu später Abendstunde verbrannt wurden, dabei sein.

Die Volksbräuche von heute und die Felszeichnungen von vor 3000 Jahren zeigen das gleiche Brauchtum, und vor unseren Augen entsteht dadurch ein viel größeres Verständnis und Mitfühlen für unsere Vorväter, die uns durch die Volksbräuche gewissermaßen lebenswahr nahegerückt werden.

Das Herumführen der Riesenfiguren, die aus Weidenruten geflochten waren, in den Prozessionen, ist schon von Cäsar aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. berichtet, und da er offenbar auf Poseidonios, der im Jahre 101 v. Chr. in Gallien war, zurückgreift, sind

diese gallischen Riesenfiguren wiederum aus einer Zeit bezeugt, die 2000 Jahre vor der unseren liegt, die aber vom Ende der Bronzezeit schließlich nicht viel mehr als 500 Jahre entfernt war. Es sind dieselben Figuren, die wir in den flandrischen Karnevalszügen sehen, und die, aus Weidenruten geflochten, mitgeführt und dann genau wie zu Cäsars Zeiten Ende Juni, Anfang Juli verbrannt wurden. Die germanischen Felsbilder von Lökeberg (Abb. 319 und von Hvitlyke (Abb. 325) schildern offenbar solche Züge mit Riesenfiguren.

Unter den Göttergestalten, mit deren Darstellung sich besonders Just Bing beschäftigt hat, fällt als erster der Sonnengott ins Auge, der vom Radkreuz, dem Sonnenrad, begleitet ist. Mitunter hat er aber auch einen Blitzhammer in der Hand. Oft ist ihm auch ein meist einarmiger Gott, offenbar der Mond, zugesellt. Dazu kommt ein Gott, der vielfach mit hocherhobenen Händen und gespreizten Fingern dargestellt wird, dem mitunter ein Speer oder eine Axt in die Hand gegeben ist, der aber auch offenbar durch ein Pferd versinnbildlicht wird. Das Pferd soll ihn wohl als Windgott, die Hand als Feuergott kennzeichnen. In beiden Eigenschaften ist er Gott der Morgenröte, die im Altertum durchaus so dargestellt wurde. Das schnelle Pferd, als windschnell bezeichnet, versinnbildlicht den Wind, und das in Strahlen emporschießende Feuer wurde durch die gespreizte Hand dargestellt. Sonne, Mond und Morgenröte sind bei Sonnenaufgang dicht beieinander. Beim Sonnenaufgang verblaßt der Mond, und die „rosenfingrige" Morgenröte schickt ihre rote Lohe empor, und der Morgenwind erhebt sich. Aus dieser Naturbeobachtung heraus erklärt sich wohl auch die Sonnenscheibe der Bronzezeitgermanen, die vom Pferd gezogen wird (vgl. Abb. 337 und Abb. 341). Cäsar berichtet ja noch, daß die Germanen eine Götterdreiheit verehrt hätten, Sonne (Thonar), Mond (Tius) und Feuer (Freyr = Wodan), während Tacitus diese gleichen Götter mit Herkules (Thonar), Mars (Tius) und Merkur (Freyr = Wodan) gleichsetzt. Deutlich ist der Windgott, der ja auch den Speer trägt, die Vorstufe des späteren Wodan. Neben dieser Gestalt befindet sich bereits der Ring, der später dem Wodan eigen ist. Die Pferdenatur lebt noch ins Wodans Roß weiter. Die Fruchtbarkeitseigenschaft des alten Pferdegottes scheint in dem späteren Freyr weiterzuleben, dessen Sinnbild ebenfalls die Axt ist. Seine Axt ist auf den Heiligen Olaf, den christlichen Nachfolger Freyrs, übergegangen, der übrigens im Mittelalter oft im Boot sitzend abgebildet war, und dessen Axt als wundertätig und vor allen Dingen fruchtbarkeitsfördernd von Frauen berührt wurde. Ebenso ist offenbar Thor, Thonar, die Weiterentwicklung des alten Sonnen- und Blitzgottes; sein Sinnbild, der Hammer, erscheint schon auf den Felszeichnungen, und das Bocksgespann, das er fährt, ist ein Nachklang seiner eigenen Bocksgestalt. So finden wir ihn auf den Felsbildern mit Bockskopf dargestellt und auch mit Bockskappe. Der Gott Tius (Tyr) waltet über dem Ding (Thing), der Volksversammlung, die nach dem Bericht des Tacitus von den Germanen bei Vollmond oder bei Neumond abgehalten wurde.

Unter den Götterdarstellungen fallen dann besonders die Zwillinge auf, die Wechselgötter, die Sommer und Winter versinnbildlichen, und die dem griechischen Reiterpaar der Dioskuren gleichzusetzen sind. Sie sind die Vorläufer der wandalischen Alkis, die ganz den griechischen Dioskuren gleichen. Tacitus berichtet, daß die Priester der Alkis weibliche Tracht trugen. Treffender können wohl die Lichtgötter und Schützer der

Abb. 336

Sonnenbild aus Goldblech

von Moorsdorf b. Aurich (Durchmesser 14,5 cm, Mus. Hannover). Solche Sonnenscheiben kennen wir aus germanischem Gebiet fünf. Ähnliche Sonnenscheiben gibt es zur gleichen Zeit in Irland

Die goldenen Sonnenscheiben der Germanen der Bronzezeit

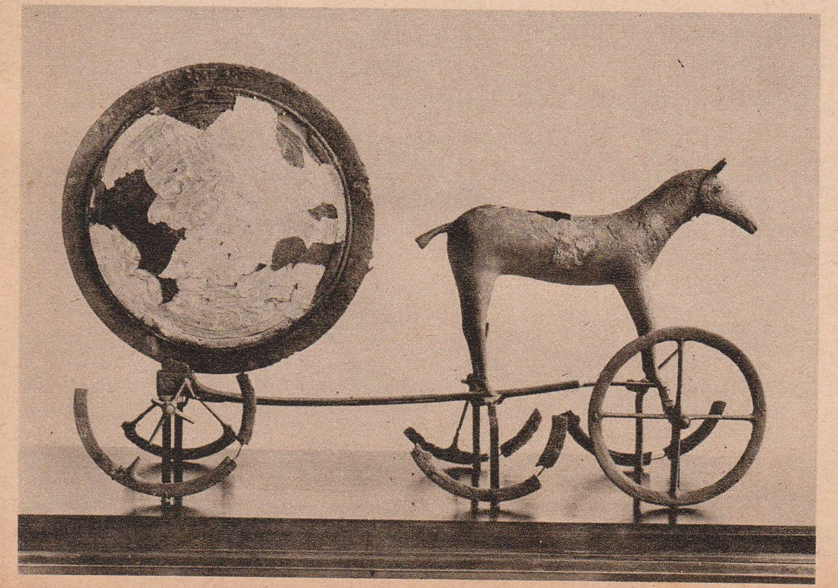


Abb. 337

Der Sonnenwagen von Trundholm (Seeland, 1500 v. Chr.)

Die Sonnenscheibe ist aus Bronze mit Gold belegt, das Pferd davor die älteste Tierplastik Europas aus Bronze. An der Sonnenscheibe eine Öse, von hier lief eine Schnur zur Öse des Pferdehalses, die Scheibe wurde also vom Pferd gezogen: der Wagen offenbar Heiligtumsgerät. (Nach Bing, der Sonnenwagen von Trundholm, Führer zur Urgeschichte, Bd. 11, Leipzig 1934.)



Abb. 338

Germanisch-indogermanische Sonnenvorstellung

Der Sonnengott Apollo mit Sonnenscheibe hinterm Haupt (vergleiche die germanische Sonnenscheibe Abb. 336) und Artemis mit Mond im Rennwagen auf einem Schiff. Die alten nordischen Vorstellungen vom Sonnenboot und Sonnenwagen. Zeichnung von einem griechischen Mischkrug des Louvre-Museums

Abb. 339
Apollo in der Sonnenscheibe fahrend mit dem Hakenkreuz auf der Brust. Griechisches Vasenbild (Museum Wien)

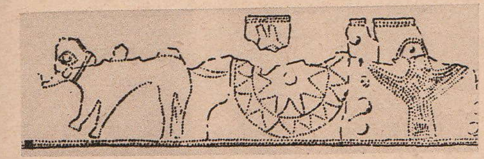


Abb. 340
Darstellung der gleichen Anschauung aus der Frühzeit Griechenlands, gefunden auf Delos. Hinter der Sonnenscheibe ein emporfliegender Adler. Die Verwandtschaft mit dem Trundholmer Sonnenwagen, Abb. 337, ist unverkennbar



Abb. 341
Pferd Sonnenradscheibe ziehend. Germanische Felszeichnung der Bronzezeit von Kalleby (Tanum, Südschweden)



Abb. 342
Buddha im Sonnenwagen (IV. Jahrhundert)



Abb. 343

Weihebräuche zu Frühlingsbeginn

aus der germanischen Bronzezeit; von einer Felszeichnung Südschwedens (Aspeberget) Die Darstellung von oben nach unten gelesen: Kulthandlung an einer Sonnenscheibe. Fruchtbarkeitbringende Frühlingsschiffe, Stieraustrieb. Göttergestalten am Rad (links), Pflüger und Bogenschütze (rechts), sowie Schlange (Schlange und Pflug sind an den mittelalterlichen Runenstäben die Merkzeichen der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche). Flottenparade; links davor der Gott mit den erhobenen Händen und Pferdephallus. Unter der Flottenparade: Sonnenscheibe, religiöse Kampfhandlung, daneben Schiffe



Abb. 344

Flottenauffahrt vor 3000 Jahren

Die Flottenparade mit den drei Führerschiffen aus der obenstehenden Felszeichnung herausgenommen (das herausgenommene und umgezeichnete Stück ist umrandet). Solche Auffahrt am Ostseestrand muß etwa einen ähnlichen wundervollen Eindruck geboten haben, wie ihn die Zeichnung uns hier vermittelt. (Die unteren Steven der Schiffe liegen unter Wasser, daher der Unterschied gegen die Felszeichnung oben.)

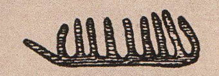


Abb. 345



Abb. 347



Abb. 349



Abb. 346

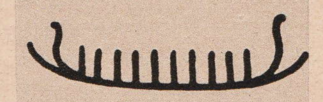


Abb. 348

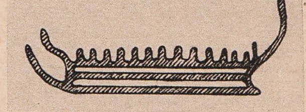


Abb. 350

Die Schiffstypen der Bronzezeitgermanen

Die über 3600 Schiffsdarstellungen der skandinavischen Felszeichnungen bestehen aus drei Arten von Schiffen, deren Bauart mit Hilfe der Schiffsdarstellungen der gleichen Zeit aus Kreta und Westeuropa erklärbar sind. Die linke Reihe, Typ 1, zeigt kanuartige Boote; die mittlere, Typ 2, sind langgestreckte Ruderschiffe, die ihrer Form nach bereits die Vorläufer der Langschiffe der 2000 Jahre späteren Wikingerzeit sind. Diese Art Schiffe finden wir in England bereits am Ende der Steinzeit in Zeichnungen dargestellt. Der 3. Typ rechts stellt hochbordige Schiffe dar, die wahrscheinlich gesegelt wurden, was bei dieser Form sehr nahestehenden Schiffen des Ostmittelmeeres ebenfalls der Fall war.

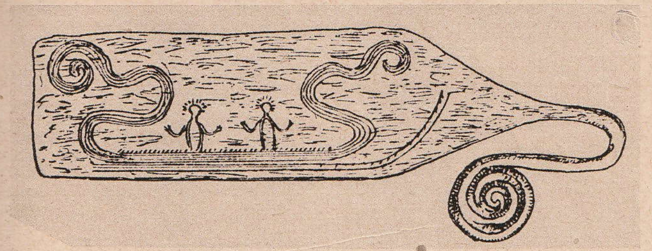


Abb. 351 **Die beiden Zwillingsgötter im Boot** (auf einem Rasiermesser), die germanischen Lichtgötter, das Brüderpaar der Alkis, den griechischen Dioskuren entsprechend

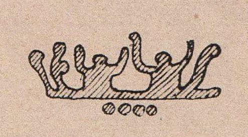


Abb. 352
Dieselben Zwillingsgötter
von einer Felszeichnung von Finntorp

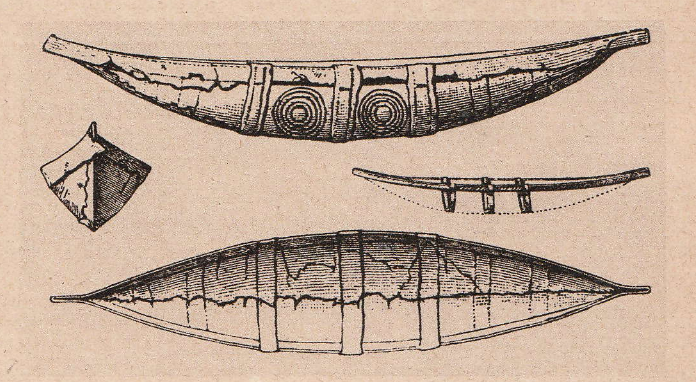


Abb. 353-356
Goldboot aus dem Weihefund von Nors, Dänemark
Hundert solcher goldenen Sonnenboote wurden als Opfer den Göttern dargebracht. Die konzentrischen Kreise kennzeichnen das Boot als Sonnenboot

Schiffahrt kaum dargestellt werden als auf unserem Rasiermesser (Abb. 351), wie sie sich mit erhobenen Armen und einem Strahlenkranz um ihre Köpfe im Schiffe erheben. Offenbar wurden diese beiden Alkis in der Bronzezeit des öfteren auch durch Pferde wiedergegeben, wie dies der Grabstein des Kivik-Grabes (Abb. 358) zeigt. Entsprechend den Alkis, die bald verbunden, bald feindlich sind, gehen die Pferde mit- oder gegeneinander. Im Kampf sind hier die Götter selbst wie in den Volksbräuchen Maigraf und Wintergraf und deren Gefolge. Kennen wir doch auch Sagen von dem Zweikampf der Brüder, die den Jahresmythos, den Wechsel von Sommer und Winter, dramatisch wiedergeben; der eine fällt, und der Sieger heiratet die Witwe, und beider Sohn trägt den Namen des Gefallenen und verdrängt nun wieder seinen Vater.



Abb. 357a Der Stein von Anderlingen

In diesem bronzezeitlichen Steinkistengrabe fand sich dieser Wandstein mit drei Götterfiguren, davon links der Gott mit den erhobenen Händen und in der Mitte der Axtgott

Kult-Darstellungen des Kivikgrabes

Abb. 357
Oben links: Gefesselte vor einem Stabträger, dahinter ein Rennwagen, mittlere Reihe: zwei miteinander kämpfende Pferde, unten: acht verhüllte Priestergestalten, davor eine Gestalt, die sie offenbar anführt

Abb. 361
Bild unten rechts!
Unter Begleitung von Lurenmusik wird im Kreis Feuer gebohrt. In der mittleren Reihe stehen acht verhüllte Priester um einen Opferkessel. Untere Reihe: Gefangene mit Stabträgern vor rachenförmigen Gebilden. Opferung oder Initierung?

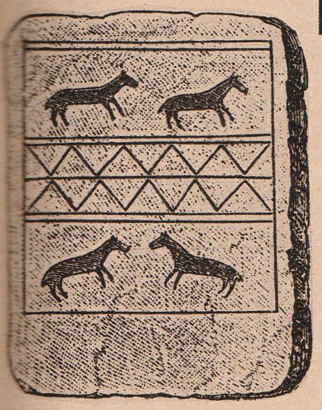






Abb. 358, 359, 360 **Drei der Grabsteine von Kivik** (etwa 1500 v. Chr.) mit Symboldarstellungen. Der Stein links zeigt zwei Sonnenräder und zwei Mondsicheln, der mittlere zwei gegeneinander und zwei miteinander laufende Pferde, die Bing (vgl. Seite 105) mit den Alkis — den wandalischen Zwillingsgöttern des Tacitus — in Verbindung bringt. Wir sehen dieses göttliche Brüderpaar im Boot mit einem Strahlenkranz um das Haupt bereits auf dem bronzezeitlichen Rasiermesser der vorhergehenden Seite, Abb. 351/52. Die Rosse sind die göttlichen Reiter selbst in Vertretung durch die Tiere

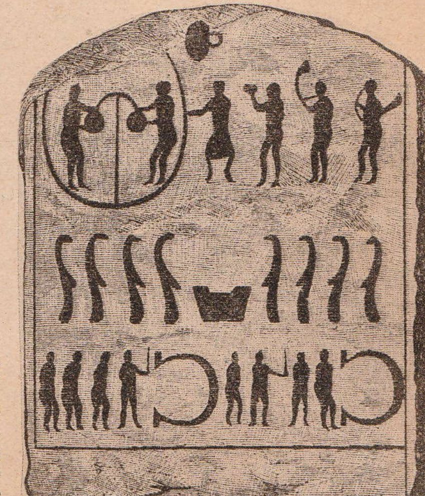




Abb. 362 Der Bau des Königsgrabes von Seddin (Mark Brandenburg)
Der künstliche Grabhügel umfaßt 30 000 Kubikmeter Erde, ein Jahr Arbeit für 150 Werkleute! Ein Beispiel für Stammesunternehmungen der Bronzezeit (erbaut nach 800 v. Chr.). Aus der Grube im Vordergrund wird die Erde zum Grabhügel entnommen

Das Mysterium des Grabes Abb. 362—422

Durch die Felszeichnungen der germanischen Bronzezeit wissen wir also über die geistige Anschauung unserer Vorfahren mehr, als das auf den ersten Blick scheinen möchte. Das Gebiet ist aber so umfangreich, daß hier nur das Allerwichtigste als Anregung gegeben werden konnte, und der, der diese Dinge in ihren Einzelheiten erfahren will, muß eben zu einem solchen Buch wie dem von Almgren greifen.

Viel zu wenig werden aber auch die Grabkulte selbst bisher für die Erforschung der geistigen Anschauung unserer Vorfahren ausgenutzt, denn die Form der Gräber überliefert uns ja auch Gedankenäußerungen, zwar nicht in Form geschriebener Abhandlungen, aber die Gräber selbst, die doch oft umfangreiche Grabbauten darstellen, oder im Zusammenhang mit sakralen Anlagen geschaffen sind, geben uns solche Lesemöglichkeiten an die Hand.

Zu Beginn der Bronzezeit herrschte bei den Germanen die Sitte der Totenbestattung, die erst in der Mitte der Bronzezeit der Leichenverbrennung Platz machte. Der Sitte der Bestattung in Eichensärgen verdanken wir unsere Kenntnis der Tracht der Bronzezeit. Es ist wohl kein Zufall, daß man die Toten in gespaltenen und ausgehöhlten Eichenstämmen zur ewigen Ruhe bettete, denn sicherlich war hier die Vorstellung mit maßgebend, die lebendige Kraft des heiligen Baumes, des Lebensbaumes, dadurch auf den Toten zu übertragen und ihn mit den Naturkräften in Verbindung zu bringen, die ja

Goldene Kultschalen der germanischen Bronzezeit



Abb. 363



Abb. 364



Abb. 365

Abb. 363/5 **Zwei der acht goldenen Schalen** des Fundes vom Messingwerk bei Eberswalde (Mark Brandenburg). Die eine Schale von der Seite und von unten gesehen. Die Verzierungen aus gleichmittigen Kreisen, sowie achtspeichigem Rad (Museum Berlin)

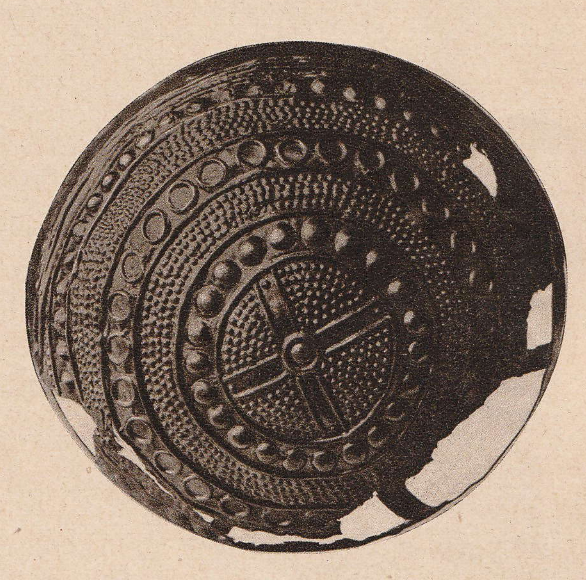
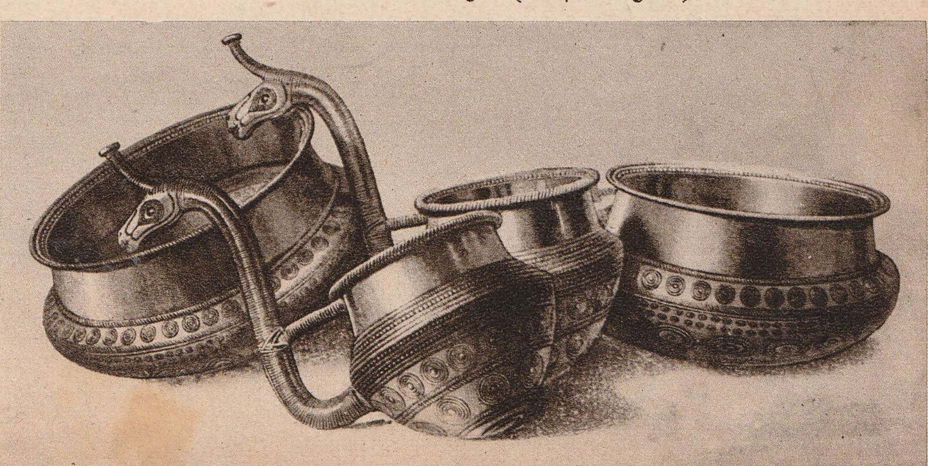
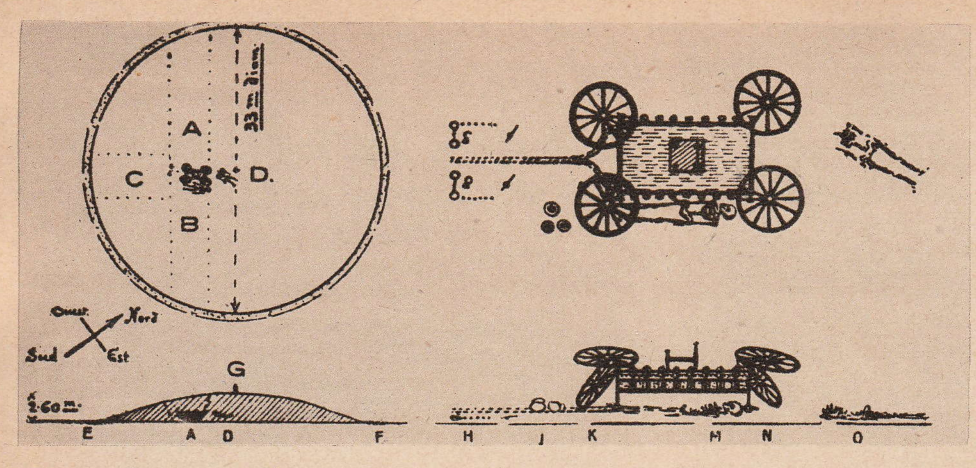


Abb. 366 **Goldschale von Crottorf** (Provinz Sachsen) mit Sonnenrad, Buckeln und Ringen (Museum Halle)

Abb. 367 **Goldgefäße**, gehoben auf der mittleren Stufe des dreistufigen Kultberges von Boeslunde (Seeland). Auf der obersten Plattform dieses künstlich hergerichteten 54 m hohen Götterberges wurden zwei weitere Goldgefäße gefunden. (Über die Götterberge vgl. S. 126)





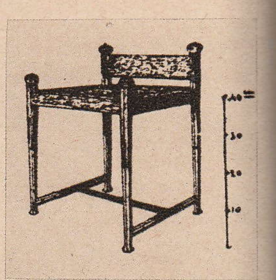


Abb. 368—371

Der Grabhügel (einst von einer Holzsäule — Menhir aus Holz — bekrönt) von Ohnenheim im Elsaß,
in dem sich ein vierrädriger Wagen fand, etwa 600 v. Chr.

Abb. 372

Der vierbeinige bronzebeschlagene Stuhl des Wagens von Ohnenheim

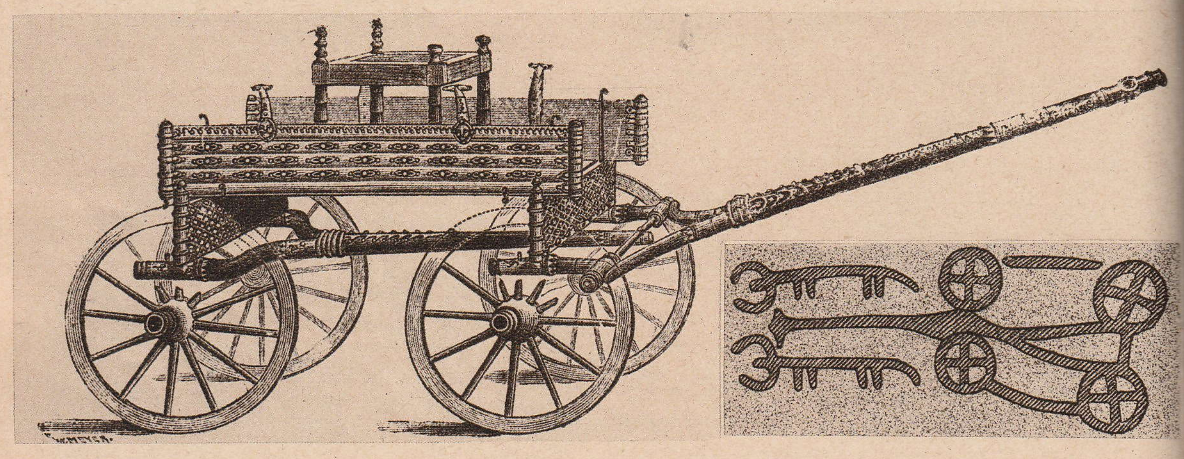


Abb. 373

Stuhlwagen von Dejbjerg (Jütland)

Im Moore fand man zwei gleiche Wagen aus Eschenholz; daß man solche Wagen in Festzügen verwendete, beweist Abb. 290

Abb. 374

Vierrädriger mit Ochsen bespannter Wagen der germanischen Bronzezeit (Felszeichnung)



Abb. 375 **Vom Steinzeitwagen zum Automobil**

Das Schlußglied einer 5000jährigen Entwicklung in Deutschland. Das Auto, welches von den Deutschen Benz und Daimler erfunden wurde. Die älteste Wagendarstellung befindet sich im Grabe von Züschen, Abb. 68 der nordischen Kultur des 3. Jahrtausend angehörig



Abb. 377

Abb. 376–378 **Vorzeit in der Gegenwart**

Das festliche Umreiten, das schon vor 3000 Jahren in Mitteleuropa bezeugt ist, wird noch heutigentags in verschiedenen Gegenden Deutschlands geübt. Oben und unten rechts: Osterreiten im bayerischen Chiemgau (alljährlich am Ostermontag) zu Traunstein. Von hier geht der Wallfahrtsritt zum tausendjährigen Kirchlein von Ettendorf. Im Volksmunde heißt er Georgiritt. Unten rechts: St. Georg auf dem Schimmel (der hintere Reiter). Oben die Ankunft der geschmückten Pferde bei der Wallfahrtskirche in Ettendorf. In der Mitte: Osterreiten zum Kloster Mariastern, Lausitz. Unter Gesang reiten die Osterreiter um ihre Felder und bitten um gute Ernte. Ein ähnlicher Brauch ist aus Bautzen überliefert. Vergl. Abb. 290

Abb. 378



Heil dem Meister!

Abb. 379
Besuch beim Töpfer der Bronzezeit

Abb. 380 **Blick in die Werkstatt**
Ein Gehilfe formt aus geknetetem Lehm, ohne Drehscheibe, lediglich mit Hilfe von gebogenen Streichbrettchen auf einem drehbaren Untersatz die Töpfe. Ein anderer Gehilfe überzieht die lederhart getrockneten Gefäße mit feinem Tonschlamm. Im Hintergrund werden Töpfe zum rauchenden Brennofen geschafft

Abb. 381 u. 382

Weiheschild aus getriebener Bronze,

gefunden zu Herzsprung in der Prignitz. Zwei solcher Schilde fand man im Moor für die Götter niedergelegt. Das untenstehende Bild von einer Felsenzeichnung zeigt einen solchen Schild von einer gleichzeitigen nordischen Felszeichnung als Symbol getragen in gleicher Art, wie man die Sonnenräder verwendete. Das Ziermuster des Schildes hat gleichfalls sinnbildlichen Wert und stellt eine stilisierte Trojaburg dar Vergl. Seite 135

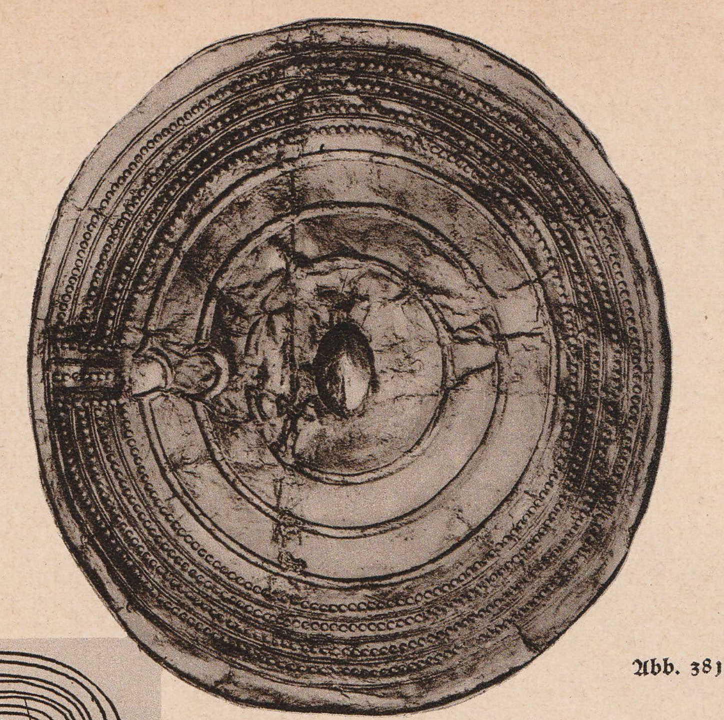


Abb. 381



Abb. 382

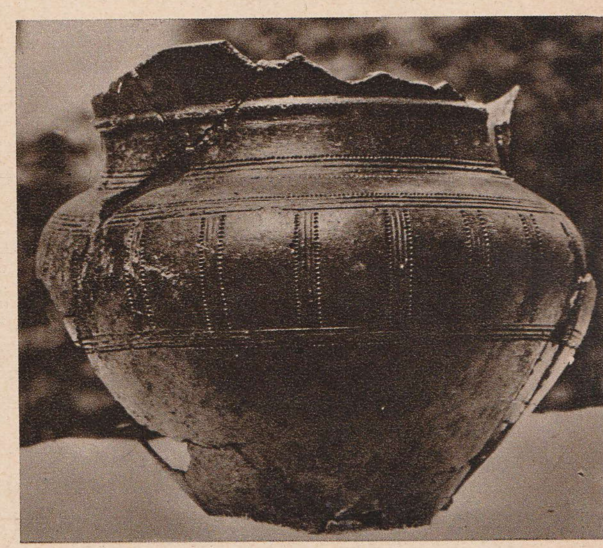


Abb. 383

Neben getriebenen Bronzegefäßen kamen auch gegossene vor, die Glanzleistungen der germanischen Bronzegießkunst darstellen. Gefäß der 3. Periode der Bronzezeit aus der Prignitz. Mus. Heiligengrabe

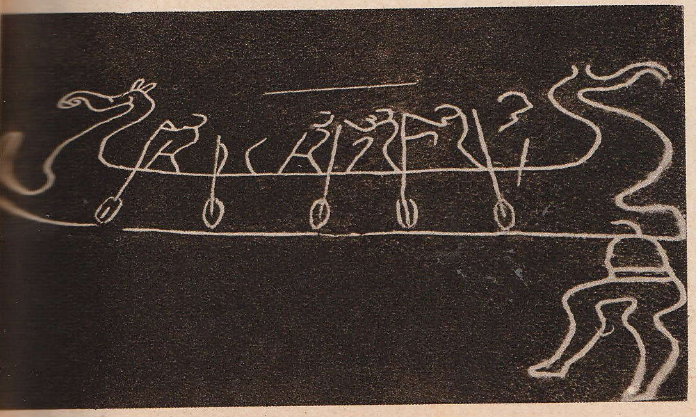


Abb. 384

Das Ruderboot von Brandskogen, Uppland. Unter den über 3600 Schiffsdarstellungen der Bronzezeit finden wir bis auf diese Darstellung keinmal das Rudern selbst dargestellt. Das Schiff wird von einem Mann auf der Schulter gehalten (Votivboot). Die Männer rudern im Stehen



Abb. 385 Grabbautechnik der jüngeren Bronzezeit
Auf dem Gräberfeld bei Helmsdorf fanden sich zahlreiche Beispiele, die beweisen, daß man eine gute Bautechnik besaß

Abb. 386
Doppelgrab bei Helmsdorf, das in sinnfälliger Weise die Gleichstellung von Mann und Frau beleuchtet. Jede der Urnen, die an beiden Enden der Gräber stehen, sind von den haargenau gleichen Grabgefäßen begleitet: 2 hohe Töpfe, 2 Schüsseln und flache Schälchen. Das Grab ist an der Südgrenze der germanischen Bronzezeit gelegen und gehört ins 11. Jahrh. v. Chr. (Mus. Halle.)

Abb. 387 **Das Hügelgrab von Gävernitz**
(Sachsen). Nach seiner Ausgrabung wiederhergestellt.

Abb. 388
Rechts: Das Hügelgrab während seiner Ausgrabung. Im Mittelpunkt das Grab, eine sorgfältig hergerichtete Steinkiste, von einem gewaltigen Steinring am Rande des Hügels umgeben. Das Grab gehört dem illyrischen Kulturkreis an aus der Zeit um 1000 v. Chr.





Abb. 389 Auch im germanischen Norden finden wir ähnliche Grabbauanordnung
Die Steinkammer in der Mitte ist von einem großen Steinring umgeben. — Grabhügel von Thorsberg, unmittelbar am Thorsberg-Moor gelegen, in dem der bekannte Thorsbergfund gehoben wurde, ein Hunderte von Fundstücke umfassender Weihefund an die Götter

(Fortsetzung von Seite 112)

durch das Jahreserlebnis alljährlich das Wieder-Lebendig-Werden, das Wieder-Wachsen und Auferstehen verdeutlichen. Die Sitte der Eichensärge hat sich sicher sehr viel länger erhalten und ist sehr viel verbreiteter gewesen*), als wir heute anzunehmen pflegen, denn nur selten können wir in den Gräbern Spuren von Holz nachweisen. Durch zahlreiche Nachweise ist aber klar geworden, daß wir fast immer mit Holzumhüllungen, sei es aus Brettern oder Stämmen, rechnen müssen. Sogar nach Beginn unserer Zeitrechnung haben wir noch Eichensärge gefunden, wovon ein sehr schönes Fundstück aus Pommern im Museum Stettin Zeugnis gibt, und auch in der Wikingerzeit war dieser Brauch noch lebendig (Abb. 404).
Wie verwurzelt die Vorstellung des Lebensbaumes und die Bestattung im Baum noch bis in unsere Tage war, zeigt die Eiche von Nöbdenitz bei Ronneburg in Thüringen. Im Innern dieses mächtigen Stammes hat sich der Dichter v. Thümmel 1824 begraben lassen (Abb. 403).
Der Brauch, die Toten zu verbrennen, kommt bereits in der ausgehenden Steinzeit nach 2500 v. Chr. im mitteleuropäischen Gebiet vor, wie Böhmen, Mähren und dem anschließenden norddeutschen Gebiet. Sie ist der Niederschlag neu aufkommender Vorstellungen von einer anderen Welt, zu der die Seele nach dem Tode reisen muß. Die Leichenverbrennung ist nur im Zusammenhang mit der Ackerbaukultur zu verstehen und den mit dem Sonnenkult zusammenhängenden kultischen Jahresfeuern, die bis in die Neuzeit von unserem Volkstum in den Sommer- und Wintersonnenwendfeuern bewahrt worden sind**).

---

*) So stellte A. Goetze in einem Grabhügel Thüringens zu Kirchheiligen einen Baumsarg fest, ebenso im Lebuser Loosen.
**) S. A. Fries, Israel i ljusit Argiologiska etnograviska forskninger i Palästina, Stockholm 1914.



Abb. 390 Gräber auf Hügeln
Auf der Hügelkette der Brandberge bei Halle a. d. Saale sind auf den einzelnen natürlichen Erhöhungen Grabhügel als kleine Kuppen aufgebaut. Es handelt sich um Gräber der nordischen Schnurkeramik aus der jüngeren Steinzeit

Der Grabhügel als Götterberg

Abb. 391

Fürstengrab von Leubingen, aus der frühen Bronzezeit, ein mächtiger „Götterberg" für den darin ruhenden Toten. Da die Gottheit nachts im Berge weilend gedacht wurde, formte man für den Schlaf des Toten einen entsprechenden Hügel

Abb. 394 (unten)

Der Kultplatz von Upsala mit drei großen Hügelgräbern, die in der heidnischen Spätzeit den Göttern Odin, Thor und Freyr zugeschrieben wurden

Hinter dem mittleren Hügel erhebt sich die Kirche, die den altheidnischen Kultplatz verchristlichen sollte. Neben den Grabhügeln befanden sich Thingplatz, Thingwiese, Opferhain, zwei heilige Quellen (Mimer- und Urdarquelle) sowie eine Kampfspielbahn. Wegen der Heiligkeit des Platzes wurden hier drei bedeutende Tote in Hügeln beigesetzt. Die Hügel als „Götterberge" wurden dann später mit den drei genannten Göttern in Verbindung gebracht und als ihnen zugehörig betrachtet



Abb. 392 Vorzeitlandschaft
Bronzezeitliche Grabhügel aus der Prignitz

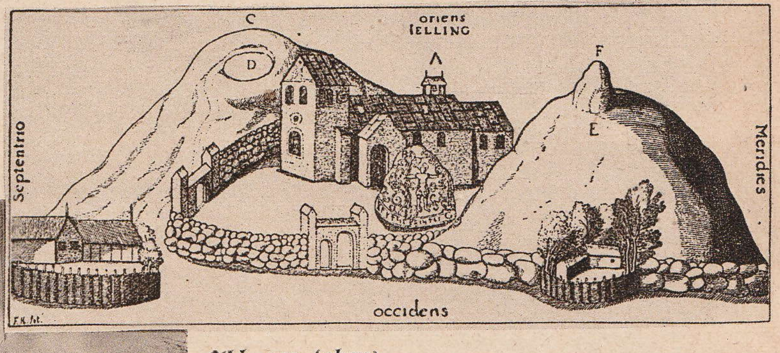


Abb. 393 (oben)

Ansicht der Jellinge aus dem Jahre 1591
In der Mitte die Kirche, daneben der vom Ende des 10. Jahrhunderts stammende Runenstein. Der nördliche Hügel (C) barg in der Grabkammer einen mit Fell umkleideten manneslangen Sarg, der bereits von Grabräubern, als man ihn 1870 ausgrub, geplündert war. Davor ein kleiner Teich, der sich in einem Loch gebildet hat, das von einer mittelalterlichen Grabung stammt. E) Südlicher Hügel. F) Der darauf befindliche Runenstein. Die Kirche auf der Stelle eines alten Kultplatzes, die Grabhügel unmittelbar neben dem alten Kultplatz. Genau, wie im Mittelalter sich die Vornehmen möglichst im Gotteshaus selbst, in der Kirche, beisetzen ließen



Abb. 395 **Ein germanischer Götterberg**

sogenannter Stufenberg, der Borrebjerg bei Sejerö, Dänemark. Dieser künstlich hergerichtete Hügel von 20 m Höhe läßt sich nach Funden in das erste Jahrhundert n. Chr. datieren



Abb. 396

Von altbabylonischen Siegeln

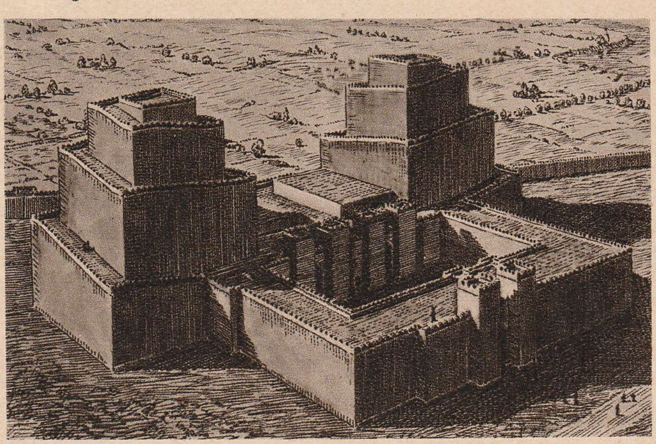
Der Götterberg, aus dem der Sonnengott am Morgen aufersteht, ist stufenförmig in derselben Weise gebildet wie die Tempelberge der babylonischen Heiligtümer. — Der Sonnengott am Morgen aus dem Götterberg heraustretend

Abb. 397

Abb. 398 (unten)

Assyrischer Tempel mit den beiden Götterbergen,

ganz ähnlich wie auf dem Siegel Abb. rechts. Hier dachte man sich die Gottheit wohnend



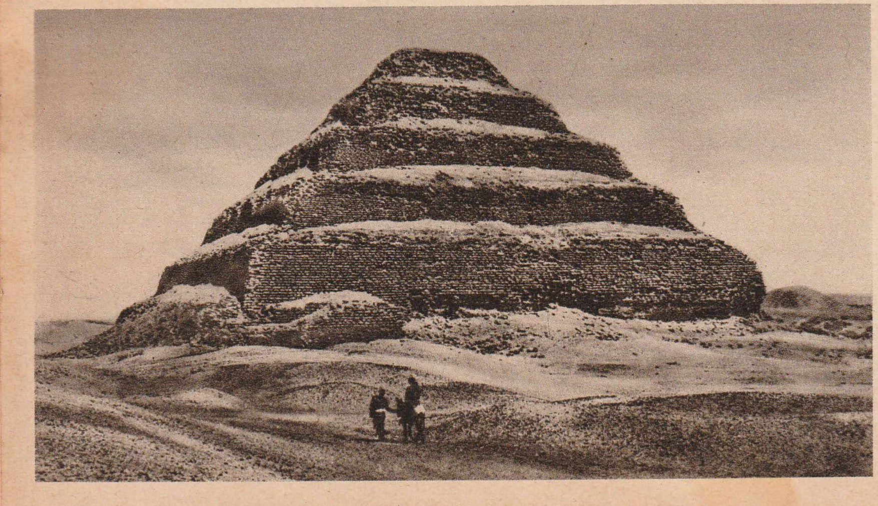


Abb. 399

Die bekannte Stufenpyramide von Sakkarah, Ägypten,

eine der monumentalsten Grabbauten der Welt, verkörpert gleichfalls den Gedanken des Götterberges ebenso wie die anderen ägyptischen Pyramidenbauten

„Die Leichenverbrennung ist eine Folgeerscheinung der im Anschluß an den Sonnenkult erfolgten celesten Umlagerung der Weltanschauung. Die Einäscherung ist nichts anderes als das Sakrament, dem der Tote — in etwas großartig aufgezogener Form schon der Lebende — unterzogen wird, damit er in das Licht- und Seligkeitsreich gelangt." Ganz besonders nahe verwandte Wesenszüge zu der germanischen Leichenverbrennung weist die altindische auf, und diese zeigt uns durch textliche Überlieferung wiederum ihrerseits die ganz engen Beziehungen der Leichenverbrennung zum Brandopfer auf. In den Sutra, die aus der Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. stammen, und in denen, den alten Traditionen gemäß, die Vorschriften gegeben sind, lesen wir: „Das Sakrament besteht in der Verbrennung des Körpers. Die Spende des fehlerlosen Körpers ist Agni, dem Gott des Feuers, angenehm. Durch die Spende erreicht er die Himmelswelt."

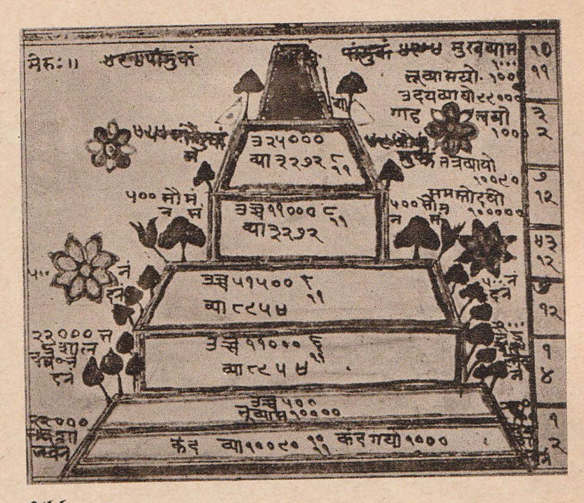


Abb. 400

Der altindische Götterberg Meru

aus Stufen gebildet. Er spielt im kosmographischen System der Djains (buddhistische Sekte) noch heute eine große Rolle

Abb. 401

Das Grabmal des Kyros

(† 530 v. Chr.) zu Pasargaddä, Kleinasien. Stufenberg und nordische Hausidee haben dieses Grabmal geformt. Die Meder gehörten einem europäischen indogermanischen Volksstamm an

Danach ist also der Tote direkt mit dem Brandopfer identifiziert und damit stimmt überein, daß der Scheiterhaufen zum Verbrennen des Toten genau nach den gleichen Vorschriften wie ein regelrechter Brandopferaltar mit drei verschiedenen Feuern anzuordnen ist. Der bei einer solchen Verbrennung gleichzeitig geopferte Bock, mit dessen Haut man den Toten zu bedecken pflegte, sollte dem Gott Agni als Speise dienen und ihn bestimmen, den Toten „in freundlicher Art" zu behandeln. — So heißt es in dem Leichenverbrennungsritual des Rigveda (X. 16 V. 1 bis 8): „Wenn er diese letzte Reise antritt, soll er Untertan der Götter werden. Der Bock ist Dein Anteil. Rette ihn in Dein Feuer. Ihn mag Deine Glut, ihn mag Deine Flamme verzehren. In Deiner freundlichen Art Jatavedas (Beiname des Agni) führe ihn zu der Welt der Frommen. Gib ihm wieder den Vater frei, Agni, ihn, der Dir geopfert, mit den Opfergaben zum Vater wandernd."

Noch in der Ynglinga-Sage, also aus der germanischen Wikingerzeit, ist im Kapitel 10 gesagt: „Sie glaubten, daß, je höher der Rauch zum Himmel emporsteigt, desto höher der im Himmel gesetzt würde, der gerade verbrannt wurde." Die Himmelfahrt des Toten ist also die Ursache der Leichenverbrennung. Selbstverständlich ist, daß die verschiedensten Motive und Vorstellungen bei den Bestattungsgebräuchen mitgespielt haben. Die Hockerbestattung der Steinzeit, bei der sich auch vielfach eine Fesselung des Toten nachweisen läßt, ist sicherlich von der Furcht vor dem Umgehen des Toten in großem Maße beeinflußt gewesen, und wir wissen ja aus späterer Zeit und bis in die Neuzeit, daß man das Umgehen der Toten durch Kopfabschlagen verhindern wollte, wie dies in so anschaulicher Weise die Ausgrabung des ostgermanischen Friedhofes von Groß-Sürding (vgl. Abb. 513) zeigt, wo man offenbar in einer Pestzeit einen Friedhof angelegt hatte und die Wiederkehr der Toten, d. h. — wie man dachte — die durch die Toten verursachte Pest zum Teil durch Abschlagen der Köpfe, die man ihnen auf den Schoß legte, zu verhindern suchte*).

Mit den nordischen Einwanderungen kam übrigens die Sitte der Leichenverbrennung im 12. Jahrhundert nach Griechenland, und allbekannt ist ja aus der Ilias die Beschreibung der Verbrennung des Achilles. Die Ausführungen Almgrens über den Leichenbrandritus, die hier wiedergegeben sind, sind überzeugend, zumal wenn man seinen Blick auch auf die spätere Zeit richtet und sieht, wie die heidnischen Grabsitten, wie wir nachher ausführen werden, sogar bis in das Christentum hineingehen und, zumindest formell, die Auswirkungen dieser Idee gehen.

Die Jahresfeuer der Bronzezeit, mit denen man die Kraft der Sonne zu stärken versuchte, waren der Anlaß und die Ursache für die Feuerbestattung der Toten, denn die Opferung und Verbrennung des Körpers bedeutete, kosmisch verstanden, daß dessen Überreste in dem aufwärtssteigenden Feuer auch seinerseits die Sonne in ihrer Kraft fördere und stärke, um im Frühling Leben auf der Erde zu spenden. Da uns der Brauch überliefert ist, in Jahresfeuern den Göttern Boote zu verbrennen, so verstehen wir, daß wir auch in der Bronzezeit sogenannte Schiffsbestattungen finden in Form von schiffsförmigen Steinsetzungen, denn das Schiff ist der heilige Platz Gottes wie das Haus oder der Tempel in der Antike.

---

*) Vgl. Dr. Zotz: Die spätgermanische Kultur Schlesiens im Gräberfeld von Groß-Sürding. Verlag Kabitzsch, Leipzig 1935

Abb. 402
Deutschlands älteste Eiche, die Femeeiche zu Erle am Niederrhein
Die Germanen sahen im Baum immer etwas Heiliges. Die „Femeeiche" ist fast 2000 Jahre alt. Sie hat den Kampf der Germanen gegen die Römer miterlebt. Ihr Umfang beträgt 16 m. Der Große Kurfürst hielt 1652 in ihrem hohlen Stamm eine Tafelrunde und gab so seiner Verbundenheit mit der heimischen Geschichte sinnfällig Ausdruck

Gleiche Wesensart, gleiche Vorstellungswelt

Abb. 404 **Germanisches Begräbnis im Baum**
aus dem Beginn unserer Zeitrechnung (Bodenhagen, Kr. Kolberg-Köslin, Museum Stettin)

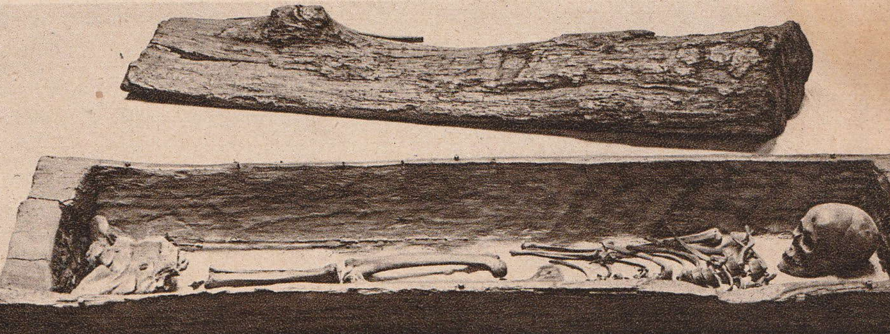


Abb. 403 **Der Lebensbaum im Volksempfinden**
So wie die Bronzezeit-Germanen sich in Eichenstämmen als Sarg begraben ließen, klingt noch 3000 Jahre später das gleiche Empfinden nach. 1824 ließ sich der Dichter Hans von Thümmel in dieser Eiche zu Nöbdenitz bei Ronneburg i. Thür. begraben

Der Tote geborgen wie die Saat!

Germanische Hausurne der ausgehenden Bronzezeit von Obliwitz. — Die Vorstellung des „Begräbnisses im Hause" spielt schon in der Steinzeit beim Grabbau der Vorgermanen eine wesentliche Rolle. Am Ende der Bronzezeit finden wir zahlreich die verbrannten Leichen in hausförmigen Gefäßen beigesetzt. Diese Häuser stellten Nachbildungen von Getreidespeichern dar. (Daher stehen die Urnen teils auf Sockeln, da Getreidespeicher oft gegen Nager auf Steinsockel gestellt waren.) Der Wiederauferstehungsglaube wird durch diesen Grabbrauch besonders deutlich unterstrichen, vgl. Seite 44 u. 47

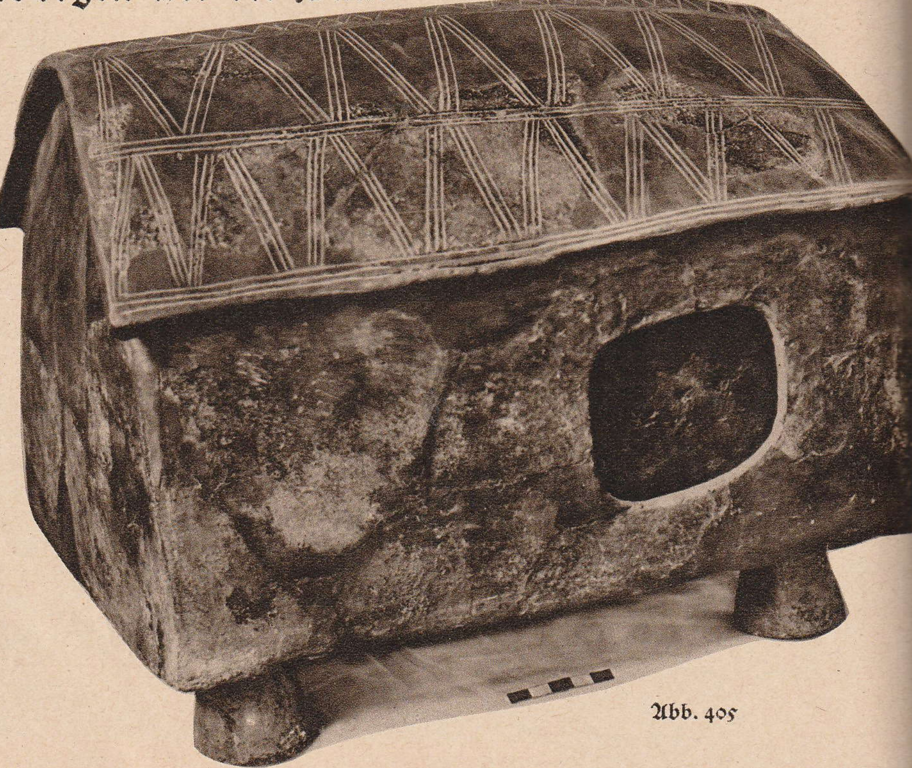


Abb. 405

Die Beisetzung der Leiche oder die Beisetzung der Urne mit dem Leichenbrand in einem Grabhügel hat auch tiefe sinnbildliche Bedeutung, denn im Grunde genommen sind die flachen, niedrigen Grabhügel der germanischen Stein-, Bronze- oder Eisenzeit ideenmäßig genau das gleiche wie die Pyramiden oder die Stufenberge der babylonischen Tempel. Es sind Götterberge, Weltenberge, so wie in der altindischen Weltvorstellung der Götterberg Meru die Welt verkörpert, ein stufenförmiger Berg, genau wie die Ziqurrat, die babylonischen Tempelberge; und auch der Turm von Babylon war nichts anderes als ein solcher Stufenberg. Hier in Babylonien haben wir auch die Siegelabdrücke, die uns das Hervorschreiten des Sonnengottes aus dem Götterberg, der stufenförmig gebildet ist, zeigen, oder aus den beiden Ostbergen, zwischen denen die Sonne erscheint, hier personifiziert durch den Sonnengott, herausschreitend aus dem Berge, dargestellt (Abb. 396/97). Die gleichzeitigen Hymnen singen dazu vom Sonnengott Schamasch:

Schamasch, am Horizonte des Himmels bist Du aufgeflammt,
Den Riegel des glänzenden Himmels hast Du geöffnet.
Die Türen des Himmels hast Du geöffnet.
Schamasch, zu dem Lande hast Du Dein Haupt erhoben.
Mit dem Glanze des Himmels hast Du die Länder bedeckt.



Abb. 406 Bemalte Speicherurne aus Schonen

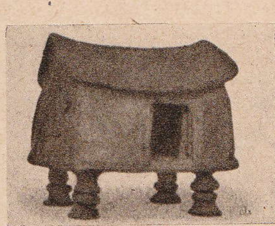


Abb. 407 Speicherurne von Obliwitz (Kr. Lauenburg, Ostpommern). Prov.-Museum Stettin

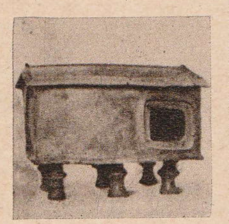


Abb. 408 Speicherurne von Woedtke (Kreis Lauenburg)

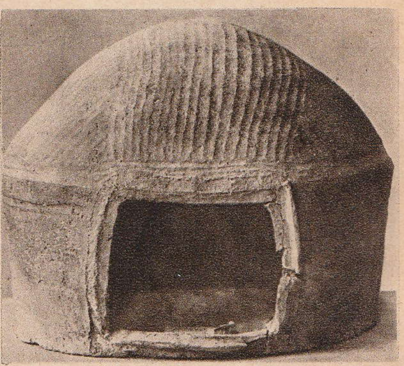


Abb. 409 Speicherurne von Luggendorf (Prignitz, Mark Brandenburg)

Schamasch, bei Deinem Hervortreten aus dem großen Berg,
Bei Deinem Hervortreten aus dem großen Berg, dem Quellenberg.
Bei Deinem Hervortreten aus dem Berg, dem Ort der Geschicke,
Wo Himmel und Erde zusammenstoßen am Fundament des Himmels,
Stellen sich die großen Götter vor Dir auf.

So ist der Grabhügel im germanischen Norden genau so eine Nachbildung des Weltenberges. Dadurch wurde der Verstorbene unter den ganz besonderen Schutz der Gottheit gestellt und an den Ort der Gottheit gebracht. Hierzu paßt vorzüglich, daß nach alter germanischer Vorstellung die Gottheit durch einen Steinhaufen oder einen Holzpfahl versinnbildlicht wurde, und beides finden wir oft mit den Grabhügeln verbunden. Dieses Bestreben, sich in den Schutz der Gottheit zu stellen, ist so alt wie die menschliche Kultur selbst; sei es, daß man die Toten in der Nähe der Heiligtümer oder im Heiligtum selbst bettete oder dazu dem Totenhaus, in dem der Tote ruhte, dem Sarge, das Äußere eines Tempels, eines Hauses gab, wie wir dies gleich sehen werden. Im Grunde genommen sind ja auch die Pyramiden Ägyptens solche Weltenberge, ursprünglich terrassenförmig, später ohne die Terrassen. Wenn heute Ägyptologen die Entstehung der Pyramiden rein materiell und aus dem Machtbegriff heraus erklären wollen, ist dies sicher abwegig. Am besten beweist das wohl die Tatsache, daß in späterer Zeit, im

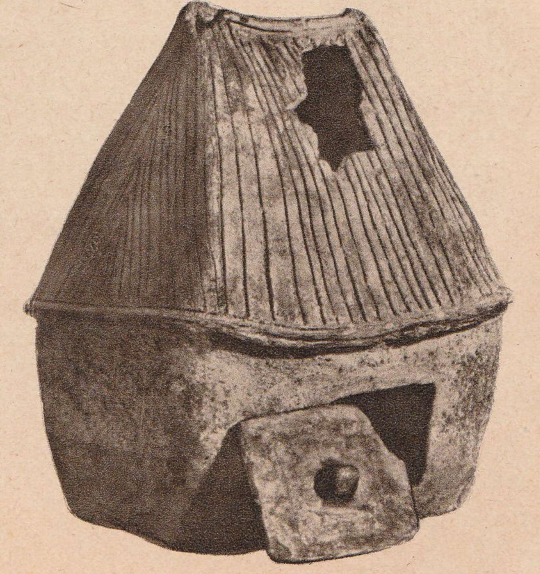


Abb. 410
Speicherurne von Aschersleben (Prov. Sachsen) mit besonders hohem Strohdach



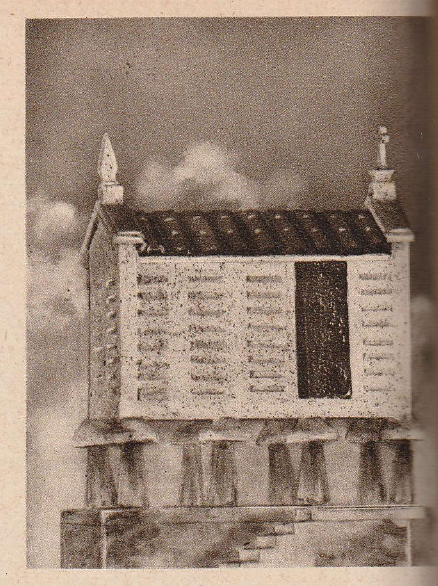
Abb. 411

Urne von Klein-Gottschow mit eingeritzter Tür

Dadurch wird bezeugt, daß allen Urnen der Vorratshausgedanke innewohnte, der hier durch die eingeritzte Tür deutlich dargetan ist

Abb. 412 **Vorzeit in der Gegenwart**

Vergleichsbild zu Abb. 408. Solche auf Sockel gestellte Speicher waren früher im ganzen nordischen Europa verbreitet, sie finden sich heute aber noch im ehemaligen Durchzugsgebiet germanischer Stämme. Unser Bild zeigt einen Getreidespeicher aus Nordwest-Spanien, Provinz Galicien, in der lange Zeit Sweben und Westgoten saßen



2. Jahrtausend, die Könige Ägyptens zwar nicht mehr in Pyramiden bestattet wurden, aber im „Tal der Könige", am Fuße einer gigantischen natürlichen Pyramide, denn unmittelbar aus dem „Tal der Könige" erhebt sich ein riesiges pyramidenförmiges Bergmassiv. Die Könige gingen also in den Götterberg selbst schlafen. Daß diese Idee über ein Jahrtausend hindurch wirklich wach gewesen ist, beweist wiederum die Tatsache, daß im letzten Jahrtausend v. Chr. die nubischen Könige Ägyptens sich wieder Pyramiden bauen wie ihre Vorgänger 2000 Jahre vorher. Im Götterberg ist also wiederum die Auferstehungsidee versinnbildlicht, und so predigen die unscheinbaren Grabhügel unserer germanischen Vorfahren die gleiche Ansicht, denn auch die Germanen kannten den Stufenberg, den Götterberg als Kultplatz. Mehrfach sind Terrassenhügel uns überliefert, wie der hier abgebildete, aber selbst bis nach Mitteldeutschland fanden



Abb. 413

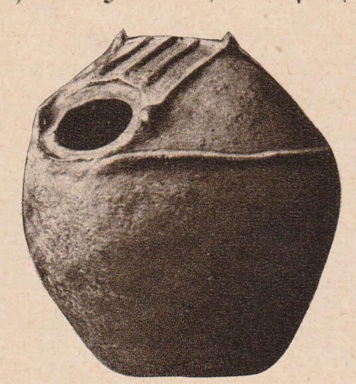


Abb. 414



Abb. 415

Abb. 413 und 414 **Speicher-Urnen aus dem Harzgebiet** Links von Wilsleben, rechts von Frose

Abb. 415 **Dieselbe Grabidee in Mittel-Italien** (siehe Herkunftsschema Abbildung 148 Seite 55). Urne von Corneto in ovaler Hausform

sich solche alten Kultberge, wie beispielsweise der Tanzberg von Jüterbog-Neumarkt, der später auch in der slawischen Zeit Kultplatz war (vgl. S. 125—127).
Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen verstehen wir, warum der arische Führer der Meder, Kyros (gestorben 530 v. Chr.), in einem Grab bei Pasargaddae schlummert, das einen Stufenberg darstellt, auf dem sich ein nordisches Giebelhaus als Sarkophag erhebt. Hier erinnern wir uns der Gräber von Leubingen und Helmsdorf, die wir auf Seite 44/47 zeigten, den großen frühbronzezeitlichen Grabhügeln, die im Innern regelrechte Grabhäuser beherbergen. Solche Grabhäuser finden wir ja schon in der Steinzeit, und die Steinritzungen, wie sie an der Steinkiste von Göhlitzsch ausgeführt sind, die Hauswände, die mit Teppichen behängt sind (Abb. 53), zeigen, verdeutlichen, daß wir auch die gewöhnlichen Steinkisten ideenmäßig als Häuser betrachten müssen.
Das Begräbnis im Haus hat einen tiefen kultischen Sinn; denn das Haus mit dem Herd ist die Verehrungsstätte der Gottheit auch für die Germanen, und wenn wir uns bei den übrigen indogermanischen Völkern, die nach dem Mittelmeergebiet und Osten gelangten, umsehen, so finden wir, daß die Antike von zweierlei Vorstellungen beherrscht ist: Der Sarkophag hat entweder die Form eines Tempels mit Giebel wie das nordische Haus (während die Wohnungen der Lebendigen im Mittelmeergebiet ja das flache Dach hatten), oder der Sarkophag hat die Form des Altars, womit wir wieder den Zusammenhang mit der Opferidee des Verbrennungsritus finden (Abb. 416/19). Aus diesem tempelförmigen Sarkophag entwickelte sich im Frühchristentum der Heiligen-Sarkophag, der die Form des Tempels, also einer Kirche, hatte, was wir daran sehen, daß zahlreiche

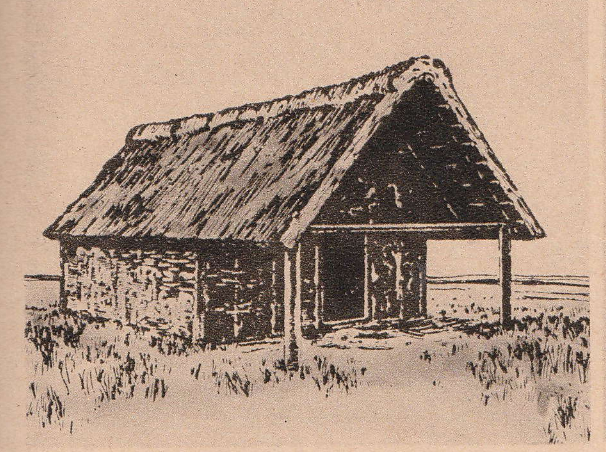


Abb. 415a
Wiederherstellung des Totenhauses von Baven, Kreis Celle

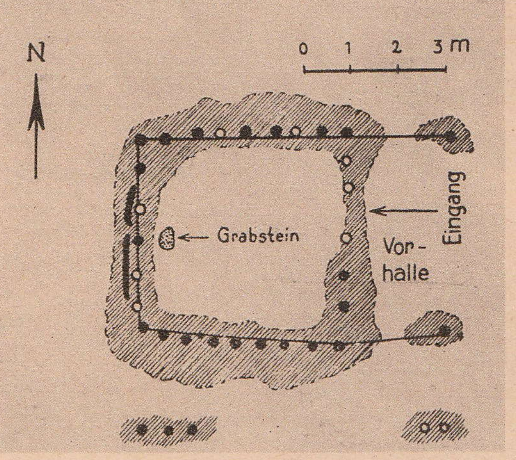


Abb. 415b Grundriß des germanischen Hauses von Baven, Kreis Celle (nach H. Piesker)

Abb. 415a und b Das Totenhaus von Baven (Hannover)
In einem Grabhügel von 23 m Durchmesser, der Bronzezeit um 1500 v. Chr. zugehörig, fanden sich die Reste eines Totenhauses. Der Tote lag im Innern des Vorhallenhauses und sah mit dem Gesicht durch die Tür nach Osten. Zu seinen Häupten war ein Grabstein errichtet. (Jacob-Friesen: Urgermanische Kultur in Niedersachsens Bronzezeit, Hannoversche Hochschulgemeinschaft, 1935)

Die Hausidee beim Grab geht die Jahrhunderte hindurch bis zum Christentum

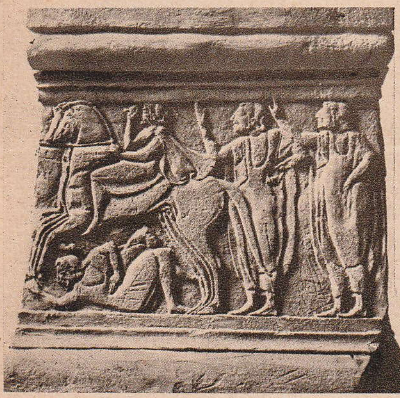


Abb. 416 **Das Grab als Altar**
Aschenkiste in Form eines Altars aus Mittel-Italien, Chiusi, 7. Jahrh.

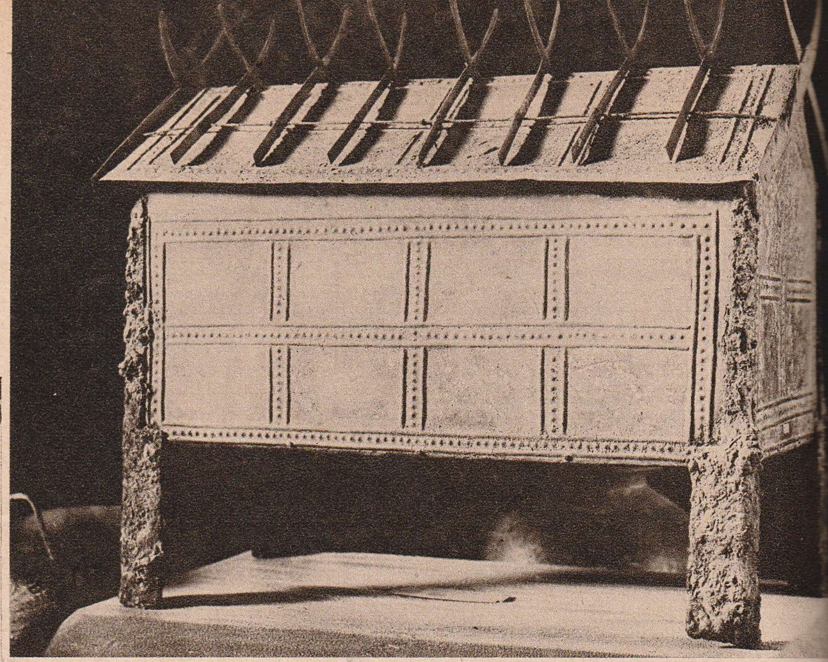


Abb. 417 Etruskische Graburne des 7. Jahrhunderts v. Chr. in **nordischer** Hausform

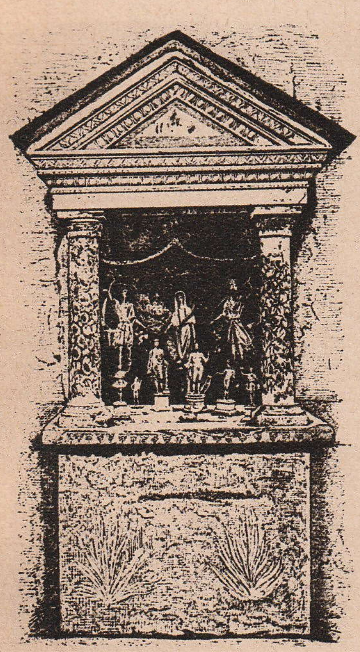


Abb. 418
Altar aus einem Hause in Pompeji
in Tempelform. Altar und Haus (Tempel) sind die Sarkophagformen der Antike

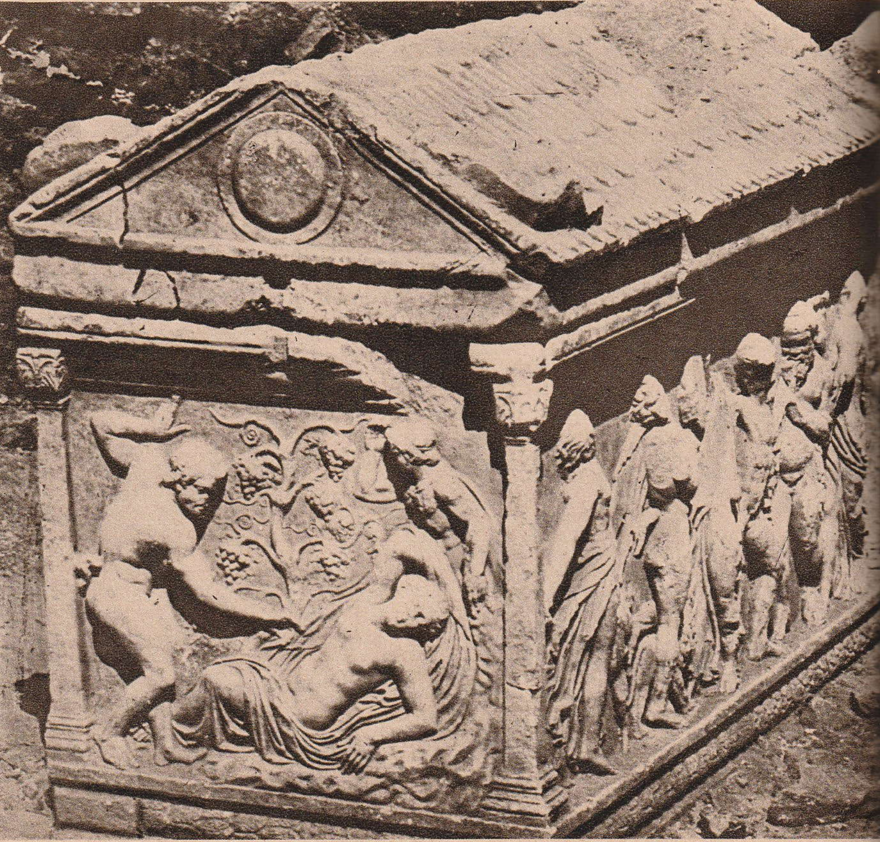


Abb. 419 **Antiker Marmorsarkophag**
in Form eines nordischen Hauses, das ja im Mittelmeergebiet das heilige Haus, der Tempel, wurde

Abb. 420 **Heiligensarkophag aus Gold,** Domschatz Köln. Die Form des vorchristlichen Haussarkophages ist beibehalten und vom Christentum übernommen worden. Die Heiligensarkophage wurden in Krypten unter der Kirche verehrt. Nach dem Jahre 1000 wurden infolge Änderungen des Heiligenkultes die Sarkophage auf die über der Krypta stehenden Altäre gestellt, woraus sich dann die mittelalterlichen Schnitzaltäre entwickelten

Abb. 422 (unten)

Der Schnitzaltar von Marienstatt um 1325

Die „Hausfassade" hat sich völlig in Arkaden aufgelöst, aber die Figuren beherrschen noch nicht das Ganze wie später im 15. Jahrh.

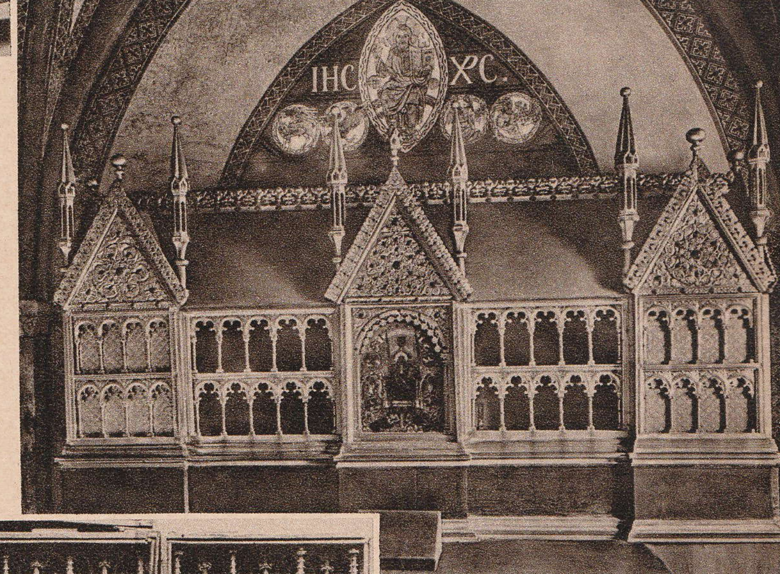
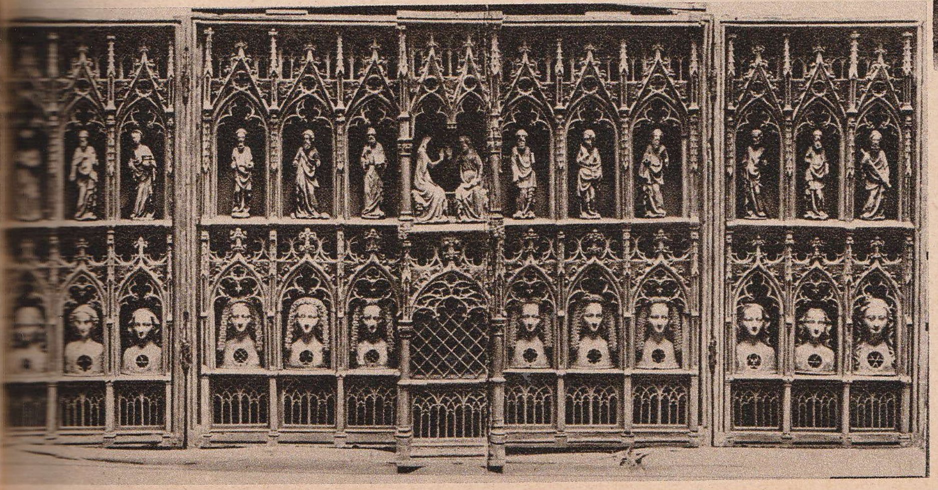


Abb. 421 (oben)

Einer der frühesten Schnitzaltäre

in Deutschland aus dem Kloster Loccum. Man sieht noch deutlich die Fassade des alten Heiligenschreines, die das Gotteshaus verkörperte. Die Füllfiguren in den Bogenfeldern, die bereits bei den antiken Sarkophagen vorhanden waren, werden Ausgangspunkt der hohen Kunstentwicklung der mittelalterlichen Plastik und Malerei



Heilige Stätten

Abb. 423 **Die Felsenwand des Hohensteins** ragt über den Süntel (Hohe Egge). Süntelstein, von dessen Felsvorsprüngen die Sonnenwend- und Osterfeuer unserer germanischen Ahnen ins Land leuchteten und noch heute leuchten

Abb. 424

Der Totenstein bei Königshain (Lausitz)

Seit Jahrhunderten führt dieser Fels den Namen Totenstein. Eine Rinne in seiner Mitte gestattet den Aufgang nach oben zum Opferstein. Nachgrabungen des Mus. Görlitz ergaben, daß er seinen Namen Totenstein zu Recht trägt. Höhlenartige Spalten waren mit zahlreichen Graburnen der Lausitzer Kultur aus der Zeit um 1000 v. Chr. angefüllt. — Grab, Altar, Heiligtum!



Abb. 425

Der heilige Weg

zwischen Stavgard und dem Opferbrunnen auf Gotland. Die alte gepflasterte Prozessionsstraße verläuft in West-Ost-Richtung zwei Kilometer lang und verbindet den heiligen Platz mit der Weltsäule (Irminsul) und dem Opferbrunnen

Lebendige Vorzeit



Abb. 427 **Die Queste zu Questenberg a. Harz**
Der Jahresbaum, die Allsäule

Abb. 426 **Das Sonnenrad als Gußform**
Mus. Heiligengrabe. In solcher Form wurden Sonnenräder aus Bronze gegossen, um als Anhänger oder Amulett zu dienen

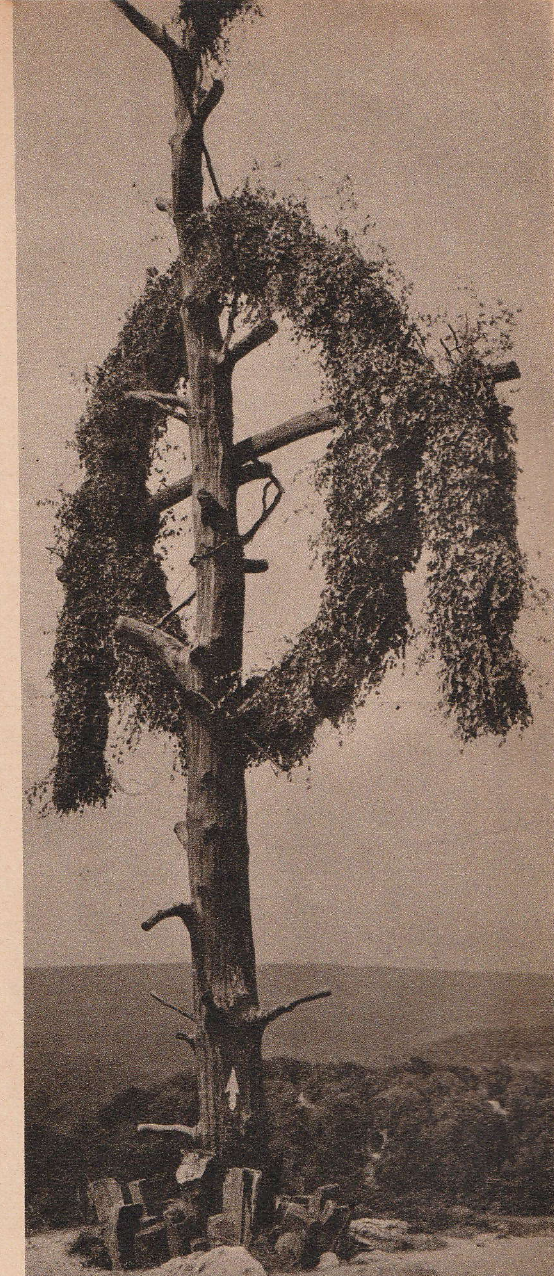


Abb. 428 **Das Sonnenrad am Maibaum,** das jedes Jahr zu Pfingsten aus grünen Birkenreisern erneuert wird. Die Queste wird neu gesetzt, von Blasmusik begleitet, genau wie dies bei den Germanen 3000 Jahre früher ebenfalls der Fall war, vgl. Abb. 263/64



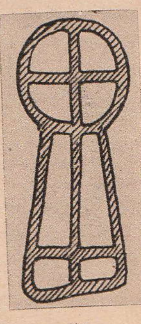


Abb. 429
Sonnenrader auf Ständer gestellt und getragen
Darstellung aus der germanischen Bronzezeit (Südschweden)



Abb. 430

Nordische Labyrinthe

Abb. 431

Die Trojaburg von Steigra an der Unstrut, neben steinzeitlichen Grabhügeln gelegen

Noch heute ist es dort Brauch, daß alljährlich die Konfirmanden die Windelgänge des Labyrinthes ausstechen müssen. Vom Gemeindeanger, auf dem die Trojaburg liegt, gingen Frühlingsumzüge aus (Grundriß Abb. 430)

Abb. 432

Der Krug von Tragliatella, Mittelitalien, 7. Jahrhundert v. Chr. trägt diese Zeichnung, die einen Frühlingsumzug und die Befreiung der Helena aus dem Labyrinth durch jugendliche Reiter darstellt. Auf demselben Krug sind Kulthochzeiten, das Urteil des Paris, Bock und Hase dargestellt. In das Labyrinth ist das Wort „Truja“ geschrieben, wodurch bewiesen ist, daß die Labyrinthe des Mittelmeeres in früherer Zeit ebenso Trojaburgen hießen, wie dies noch heute in Nordeuropa der Fall ist



Abb. 433

Wandzeichnung aus Pompeji

mit der Aufschrift „Labyrinthus hic habitat minotaurus“ — das ist das Labyrinth, hier wohnt der Minotaurus



Abb. 434

Münze des 5. Jahrhunderts v. Chr.

Knossos, Kreta mit dem Labyrinth, der Trojaburg, in dem der stiergestaltige Minotaurus hauste



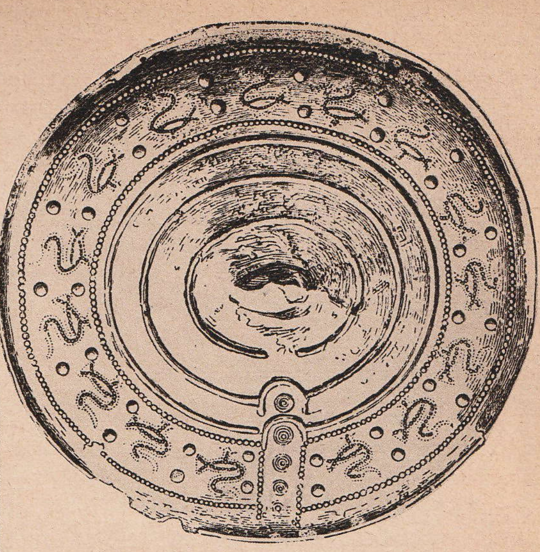


Abb. 436 **Kultschild der schwedischen Bronzezeit,**
der ein Labyrinth mit überdachter Mittelachse darstellt, aus Bronze getrieben. Der äußere Ring ist von Sonnenschwänen gefüllt

Abb. 435 **Trojaburg von der Wand eines Grabes**
aus der jüngeren Steinzeit in Irland (New Grange), also etwa aus der Zeit um 2000 v. Chr.

Rechts:

Abb. 437 **Trojaburg aus dem nördlichsten Europa,**
am Weißen Meer gelegen. Der Mittelgang, an dem die Windungen umkehren, die zum Mittelpunkt führen, ist mit großen Findlingssteinen überdacht, so daß das gleiche Bild entsteht, welches wir auf den germanischen Kultschilden der Bronzezeit finden, siehe Abbildung rechts oben



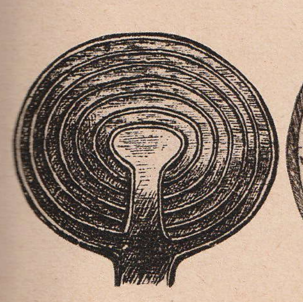


Abb. 438
Von einer Fibel der jüngeren Bronzezeit
Diese zeigen häufig trojaburgähnliche Verzierungen auf ihren Bügeln



Abb. 439
Aus einer Klosterhandschrift des 12. Jahrhunderts,
Trojaburg mit 7 Umläufen. 7 Umläufe hatte bereits die Trojaburg aus der mykenischen Zeit, die man an der Tholos von Epidaurus in Griechenland freigelegt hat



Abb. 440
Labyrinth aus einer gotischen Kirche Frankreichs
Der Grundriß ist sonnenradförmig gestaltet

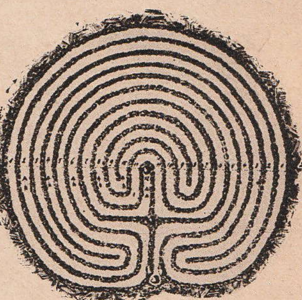


Abb. 441
Trojaburg von Wisby auf Gotland
Wikingerzeit



Abb. 442 Trojaburg von Kaufbeuren, Bayern, in der alljährlich noch heute das Tänzelfest gefeiert wird. Schreiten der „P o l o n a i s e" = „Schlangenziehen" in der die Sonnenfalle darstellenden Trojaburg

Heiligen-Sarkophage wie die seinerzeitigen Kirchen mit Langhaus und Querhaus versehen sind, wie dies beispielsweise der Marienschrein aus dem Aachener Domschatz zeigt (Abb. 420). Wie diese uralte heidnische Auffassung, vom Christentum übernommen, für die gesamte Kunstentwicklung des Mittelalters befruchtend und wirksam wurde, sei hier mit kurzen Worten gezeigt. — Ursprünglich stand der Heiligen-Sarkophag unter dem Altar in einer Krypta. Von hier wurde er nur bei Prozessionen weggenommen und bei besonders festlichen Gelegenheiten hinter den Altar der Kirche gestellt. Als sich dann um das Jahr 1000 der christliche Ritus änderte, blieben die Heiligen-Sarkophage dauernd auf dem Altar stehen. Die Heiligenverehrung dieser Form trat in den Hintergrund, und so kam es, daß man bei neuen Kirchen und Altären nur noch die Schauseite solcher Heiligenschreine als Altarabschluß anfertigte, wie dies der Altar von Loccum sehr schön zeigt. Die in den Bögen der Säulenreihen befindlichen Füllfiguren der Heiligen-Sarkophage erhielten nun erhöhte Bedeutung und wurden zu Figuren der Maria und Christus, der Heiligen usw. umgestaltet, so daß in der Folge aus der Fassade des Heiligen-Sarkophags der mittelalterliche Schnitzaltar entstand, der die Blüte der mittelalterlichen Plastik und Malerei ermöglichte. Gedanken aus der mitteleuropäischen Steinzeit wirken sich so nach über 4000 Jahren kulturbefruchtend aus und verbinden Neuzeit und Vorzeit (Abb. 421/22).

Am Ende der Bronzezeit kommt im germanischen Gebiet eine besondere Grabsitte zur Geltung, die Asche der Toten in aus Ton gebrannten Hausmodellen, den sogenannten Hausurnen, beizusetzen. Diese Hausurnen stellen im Grunde genommen Vorratshäuser dar, also Getreidespeicher, in denen unsere germanischen Vorfahren das Getreide aufbewahrten, und nach dem vorher Ausgeführten über die Anschauung, die dem Verbrennen, dem Begraben im Eichbaum, zugrunde lag, müssen wir auch hier wieder verbindende Gedankengänge feststellen. — Das Korn ist ein Sinnbild der Auferstehung, ähnlich wie das Ei, das wir ja auch in germanischen Gräbern des 5. und 6. Jahrhunderts als Grabbeigabe finden. Wenn wir zur selben Zeit, nämlich zu Anfang des neuen Reiches, in Ägypten feststellen können, daß man auf Grund des Osiris-Kultes Saatkörner in das Grab legte, so dürfte das Keimen der Körner symbolisch das Auf-



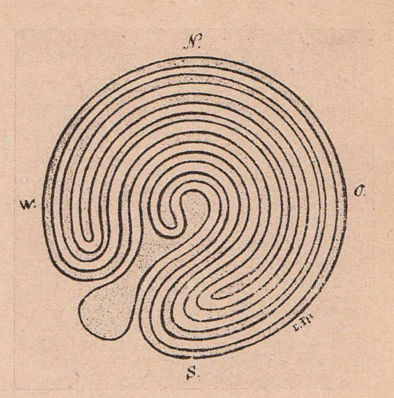


Abb. 444 „Das Rad" in der Eilenriede b. Hannover, nach einer handschriftlichen Überlieferung

Abb. 443
Das Wappen der Gemeinde Graitschen, Thüringen,
das die Trojaburg, die sich dort bis ins vorige Jahrh. auf dem Gemeindeanger neben der Kirche befand, darstellt. Hier war auch unter der Tanzlinde der Tanzplatz

erstehen der Körper darstellen, wie auch magisch auf diese einwirken. Daß bei den germanischen Hausurnen Getreidespeicher gemeint sind, wird ja dadurch bewiesen, daß es teilweise auf Sockel gestellte Häuser sind. Speicher dieser Art finden wir noch heute im germanischen Norden wie in den Gebieten, die Germanen der Völkerwanderung berührten, wie z. B. Balkan und Spanien (Abb. 414). Die glatten Steinsockel hatten den Zweck, es den Nagern unmöglich zu machen, zum Saatkorn zu gelangen. Wie das Saatkorn im Speicher der Saat harrte, dem Keimen und Wiederauferstehen, so sollte der Tote in einem Abbild des Speichers der Wiedererweckung entgegengehen. Sicher ist dieses Motiv richtiger und wichtiger als die Annahme, daß der Tote lediglich aus dem Grunde in Speichermodellen begraben wurde, um ihn besonders sorgfältig zu verwahren, so wie man Getreide sorgfältig verwahrte.
Germanische Vorzeit vor 3000 Jahren und Gegenwart berühren sich auch, wenn wir die Verwendung des Sonnenrades in der Bronzezeit betrachten; finden wir doch vielfach das vierspeichige Rad im Kult der Bronzezeit als Sonnenscheibe oder auf Stangen in Prozessionen getragen. Wir finden Gußformen, die zeigen, daß man bronzene Anhänger als Amulette trug; Nadeln und kultische Gegenstände trugen vielfach das Sonnenrad. Die Verbindung des Sonnenrades mit dem Vegetationskult finden wir noch heute im Harz in Questenberg, wo auf Bergeshöhe alljährlich zu Pfingsten unter Musikbegleitung der Sonnenradkranz aus Maiengrün für das Jahr aufgehängt wird, ganz ähnlich, wie dies uns germanische Felsbilder der Bronzezeit (Abb. 426/29) zeigen. Fäden spinnen von der germanischen Vorzeit zur Gegenwart, und heute, wo wir uns wieder auf den Wert des Blutes und der Verbundenheit mit dem Boden der Heimat besinnen, gehen wir solchen verbindenden Fäden besonders gern nach. Die Questenberge waren früher im germanischen Gebiet weit verbreitet. So befand sich ein Questenberg bei Lenzen an der Elbe, der erst in neuerer Zeit bezeichnenderweise in Marienberg umgetauft wurde (nach Mitteilung von Frl. Dr. Bohm).



Abb. 444a
Der lange Wurm (Ormen Longe)
Singtanz von den Faröers. Der Vorsänger steht erhöht, während die Tänzer Trojaburg-förmig sich „mit und gegen die Sonne" bewegen

Zug zum Fest der Merichslinde in Nordhausen

Abb. 445
Der Festzug in der Form des alten Flurumzuges entspricht in seinen Einzelheiten den Überlieferungen, die sich an das Fest der Trojaburg von Stolp in Ostpommern knüpfen

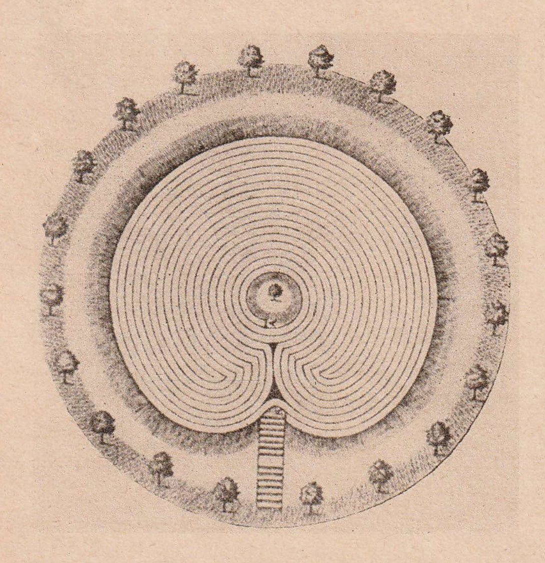


Abb. 446
Die Windelbahn von Stolp

Die Trojaburgen (Abb. 430—446)

Besonders anziehend für die Frage des noch heute lebendigen Brauchtums aus der Vorzeit her ist das Labyrinth oder die Trojaburg. Uns allen ist aus unserer Jugendzeit „Mariechen saß auf einem Stein" bekannt, ein Spiel, das die Befreiung der Sonnenjungfrau aus dem Labyrinth darstellt, in kindliche Form gebracht. Ursprünglich ist es die Brunhild, die der Sonnenheld Sigfrid befreit, oder Syrith, Griseldis, Helena, Ariadne oder wie die zahlreichen Sagen alle heißen, denn Brunhild ist ja identisch wiederum mit Dornröschen, das vom Schlafdorn gestochen ist, oder mit Schneewittchen, das durch den Schlafapfel in einen langen Schlaf verfällt, von dem sie durch den Befreier wieder erweckt werden muß. Diese Sagen und Bilder versinnbildlichen das Jahreszeitendrama. Die Sonnenstrahlen im Frühling küssen die Natur wach, so wie der junge Prinz durch einen Kuß die im Schlaf liegende Jungfrau zu neuem Leben erweckt. Alle diese Mythen, die mit der Trojaburgfrage zusammenhängen, sind vor Jahren schon von Ernst Krause*) zusammengestellt.

Über die Bedeutung und das Zustandekommen der labyrinthischen Gänge sind die Ansichten sehr verschieden, eins ist aber sicher, daß die Bögen die Sonnenbögen, die im Laufe des Jahres wachsen und sich verkleinern, darstellen, und daß die labyrinthischen Gänge nach dem Inhalt verschiedener Sagen als Sonnenfalle aufgefaßt werden können, in denen die Sonne bewacht gehalten wird von einem Drachen, der von Ritter Georg erschlagen wird. Die indischen Sagen, die von der Schlingenburg sprechen, bestätigen uns diese Auffassung. Der Name Trojaburg ist noch heute im Norden üblich, und daß die Trojaburgen im Mittelmeergebiet ursprünglich auch so bezeichnet wurden, zeigt die Darstellung des Kruges von Tragliatella aus dem 7. Jahrhundert v. Chr., wo an dem Labyrinth ausdrücklich die Bezeichnung „Truja" angebracht ist. Die Namen, die uns das ganze Mittelalter hindurch überliefert sind, sind unglaublich vielseitig. So heißen sie Irrgärten, Schnecken, Labyrinth, Riesenhege, Nonnenhege, Jungferntanz, Zerstörung Jerusalems, Babylon, Stadt Jericho, Ninive oder sie heißen Schwedenkreis oder Schwedentanz. Daß die Trojaburgen früher eine kultische Rolle spielten, zeigen die Ausgrabungen an der Tholos von Epidaurus in Griechenland, durch deren Anlage eine frühere Trojaburg mykenischer Zeit, etwa 1500 v. Chr., mit sieben Windungen zerstört worden ist (nach Prof. Gabriel Welter), was durch die Ausgrabungen noch einwandfrei festgestellt werden konnte.

Der Jahreslauf ist hier wieder personifiziert dramatisch gefaßt. Aus dem Wechsel der Jahreszeiten ist dieser Sonnenmythos von der Gefangensetzung der Sonnenfrau und ihrer Befreiung im Frühlingsgewitter durch den Donnergott, der in späterer Zeit durch die verschiedensten Heiligen vertreten wurde, entstanden. Im Frühling wird die Natur erlöst, versinnbildlicht durch die befreite Jungfrau. So kommt uns von dieser Seite her Verständnis für den mythologischen Inhalt der Theseus- und Sigfrid-Sage. Wir finden in Deutschland noch heute eine ganze Reihe solcher Trojaburgen, an die sich allerlei Bräuche knüpfen. Die Trojaburg von Steigra liegt an einem von uralten

*) Ernst Krause: „Die Trojaburgen Nordeuropas im Zusammenhang mit der indogermanischen Trojasage von der entführten und gefangenen Sonnenjungfrau" usw. Glogau 1893.

Linden bestandenen steinzeitlichen Grabhügel. Sie ist mit ihren Schlangenwindungen aus Rasen herausgeschnitten, der noch heute von den Konfirmanden alljährlich ausgestochen werden muß. Die schmalen Gänge werden von den Kindern durchlaufen, durchhüpft und durchtanzt und aus diesen sich hin- und herwindenden Tänzen ist ja das Schlangenziehen entstanden, jener lustige Tanz, den wir heute nur fremdländisch mit Polonaise bezeichnen. Im Mittelalter wurde der Tanz bezeichnenderweise Troie genannt, so daß schon allein durch das Wort eine Verbindung zu den Labyrinthtänzen und den Saliertänzen Roms, die von den Römern im Frühjahr aufgeführt wurden, gegeben ist.

Sehr wertvoll ist die Überlieferung, die sich an die Windelbahn*) von Stolp anknüpft, die früher von Lindenbäumen umgeben war, ähnlich wie das Rad in der Eilenriede bei Hannover. Hier wurde alle drei Jahre zur Pfingstzeit von der Brüderschaft der Schuhmachergesellen das Trojaspiel aufgeführt, voran der Maigraf in Begleitung zweier Beistände und den beiden Schäffern, nach denen ja der Schäffertanz, der noch heute an verschiedenen Orten getanzt wird, benannt ist. Der Maigraf mußte die Gänge der Windelbahn durchlaufen, und zwar im schwäbischen Kiebitzschritt, und ebenso mußten die Schäffer, von den beiden Enden der Bahn aus laufend, die Bahn durchtanzen und wenn sie sich begegneten, trat einer dem anderen die Bahn ab. Auch die beiden Harlekine, Bruder Ärmel und Bruder Halbsieben, fehlen nicht. (Die Zwillinge, Zwillingsgötter.)

Wie solche Festzüge mit dem Maigraf an der Spitze und der Schuhmacher-Innung aussahen, zeigt das Bild vom Fest der Merichslinde, das wir hier mit abbilden (Abb. 445). Die Trojaburg, an die sich diese Spiele und Tänze anschließen, ist im Norden schon aus der jüngeren Steinzeit belegt, so daß wir hier wieder auf allgemein indo-germanische Vorstellungen treffen. Zurückblickend auf die Bronzezeit müssen wir also feststellen, daß schon ein vielfältiges Brauchtum sich entwickelt hat in der Gottesverehrung, daß der Jahreslauf in mannigfacher Weise symbolisch und mimisch dargestellt wurde, und daß wir hier bei den Germanen die Anfänge dramatischer Darstellung finden. Das Kulturbild des 2. Jahrtausends der germanischen Bronzezeit, das sich vor unseren Augen entbreitet, ist so verschieden von dem, was in der Vorstellung der breiten Masse des deutschen Volkes bisher lebte, daß wir heute fordern müssen, daß wirklich im Unterricht, im Theater, und wo es auch sei, unseren Vorfahren endlich die Würdigung zuteil wird, die ihr Kulturstand verdient. Beim Anblick der germanischen Bronzezeit können wir den Worten des Altmeisters der deutschen Vorgeschichtsforschung, Gustaf Kossinna, nur beistimmen, der in seiner „Deutschen Vorgeschichte" schreibt**):

„Unerschöpflich scheint der Born der Germanenkunde in den Denkmälern ihrer Bronzekultur zu fließen und weiter lehrt uns diese Bronzezeit die Wahrheit des Goethischen Wortes über unser Volk auch in einer Anwendung auf unsere germanischen Ahnen: Es ist, sagt der alte Goethe 1829, keine andere Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln als die deutsche."

---

*) Magdalinski: „Die Windelbahn von Stolp in Pommern", Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Band 13/1921.

**) Gustaf Kossinna: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft", 7. Aufl., Leipzig 1936.

Abb. 447

Ostgermanische Gesichtsurnen

7. Jahrhundert v. Chr. aus Ostpommern (Provinzialmus. Stettin)



Abb. 448

Frühgermanisches Steinkistengrab nach 600 v. Chr.

aus dem Kreise Guhrau. Die Grabgefäße stellen eine Stilmischung zwischen germanischen und illyrischen Elementen dar. (Das Gefäß links hat die Form einer Gesichtsurne und wie diese den gleichen Falzdeckel, links angelehnt)

Abb. 449

Der Wanderweg der Kimbern, Teutonen und Wandalen

Er ging nach den neuen Forschungen von Martin Jahn (Mannus Bd. 24, 1932) über See nach der Odermündung und diese hinauf bis etwa nach Breslau. Von hier aus ging der Zug über Land. Bei Breslau kam es zu Kämpfen mit den bis in dieser Gegend siedelnden keltischen Bojern. In Nordjütland gemahnen noch heute die Bezirke Himmerland an die Kimbern und Thyland an die Teutonen. Den Kimbern und Teutonen folgten dann bald die benachbarten Wandalen aus dem Bezirk Vendsyssel in das schlesische Gebiet nach, wo sie ein Reich von 500 Jahren Dauer errichteten

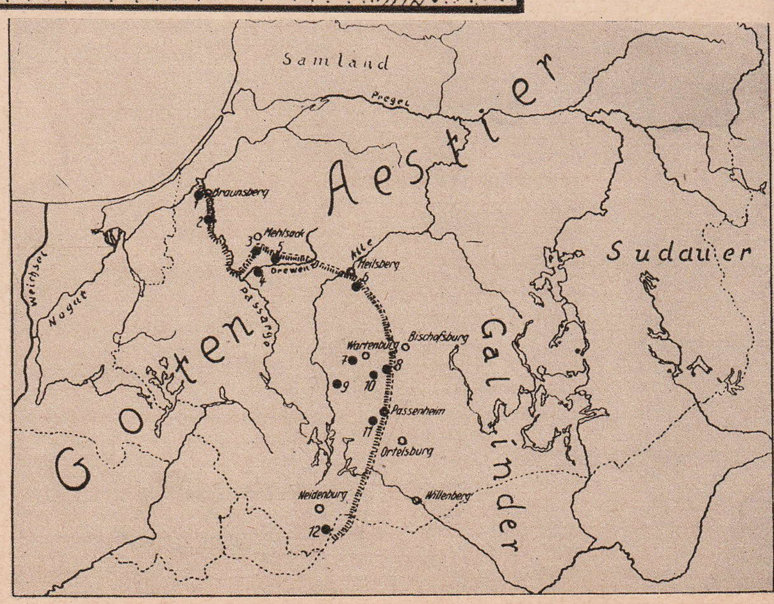


Abb. 450 **Die Ostgrenze der gotischen Kultur** im heutigen Ostpreußen, etwa 150 n. Chr., wodurch die Nachricht des Tacitus, Germania, Kap. 45, bestätigt wird, daß das Bernsteingebiet damals in den Händen der Aestier lag

(Vgl. Gaerte: „Die Ostgrenze der gotischen Weichselmündungskultur in der römischen Kaiserzeit", Mannus Band 24 S. 561)

Die germanische Besiedlung Ostdeutschlands in der Vorzeit

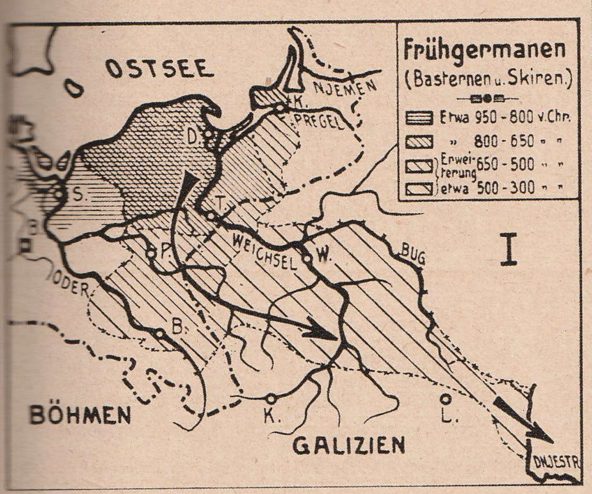


Abb. 451

Ausbreitung der frühgermanischen Kultur vom Ende der Bronzezeit bis um 300 v. Chr.

Die Pfeile zeigen die Hauptrichtung der Abwanderung der Basternen und Skiren nach Südrußland ins Gebiet des Schwarzen Meeres an

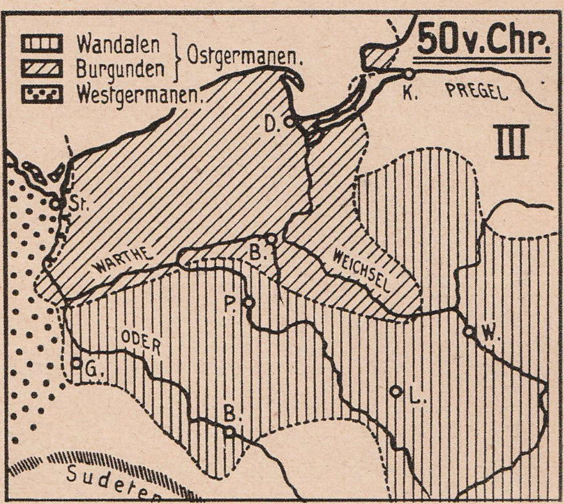


Abb. 452

Die Wohngebiete der Ostgermanen, Wandalen und Burgunden im 1. Jahrhundert v. Chr.

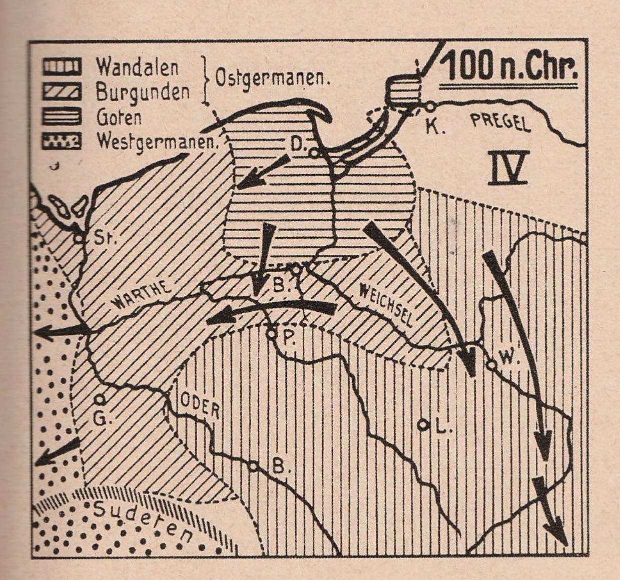


Abb. 453

Der Siedlungsraum der Ostgermanen zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Die Pfeile geben die Richtung der im 2. und 3. Jahrhundert erfolgten Abwanderung an

(Nach Petersen: „Der Werdegang der Germanen im deutschen Osten", Altschlesische Blätter, 8. Jahrg. 1933 Nr. 6)

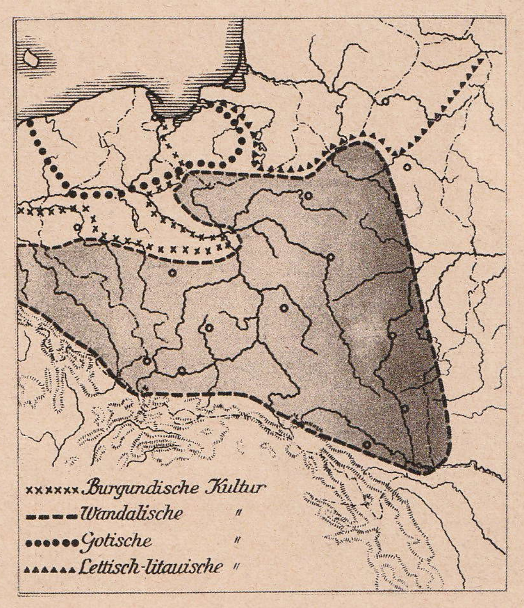


Abb. 454

Dieselbe Zeitkarte des Gebietes der Wandalen, Burgunden und Goten; entworfen von dem polnischen Forscher Antoniewicz. Die Tatsache der germanischen Besiedlung Ostdeutschlands wird heute auch von namhaften polnischen Forschern anerkannt. Die slawische Besiedlung ist erst nach 700 n. Chr. erfolgt, hatte also nur wenige Jahrhunderte Dauer

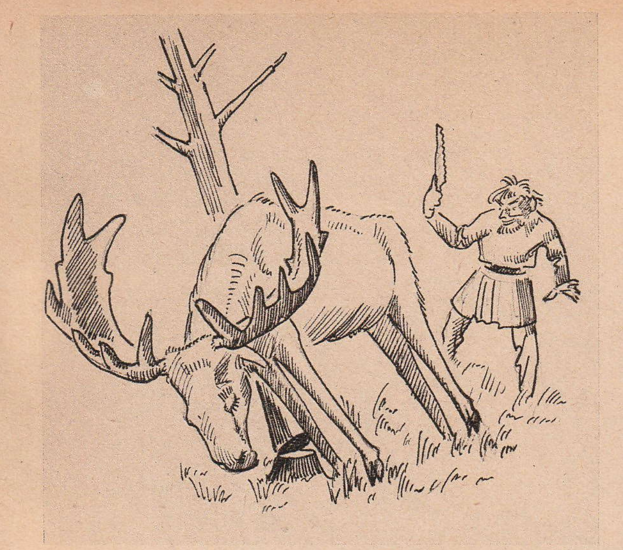


Abb. 455

Wie Cäsar auf das Jägerlatein eines biederen Germanen hereinfiel

So soll sich nach Cäsars Angaben die Jagd der Germanen auf Elchwild abgespielt haben. Die Elche hätten sich, weil sie keine Kniegelenke besäßen, zum Schlafen nicht niederlegen können, sondern an Bäume gelehnt. Diese Bäume, die sie sich gewohnheitsmäßig als Schlafplatz ausgesucht hätten, seien tagsüber von den Germanen angesägt, so daß sie beim Anlehnen umfielen und der hilflos an der Erde liegende Elch dann von den Germanen erschlagen wurde. — Jägerlatein höchster Vollendung!

Die Eisenzeit und der Klimasturz

Die 1000 Jahre, die die Bronzezeit dauerte, stellen für das Germanentum ein Jahrtausend ruhiger kultureller Fortentwicklung dar, deren Ende durch zwei Dinge einschneidend gekennzeichnet sind: den Beginn der Verwendung des Eisens als hauptsächlichstes Werkmittel, was eine Umstellung auf eine ganz neue Technik mit sich brachte und die hohe Bronzegießerkunst absterben ließ. Mit dem Beginn der Eisenzeit zusammenfallend ist aber ein Naturereignis, das für die weiteren Geschicke der Germanen von ausschlaggebender, alles völlig umgestaltender Bedeutung werden sollte: das ist die Klimaverschlechterung, die um 700 v. Chr. sich vollzog und an deren unverhältnismäßig plötzlichem Auftreten durch die Forschungen der Geologen und der vorgeschichtlichen Botanik nicht mehr zu zweifeln ist. Die Erforschung der skandinavischen und norddeutschen Moore hat zu dem gleichen Ergebnis geführt. Während bis in die Zeit von 3000, die Zeit der Dolmenbauten, im nordischen Kulturkreis mildes subatlantisches Seeklima herrschte, wandelten sich die Witterungsverhältnisse am Ende der jüngeren Steinzeit grundlegend, so daß die ganze Bronzezeit hindurch, also im 2. Jahrtausend bis um 700 eine trockene (subboreale) Wärmezeit anbrach, die ein Klima mit sich brachte, wie wir es heute nur in Osteuropa, in Weißrußland antreffen, nur daß es noch wärmer als heute war, die Jahrestemperaturen waren ungefähr 2 Grad höher im Mittel. Wir waren schon bei der Betrachtung der Tracht der Germanen darauf zu sprechen gekommen, daß das wärmere Klima auch eine leichtere Tracht ermöglichte als in der späteren Zeit. Tatsächlich stammen ja die ältesten Darstellungen der langen Hose etwa aus der gleichen Zeit, nämlich der Zeit um 700, so daß die rein archäologischen Beobachtungen und die der Geologen und Botaniker sich bestätigen*). Welche bedeutsame Veränderung in der Natur, im Pflanzenwuchs, diese Klimaschwankung nach sich zog, geht am besten aus der Feststellung hervor, daß die Nordgrenze z. B. der Haselnuß, der Wassernuß und der Kiefer sich um volle drei Breitengrade nach Süden zurückzog. In Südschweden hörte die Möglichkeit des Weizenanbaues, der in der Bronzezeit hier geblüht hatte, auf. Ebenso konnte Hirse nur noch in der alleräußersten Südspitze Schwedens (Schonen) angebaut werden. Kossinna hat mit Recht darauf hingewiesen, daß der Name des germanischen Stammes der Rugier

*) Etwas späterer Ansatz des Klimasturzes auf Grund von Ausgrabungsbeobachtungen von A. Goetze in: Das Oderbruch, 1934.

mit dem Klimasturz insofern in Verbindung steht, als mit diesem Namen spöttisch die „Roggenesser“ bezeichnet sind. Diesen Namen erhielten sie, als sie im 2. Jahrhundert v. Chr. das Küstengebiet von Kolberg bis Elbing besetzten, von Norwegen herkommend. Später besetzten sie dann Rügen, dessen Name also heute noch an die Rugier erinnert und so indirekt an den Klimasturz. In Norddeutschland war ja zu dieser Zeit Weizen und Gerste nach wie vor im Anbau, während seit 700 in Norwegen des Klimasturzes wegen zum Roggenbau übergegangen werden mußte. Die Vertreibung der Illyrier aus Ostdeutschland durch die Germanen entspringt also nicht einer rein kriegerischen Unternehmungslust, sondern aus bitteren Nahrungssorgen und der Suche nach günstigeren Lebensbedingungen, wie sie ein Ackerbauvolk eben benötigt.

Die Germanen in Ostdeutschland

So kommt es zum weiteren Vordringen der Germanen im ostdeutschen Raum, ein Vorgang, der schon am Ende der Bronzezeit begonnen hatte, wie am übersichtlichsten die Karte Abb. 2 zeigt, wo die Randlinie, mit V bezeichnet, das Gebiet ganz Ostpommerns von der Weichsel bis zur Oder umschließt, welches die Germanen in der Zeit um 1000 und 750 v. Chr. in Besitz genommen hatten. Um diese Zeit war also die Weichselmündung in die Hände der Germanen gekommen. In Westpreußen und Ostpommern verschmelzen sich neu eingewanderte Nordgermanen mit der dort angetroffenen germanischen Bevölkerung zu dem einheitlichen ostgermanischen Volk. Ein wahrer Wendepunkt in der weiteren Geschichte Ostdeutschlands wird dann aber die Zeit um 600 v. Chr. Die bis dahin friedlich in dem Gebiet Schlesiens und im Odergebiet bis zur Warthe und Netze wohnenden Illyrier (nach ihrem Hauptfundgebiet in der Lausitz archäologisch als Lausitzer Kulturkreis bezeichnet) geraten in dieser Zeit um 600 in eine dreifache Zange. Von Osten her erliegen sie Bedrohungen von dem Reitervolk der Skythen, einem indogermanischen Stamm, der aus dem Gebiet vom Kaspischen Meer, also vom Tor Asiens, hier nach Ostdeutschland vorbrach. Wir finden die Burgen der Illyrier in der Zeit um 600 verbrannt, was zutage gekommene Brandschichten zeigten. (Solche illyrischen Burgen siehe Abb. 182/86) Die Anwesenheit der Skythen in diesen Burgen ist durch Funde von typisch skythischen Pfeilspitzen mehrfach nachgewiesen worden. Aber auch von Südwesten her erwachsen den Illyriern Schlesiens neue Feinde in den keltischen Bojern und Volkern (Welsche), die aus ihrem Stammgebiet Böhmen über die Sudeten nach Schlesien einfallen und das Gebiet Schlesiens von Breslau bis nach Oberschlesien besiedelten.

Zu diesen Bedrängungen der Illyrier kommt nun vom Norden der Druck der Germanen nach Süden. Der erste Germanenstamm, der seinen Weg nach Schlesien nahm, sind die Basternen, denen die Gesichtsurnenkultur (Abb. 447) zuzuschreiben ist. In Schlesien zeigt sich innerhalb der Gräber der Basternen an verschiedenen Funden die Vermischung mit illyrischen Leuten an (vgl. Abb. 448), wahrscheinlich haben sie die unterworfenen illyrischen Frauen geheiratet bzw. sich mit den friedlich zurückgebliebenen Illyriern vermischt. Dies ist besonders im Hinblick darauf bemerkenswert, daß der Name Basternen oder Bastarnen gleichbedeutend mit Bastard ist. Der Name kennzeichnet sie also als Misch-

linge, im Gegensatz zu den Reingebliebenen und in der Tat nennt sich ein anderer den Basternen nachfolgender Stamm Skiren, was soviel wie die Reinen bedeutet, die sich nicht vermischt haben. Das Wort lebt noch in unserem heutigen Sprachgebrauch „schierem" Fleisch, womit wir reines, knochenloses Fleisch meinen.
Um 300 v. Chr. stoßen die Basternen bereits an das Schwarze Meer vor und bedrohen dort nach dem Zeugnis antiker Schriftsteller die griechischen Kolonien. Auch die Spuren dieser Wanderung längs der Karpathen haben sich nachweisen lassen. In der Zeit kurz vor 100 v. Chr. folgt eine neue Wanderungswelle. Die Kimbern und Teutonen verlassen ihr bisheriges Wohngebiet in Jütland. Über ihren Wanderweg war man noch vor wenigen Jahren ziemlich im Zweifel, bis die Vorgeschichtsforschung an Hand der Bodenfunde Klarheit bringen konnte. Martin Jahn, der auf Arbeiten von Schulz-Halle fußte, hat diesen Nachweis in einer sehr anschaulichen Weise erbracht*). Die Kimbern und Teutonen gehen auf Schiffen über die Ostsee, die Oder aufwärts bis etwa nach Breslau. Hier geraten sie in Kampf mit den ansässig gewordenen Kelten und werden von diesen abgedrängt und ziehen durch die Mährische Pforte ins Donaugebiet und fallen von da in Italien ein (Abb. 449).
So treten die Germanen in den Gesichtskreis des römischen Volkes, indem ihr Erscheinen für Rom beinahe zur Katastrophe geworden wäre. Welch ungeheuren Schrecken die Kimbern und Teutonen einjagten, kann man am deutlichsten aus den Schilderungen der angeblichen Furchtbarkeit der Germanen ermessen, und man hat beim Lesen der antiken Schriftsteller den gleichen Eindruck, den man heute hat, wenn Frankreich immer wieder das Problem der Sicherheit in den Vordergrund schiebt. Es ist heute wie vor 2000 Jahren dieselbe psychologische Folge: die überstandene Gefahr wirkt sich in Übertreibungen aus. Während die Geschichtsbücher der alten Schriftsteller nur von der Wanderung der Kimbern und Teutonen sprechen, wissen wir es dank der vorgeschichtlichen Forschung besser, daß es sich in Wirklichkeit um drei größere Stämme gehandelt hat. Die Kimbern zogen aus dem nordjütländischen Gebiet, dessen Name heute noch an sie erinnert, nämlich: Himmerland — Kimbernland, die Teutonen aus Thyland — dem Teutonenland und wenige Jahre später folgten ihnen aus dem 3. Bezirk Vendsyssel — Wandalenland — die Wandalen, die hier in Schlesien ein Reich von 500 Jahren Dauer errichteten. Dem Ansturm der Wandalen erlagen die Kelten, und wir können genau wie bei den Illyriern das gleiche hier verfolgen: ein Teil der an sich ja stammesverwandten keltischen Bevölkerung muß im Stamm der Wandalen aufgegangen sein, denn die Wandalen beginnen unter dem keltischen Einfluß ihren bisherigen Grabbrauch, die Leichenverbrennung, langsam zu ändern. So kommen bei den Wandalen Gräber mit Körperbestattung bereits im 1. Jahrhundert v. Chr. in Schlesien vor. Die Herkunft der Wandalen aus Vendsyssel wird besonders auffällig durch an beiden Stellen gleichen Kulturnachlaß verdeutlicht. Neben den noch beibehaltenen Urnenbrandgräbern kommen noch Brandgrubenbestattungen vor, ein Brauch, der bei dem Stamm der Burgunden aufgekommen war, der darin bestand, daß man den Toten auf einem Scheiterhaufen zusammen mit den Beigaben verbrannte und den gesamten Rückstand der Verbrennung und die ungereinigten Knochenreste und im Feuer zerstörten Beigaben zusammen mit der Asche in eine sackartige Umhüllung schüttete und diese in einer Grube im Erdreiche barg.

*) vgl. Martin Jahn, Der Wanderweg der Kimbern, Teutonen und Wandalen, Mannus Band 24, 1932.

Abb. 456

In den vorchristlichen Jahrhunderten waren die Hochöfen meist röhrenförmig und hatten Düsen, die mit Tonstöpseln geschlossen werden konnten. Während des Schmelzprozesses mußte durch Blasebälge künstlich Luft zur Erreichung des nötigen Schmelzgrades zugeführt werden. — Im Hintergrund ein Kohlenmeiler, links vom Hochofen Holzkohle. Aus dem Hochofen quillt das ausgeschmolzene Eisen und fließt in eine Form für Roheisenbarren

Germanische Hochöfen

(Zu Text S. 158 ff.)

Abb. 457 **Die Roheisenluppe von Wahren bei Leipzig** mit früheisenzeitlichen Schmuckstücken zusammengerostet



Abb. 458—466

Roheisenbarren der frühen Eisenzeit aus dem Museum Würzburg

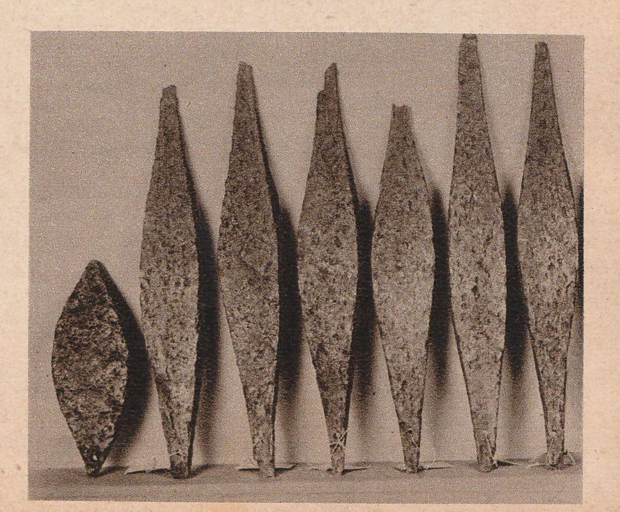




Abb. 467

Abb. 467/468

Der Hochofen aus der Zeit um 1550 n. Chr.

Der Ofen hat sich aus einem röhrenförmigen in einen viereckig gemauerten Bau verwandelt. Die Blasebälge (Abb. rechts) werden durch ein Wasserrad betrieben

(Zu Text S. 158 ff.)



Abb. 468

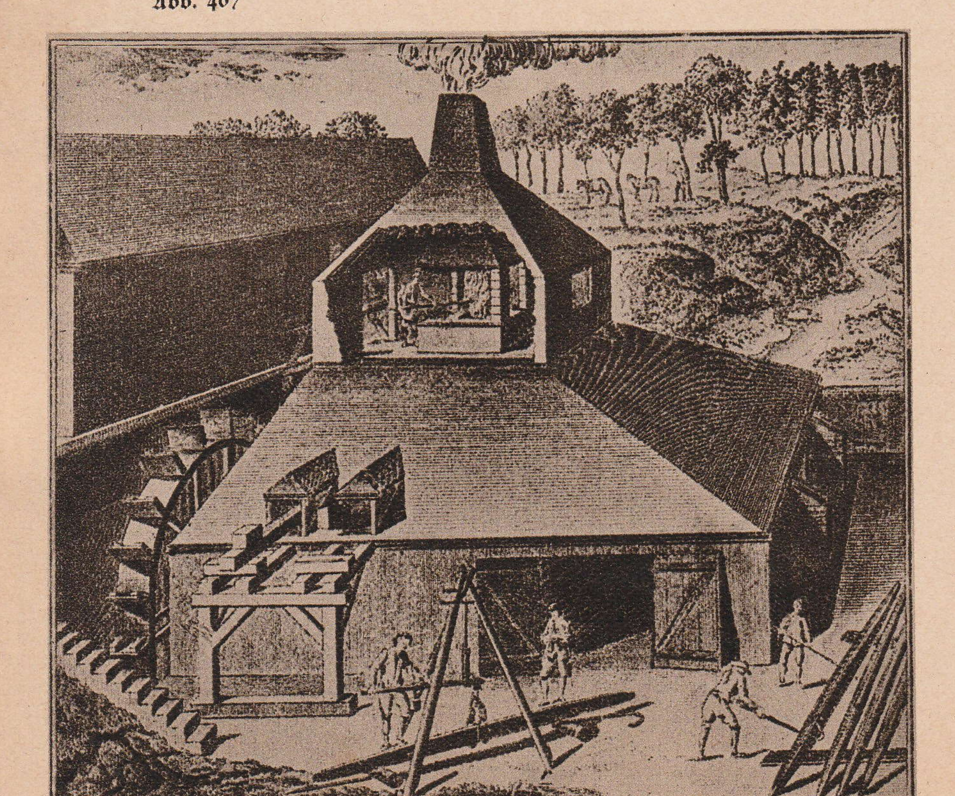


Abb. 469

Hochofen des 17. Jahrhunderts

Im Vordergrund werden Roheisenbarren transportiert

Unten:
Abb. 470 Hochofenanlage vor 100 Jahren . . .

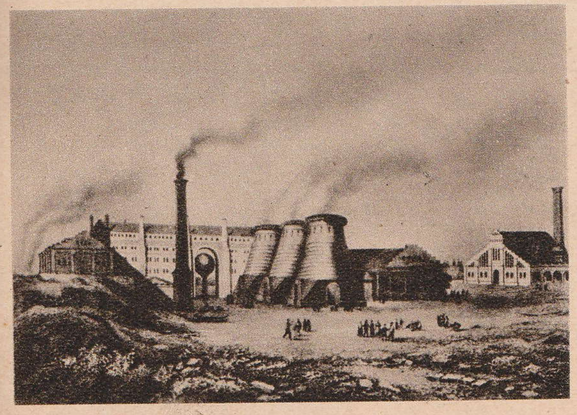


Abb. 471 . . . und heute
Hochofenanlage bei Krupp



Wiedererstandene Vorfahren

Abb. 472
Kopf des germanischen Reiters
(aus der Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle)

Die Gesamtaufnahme des germanischen Reiters aus dem 1. Jahrh. n. Chr. Beim Kampf wurde der Oberrock abgelegt, so daß der Krieger nur die langen Hosen, Sandalen und das umhangartige Mäntelchen trug. Das Haar ist links gescheitelt und auf der rechten Schläfe zu einem sorgfältigen Haarknoten gedreht. Die Pferde waren von kleinem Schlage, wie die „Panjepferdchen" aber sehr zäh

Abb. 473
Ostgermanischer Krieger
(nach schlesischen Funden dargestellt von Bildhauer Mücke, Gr. Strelitz)

Ein Pestfriedhof

Ein wandalischer Teilstamm war der der Silingen, an die noch heute das Wort „Schlesien" erinnert. Die Silingen sind wahrscheinlich von Seeland nach Schlesien herübergekommen.

Ein besonders bemerkenswerter Friedhof des 4. Jahrh. n. Chr. innerhalb der wandalischen Gruppe ist der von Groß-Sürding. In dieser Zeit sind die Wandalen ausschließlich zur Körperbestattung übergegangen. Die gewöhnliche Art des Begräbnisses ist die, daß der Tote ausgestreckt auf dem Rücken liegt, die Hände über dem Körper gefaltet hält. Nun machen sich bei diesem Friedhof ganz eigenartige Gebräuche bemerkbar. Die Gräber, in denen die Toten noch in der gewöhnlichen, eben angegebenen Lage bestattet sind, sind fast 2 Meter eingetieft und geräumig angelegt. In der Folge werden die Gräber flacher und flacher, und es sind die merkwürdigsten Beobachtungen festzustellen. Zunächst finden wir Gräber, bei denen man dem Verstorbenen gewaltsam in den Rachen Rinderknochen gestoßen hat. Dann kommen Gräber vor, in denen man dem Toten in den sonst völlig steinlosen Gräbern einen riesigen Stein auf den Kopf gewälzt hat. Dann tauchen ganz ungewöhnliche Körperlagen auf. Der Tote liegt auf dem Bauch und der Kopf mit dem Gesicht in der Erde. Mitunter sind die Glieder vollkommen verrenkt. Es gibt Gräber mit zwei Bestattungen oder es liegen vier bis fünf Tote gleichzeitig beieinander. Es kommen noch merkwürdigere Gräber vor. Die Toten waren an den Beinen gefesselt, wie sich noch aus den gefundenen Riemenschnallen feststellen läßt, während die Hände hinten auf dem Rücken gefesselt waren. Und dazu war dem Verstorbenen — das allermerkwürdigste — der Kopf abgeschlagen und auf die Füße gelegt worden. In ganz flachen Gräbern kommen vollkommen zerstückelte Leichen vor. Die Tatsache, daß die Gräber, die den Begleitfunden nach alle aus derselben Zeit stammen, immer flacher werden, daß Massenbeisetzungen erfolgen, zeigt, daß es sich um einen Friedhof einer Seuchenzeit, einer Pestzeit, gehandelt haben muß, denn diese merkwürdigen Bestattungsbräuche haben im heutigen Volksaberglauben noch ganz eigenartig übereinstimmende Parallelen. So führte Dr. Zotz*), der Ausgräber dieses Friedhofes, aus, daß 1912 vor dem Amtsgericht in Putzig noch ein Prozeß gegen eine Familie wegen Leichenschändung stattfand, weil nach einem Familienrat das Familienoberhaupt dem Verstorbenen den Kopf mit einem Grabscheit abgeschlagen hatte. Die Gerichtsverhandlung ergab, daß die Überlebenden dem Toten nachsagten, daß er ein Nachzehrer oder ein Vampir gewesen sei (Abb. 513). Für die merkwürdigen Bauch- und Gesichtslagen ergeben sich noch heute Parallelen im Volksaberglauben bezüglich des bösen Blickes. So werden noch heute auf dem Balkan Verstorbene, die im Verdacht stehen, mit dem bösen Blick behaftet zu sein, in dieser Lage bestattet. Aus mittelalterlichen Pestchroniken geht hervor, daß man annahm, daß auch die Pest ihre Ursache in den Vampiren oder Nachzehrern gehabt habe, Wiedergängern, die sich an den Lebenden vergriffen und rächten. Ja, Chroniken behaupten sogar, daß man Nachzehrer im Grabe habe schreien und schmatzen hören, wie sie ihre Kleider aufgezehrt hätten und, nachdem sie dies getan, sich an den Lebenden vergriffen hätten. Und ebenso berichten solche mittelalterlichen Chroniken, daß man dem Toten den Kopf vom Rumpf mit einem Grabscheit trennte, um das Nachzehren zu verhindern.

*) Vgl. L. F. Zotz, Die spätgermanische Kultur Schlesiens im Gräberfeld von Groß-Sürding, Verlag C. Kabitzsch, Leipzig 1935.



Abb. 474 **Ostgermanischer Basternenfürst unterhandelt mit Trajan**

Relief von der Trajans-Säule. Der Fürst trägt einen prächtigen verbrämten Mantel. Der Oberkörper ist nackt, dem damaligen Kriegsbrauch entsprechend. Haarknoten auf der rechten Schläfe, Vollbart. Nichts drückt wohl mehr die Hochachtung der Römer vor den Germanen aus, als die gleiche Behandlung des Basternenfürsten und Kaisers, der dem letzteren gleichgestellt in gleicher Redegeste erscheint

Abb. 475 **Germanenkopf**

(aus dem Museum Budapest). Der Haarknoten auf der rechten Seite, Vollbart und Schnurrbart

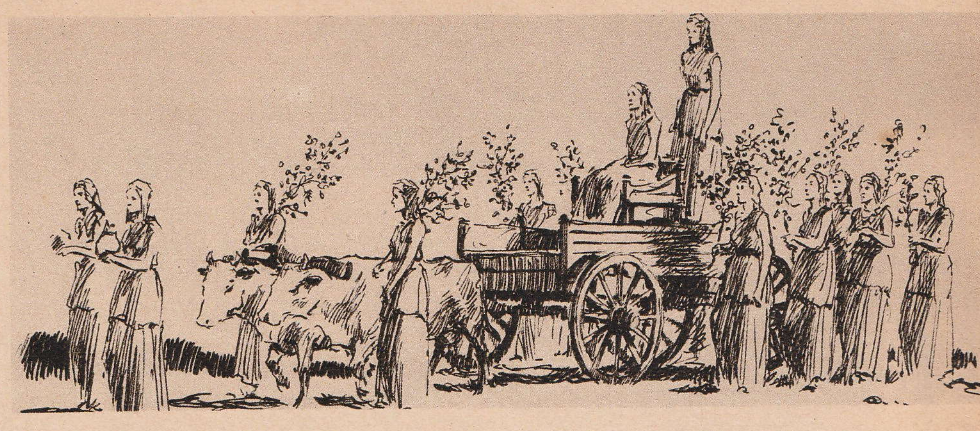


Abb. 476 **Der Nerthuswagen** (Tacitus, c. 40)

Umfahrt im Frühling auf von zwei Kühen gezogenem Wagen, wie uns solcher aus dem Dejbjerg-Moor (vergl. Abb. 373) überkommen ist. Am Schluß des Umzuges erfolgte das Reinigungsbad der Erdgöttin Nerthus im heiligen See. Die Priesterin als Stellvertreterin der Gottheit

Abb. 477 **Germanische Priesterin auf einem Wagen fahrend**

Darstellung von der Markussäule in Rom



Abb. 479

Die germanische Mutter mit ihren Kindern

(aus der nebenstehenden Gruppe)



Abb. 478 **Die germanische Familie: Vater, Mutter und Kinder**

Nach Darstellungen auf der Markussäule in Rom entworfene Gruppe (Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle)

Wandalen und Wandalismus

Gerade der Friedhof von Groß-Sürding zeigt auch eine weitere recht bedeutsame Einzelheit. Es kommen unter den Schädeln auch eine Reihe Köpfe vor, die hunnisch aussehen. Da ist es interessant, daß der Budapester Gelehrte Alföldi schon vorher nachgewiesen hat, daß Hunnen bereits Ende des 4. Jahrhunderts von Ungarn aus nach Mähren und Schlesien vorgestoßen sind. Offenbar haben hunnische Gaufürsten bereits in dieser Zeit die Herrschaft über germanische Volksteile an sich gerissen. Aus der Kolonisationsgeschichte der neueren Zeit wissen wir, daß die Seuchen sehr leicht im Gefolge von Einwanderungen in Erscheinung treten. So liegt es nahe, das Auftreten der Pest bei den Wandalen in Zusammenhang zu bringen mit der Berührung durch die Hunnen, zumal ja die Pest ihrem Ursprung nach eine asiatische Krankheit ist. 403 ziehen die Wandalen aus Schlesien ab und treten ihre berühmte Wanderung an.

Das Wahrzeichen Schlesiens ist der Zobten, der noch im 9. bis 12. Jahrhundert Silingberg geheißen haben muß. Es ist der Berg, von dem Tacitus berichtet, daß die Ostgermanen einen heiligen Berg hätten, wo sie zwei Götter, dem Dioskurenpaar ähnlich, verehrten. Der Name des Berges Siling wurde dann von den Slawen zu „Slenz" verstümmelt, woraus sich das Wort „Schlesien" entwickelte, das also in slawisierter Form noch die Erinnerung an jene wandalisch-germanischen Silingen erhalten hat.

Der Zug der Wandalen aber führte über Spanien schließlich nach Afrika, wo ihr König Geiserich in Karthago das erste auch nach außen vollständig von Rom unabhängige Reich gründete. Er hatte sich schon in Spanien eine große Flotte geschaffen, mit der er mit der 80 000 Mann starken Völkerschaft die Fahrt zur Besitznahme Nordafrikas angetreten hatte. Auch weiterhin blieben die Wandalen die Seeherren des westlichen Mittelmeeres und unternahmen Kriegszüge nach Sizilien und Rom.

Gerade das Wort „Wandalismus" hat so viel beigetragen zu der Vorstellung, daß die Germanen ganz besonders schlimme „Barbaren" waren. Darum sei hier mit einigen Worten darauf eingegangen, wie es sich in Wirklichkeit mit dem „Wandalismus" der Wandalen verhielt. Das Zeugnis eines französischen Gelehrten dürfte gerade ganz besonders beleuchtend sein, darum erwähnen wir aus dem Buch von Gautier „Geiserich, König der Wandalen" (deutsche Übersetzung, Frankfurt 1934), was er über diesen Punkt sagt.

Zunächst stellt er ganz allgemein fest, daß die Germanen es nicht waren, die das römische Reich zertrümmerten: „Die lateinischen Historiker haben über das Ende einer großen Kultur gejammert, die von den Barbaren*) totgedrückt worden sei. Man erkennt immer mehr, daß diese Anschauung unhaltbar ist. Das römische Reich ist nicht eines gewaltsamen, sondern eines natürlichen Todes gestorben — in seinem Bett, wenn man so sagen darf. Es hatte sein Leben gelebt und ging an Vergreisung ein, es wurde nicht ermordet."

„Wir Menschen von heute, wir haben die Germanen als Zerstörer angesehen, nicht aber ihre Zeitgenossen, die besser in der Lage waren, das Richtige zu fühlen. Die Germanen haben redlich getan, was sie konnten, um das Imperium (das römische Reich, das sie besetzt hatten) zu erhalten, und wenn sie bei diesem Bemühen gescheitert sind, so muß man ihrer Unzulänglichkeit, nicht aber ihren Absichten, die Schuld beimessen."

*) Barbaren im Sinn: nicht „Barbaren" sondern Nichtrömer

Bei der Einnahme von Rom sollen die Wandalen in ihrem „Wandalismus" keinen Stein auf dem andern gelassen haben. Was sagt hierzu nun Gautier?
„Ohne Schwertstreich ist Geiserich am 2. Juni 455 in Rom eingezogen. Zwei Wochen ist er dort geblieben. Wir können sein Tun und Lassen hier gut verfolgen. Sie haben kein Blutbad, keine Feuersbrunst, keine Verwüstungen angerichtet. Darin stimmen alle Quellen ungefähr überein. Eine sehr viel spätere Quelle aus dem 6. Jahrhundert erwähnt kurz zahlreiche an Römern begangene Mordtaten (Cramer, Anekdota, Paris II, 101). Einzig Enagrius (Hist. eccles. II/7) spricht von einem Brand der ganzen Stadt, aber das ist offenbarer Unsinn. Die Chronik von Süd-Gallien (511) sagt ausdrücklich: Sine ferro et igne Roma praedata est, d. h. Rom ist ohne Feuer und Schwert ausgeliefert worden. Das Zeugnis des Papstes Leo I. liefert den besten Beweis."
„Das muß gesagt werden, denn die Wandalen haben in der öffentlichen Meinung noch immer den Ruf, vor allen anderen Barbaren einen besonderen Geschmack an der Zerstörung, eine ausgesprochene Zerstörungslust besessen zu haben. Die Erinnerung an die Einnahme von Rom hat vor allen Dingen diesen Ruf des Wandalismus genährt . . . Wir wissen ganz genau, wann und wie Rom unterging. Das geschah 100 Jahre später, um die Mitte des 6. Jahrhunderts, während der fürchterlichen Kriege, die die byzantinische Armee unter Justinian mit den Ostgoten führte."
Rom, das fünfmal eingenommen und zurückerobert worden war, war nur noch der Schatten seiner selbst. Unter Theoderich, d. h. gegen Ende des 5. Jahrhunderts, zu einer späteren Zeit als Geiserich, hatte Rom noch einige hunderttausend Einwohner und war die schönste Stadt des Abendlandes. Nach den gotischen Kriegen sind neun Zehntel seiner Bevölkerung dahin. Eine Menge Bauten waren den Flammen zum Opfer gefallen, nicht nur die Tempel, auch die kaiserlichen Paläste des Palatin sanken aus Mangel an Unterhalt in Trümmer . . . Der Fall ist sonnenklar. Justinian hat Rom zerstört, Geiserich ist es aber keineswegs gewesen, ebensowenig übrigens wie vor ihm Alarich."
Dem ist noch hinzuzufügen, daß sich der Haß gegen den König Geiserich wie gegen die Germanen überhaupt aus Glaubenseifer erklärt, da die Wandalen sowohl wie die Goten arianische Christen waren, während die Geschichtsschreiber Katholiken waren, denen der arianische Glaube ein wahrer Greuel war.



Abb. 479a
Wandalischer Reiter, Mosaik, bei Karthago gefunden. Der Reiter ist unbewaffnet, trägt einen Kittel und enganliegende Hosen, die offizielle Tracht am Hofe Geiserichs. Original im Britischen Museum

Die Germanen in West- und Süddeutschland

Während im 1. Jahrtausend v. Chr. im Osten Deutschlands die Illyrier von den Ostgermanen verdrängt wurden, gibt es in ähnlicher Weise ein Vordringen der Westgermanen im westdeutschen Gebiet. Im Beginn der Eisenzeit rücken die im Elbgebiet wohnenden Germanen durch das Elbsandsteingebirge nach Nordböhmen hindurch. Im weiteren Westen beginnt das erste Vorrücken bereits um das Jahr 1000 v. Chr. in der Gegend von Minden, indem die Germanen die Porta Westfalica nach Süden überschreiten und die untere Werra zwischen Wiehengebirge und Osning und an Bielefeld vorbei bis in die Niederungen der oberen Ems vordringen. Um die gleiche Zeit war eine andere germanische Stammesgruppe von der unteren Ems her entlang des Flusses aufwärts gewandert und hatte, dem Flußlauf der Lippe folgend, diese bis in das obere Quellgebiet hin besetzt. Man hat bereits in der erstgenannten Gruppe, die durch Hinterlassung von Urnengräberfeldern gekennzeichnet ist, Hinterlassenschaften des Cheruskerstammes erkennen wollen, jedoch ist eine solche Festlegung noch nicht endgültig gesichert. Die Wanderung der Germanenstämme, die zu Cäsars Zeiten, von Gallien aus gesehen, als die Diesseitigen (nämlich am Rhein Wohnenden) von ihm bezeichnet werden, können wir vom 7. bis 5. Jahrhundert v. Chr. verfolgen. Tacitus läßt uns sogar wissen, daß einer dieser Stämme den Namen Germanen trug, und daß dieser Stammname auf die Gesamtheit der Germanenstämme übertragen worden wäre. Es wäre dies ein ähnlicher Vorgang, wie er über 1000 Jahre später sich wiederholt hat, indem der Name des Stammes der Alemannen von unseren westlichen Nachbarn für die Gesamtheit der Deutschen als Bezeichnung sich einbürgerte, wonach die Franzosen ja noch heute die Deutschen Allemands nennen.*)

Um 600 v. Chr. ist Nordthüringen bis an den Süd- und Ostharz und im Osten bis an die Elster noch keltisches Grenzland, das im 4. und 3. Jahrhundert von den Germanen erobernd erkämpft wird und die die Kelten auch aus ihren großen Steinburgen, welche die Basaltgipfel der vorderen Rhön krönten, herauswarfen. Um 100 v. Chr. wird die Südwestwärtsbewegung wieder besonders lebhaft. In dieser Zeit lösen sich von dem swebischen Hauptstamm an der Elbe starke Teile ab und strömen durch Thüringen und Kurhessen nach der oberhessischen Wetterau, Rheinhessen, Rheinpfalz und bis nach dem Unterelsaß. Das sind die Mainsweben, die sich hier erstmalig ein Herrschaftsgebiet schaffen, das unter Führung des in Worms herrschenden Fürsten Ariovist weltgeschichtliche Bedeutung erlangt. Ariovist wird der Gegner Cäsars, den er in außerordentliche Gefahr bringt, aber das gut durchgebildete römische Heer vermag mit seinen Legionen noch über ihn obzusiegen. An der Gefäßkunst der Sweben läßt sich im übrigen erkennen, wie stark der Einfluß der keltischen Bevölkerung bei diesem Germanenzweige geworden ist, denn die Gefäße lehnen sich im Stil an frühere keltische Formen an. Im 1. Jahrhundert v. Chr. breiten sich die Sweben den Neckar aufwärts weiter aus und tragen damit den Namen in die Landschaft, die heute noch an sie erinnert (Sweben = Schwaben).

*) Ueber die Bedeutung des Wortes „Germanen" = „die Hervorragenden, die Hohen" vgl. W. Krogmann: Der Name der Germanen, Wismar 1933.




Abb. 480



Der Bühnengermane und der Germane der Wissenschaft

Unsere germanischen Vorfahren würden für die Gestalten auf der Bühne nur ein höhnisches Lächeln übrig haben. Unser Bild zeigt den Germanen, wie er wirklich aussah, bei der Besichtigung des Bühnengermanen, der ihn darstellen soll

Abb. 481 u. 482 **Wie man sich um 1600 die Germanen vorstellte,** teils als nackte Wilde, teils in türkischer Aufmachung. Zwei Bilder aus Klüwers „Germania Antiqua" 1616





Abb. 483
Das Freigericht von Raichen
unter einer uralten Linde im heutigen Zustand

Die Gewinnung des Eisens (Abb. 456—471)

Die Einführung des Eisens als Werkmetall ist für die Entwicklung der Menschheit von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Eisenerze wurden gelegentlich als Zierat blank poliert, schon im 3. Jahrtausend v. Chr. verwendet, wie einige Funde aus Thüringen gezeigt haben, die dem bandkeramischen Kulturkreis angehörten.*) Aber die Erfindung des Schmelzens und die Verwendung des Eisens in technischer Hinsicht ist wohl um 1500 im Ost-Mittelmeer vor sich gegangen. Erst im 12. Jahrhundert wurde das Eisen langsam allgemeiner und erst um 900 werden Waffen außer aus der altgewohnten Bronze in Italien auch aus Eisen hergestellt. Das gleiche gilt für das Alpengebiet. Auch in den germanischen Gräbern finden wir bereits um 900 das Eisen zu Schmuckzwecken verwendet. Jedenfalls wurden die Germanen in Ostdeutschland von den Illyriern her mit ihm bekannt, denn das Wort „Eisen" ist illyrisch, nicht keltisch, wie man früher annahm. Wie die Germanen das Eisen gewannen, zeigen uns die Funde einigermaßen. Die Hoch-

*) Wagener: Die erste Verwendung von Eisenerz, Mannus, Bd. 25, 1933.

Germanisches Freigericht



Abb. 484
Gerichtssitzung
Germanische Ratsversammlung. Darstellung von der Mark Aurel-Säule. Sitzordnung in der gleichen Weise wie beim Freigericht Raichen

Zeugnisse germanischer Strafgerichte



Abb. 485

Der durch Tacitus (c. 12) bezeugte Rechtsbrauch der Germanen, ehrlose Verbrecher, die der notorischen Feigheit, der Selbstverstümmlung, Fahnenflucht oder der widernatürlichen Unzucht überführt waren, im Moor zu versenken, ist durch die Auffindung von bisher über fünfzig Moorleichen bestätigt worden





Abb. 486



Abb. 487

Zwei solche gefesselte Leichen aus dem Moor (Jütland). Die Leichen geben uns einen guten Einblick in die germanische Tracht des 3. Jahrhunderts n. Chr., da meistens die Stoffe im Moor sehr gut erhalten blieben

Abb. 486 Fund von Marx-Etzel. Germanenjüngling friesischen Stammes mit Schuhen, Kniehosen und ärmellosem Rock

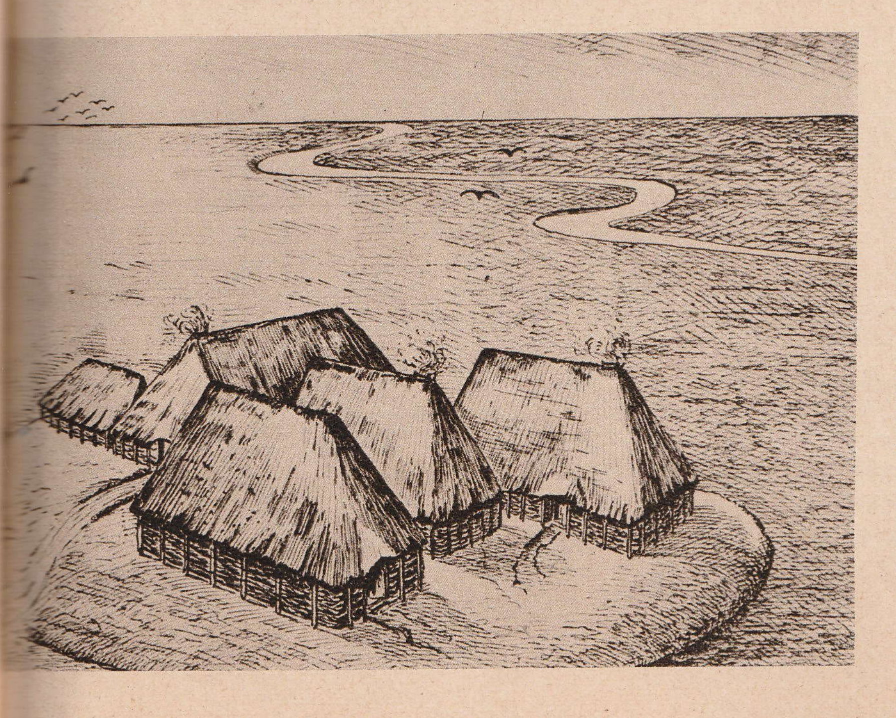


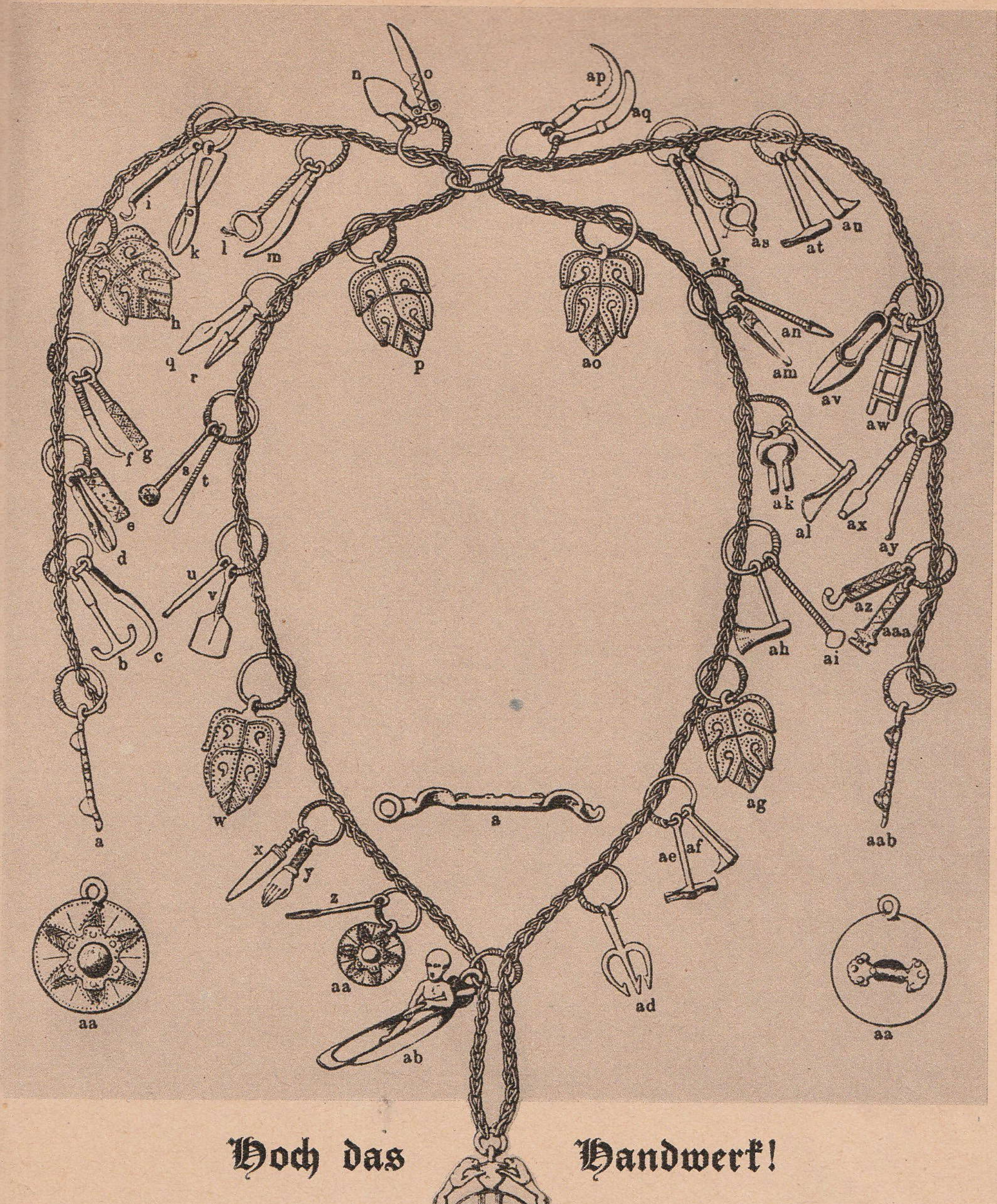
Abb. 488 **Der Kampf mit dem Meer!**

Längs der Nordseeküste legten Friesen und Chauken seit den letzten Jahrhunderten v. Chr. Wurten an, künstliche Hügel, auf denen sie zum Schutz gegen Überflutung ihre Gehöfte bauten. Ausgrabungen haben gezeigt, daß die Häuser vom heutigen Niedersachsentyp waren und auch die gleichen Ausmaße besaßen. Wurt von Ezingen bei Groningen (nach van der Giffen).



Abb. 490 **Eine Partie Brettspiel** gehörte zu den Leidenschaften unserer Vorfahren. Aus den großen Moorfunden Jütlands sind uns solche Brettspiele überliefert. Nach neueren Funden müssen wir sogar annehmen, daß bereits um 800 v. Chr. das Würfelspiel bekannt war. Es finden sich Würfel bereits in dieser Zeit in der Knobitzer Kultur, die sich in ihren Ausstrahlungen bis in die Harzgegend erstreckte und die genug Berührungspunkte mit der germanischen Bronzekultur hatte, ein Anhaltspunkt, daß in dieser Zeit das Würfelspiel bei unseren Altvordern bereits bekannt gewesen ist. Enten und Hühner finden sich etwa seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. bei den Germanen, die Enten aus der heimischen Wildrasse gezüchtet. Gänse gab es bereits in der Bronzezeit (Abb. 153). Zur Zeit des Tacitus waren Gänseherden der besondere Stolz der germanischen Bauern. Der Räderpflug ist seit 600 vor Chr. für die Westgermanen nachgewiesen (nach Grosser).

öfen hatten Mannshöhe und waren röhrenförmig oder wie ein Baumstamm aus Ton gemauert. Zahlreiche Düsen, die durch Tonstopfen geschlossen werden konnten, regelten die Luftzufuhr. Selbstverständlich mußten Gebläse in Form von handbetriebenen Blasebälgen verwendet werden, deren Aussehen wir uns ungefähr erschließen können. Der Schmelzofen der Germanen wurde mit Holzkohle und Erz abwechselnd gefüllt und das niederschmelzende Metall durch eine Öffnung am Boden in einer Form gesammelt. Für uns heutige Menschen ist es schlechthin gar nicht vorstellbar, wie die menschliche Kultur ohne Eisen und Stahl auskommen konnte, und wenn erst die heutige Industrie Maschinen, Geräte, Werkzeuge, Röhren, Bleche und Platten schuf und so dem Eisen die verschiedenen, das ganze Kulturleben beherrschenden Verwendungsmöglichkeiten gab, so ist der Grund dafür, daß sich die Eisentechnik bis ins späte Mittelalter hinein auf der gleichen primitiven Erzeugungsstufe hielt, nämlich der, daß man das Eisen nur zähflüssig auszuschmelzen vermochte, also nur ein schmiedbares Eisen erzielte. Erst die hohe Temperatur des modernen Gebläsehochofens im Verein mit Kohlenstoff und Kalkstein erzeugte „flüssiges" Eisen — Gußeisen — im Gegensatz zu dem bis dahin bekannten geschmolzenen Eisen. Mit den verschiedenen Sorten Schmiedeeisen, Gußeisen und allen Arten Edelstählen ist ihm erst die beherrschende Stellung geworden. Welch große Ent-



Hoch das Handwerk!

Halskette aus Gold mit einem Kugelanhänger aus Rauchtopas

(gefunden in Szilagy-Somlyo, Ungarn) mit handwerksmäßigen Symbolen des germanischen Gepidenstammes (Teilstammes der Goten) aus dem 1. Drittel des 4. Jahrhunderts n. Chr. Die Gepiden waren wegen ihres ausgeprägt friedlichen Wesens unter den ganzen Germanen bekannt. Die prachtvolle Halskette bestätigt diese Auffassung auf das schönste. Die dargestellten Handwerke sind Feld- und Weinbau: n Pflug, v Spaten, c Sichel, ap Sägesichel, aq Winzermesser, d Winzerschere, ag, ao, h, p, w Weinblätter. Viehzucht: av Schafschere, ai Keulenstab, ak runder Striegel. Holzarbeit: f Säge, g Feile, ah Axt, aw Leiter, aaa Wagnerwerkzeug. Schmiedehandwerk und Bergbau: ae, af Hammer und Amboß, at Hammer mit gemuldeter Klinge, am Schleifeisen, an Gießlöffel, as Zange. Waffenhandwerk: x Kurzschwert, y Hand als Abzeichen einer Soldatenabteilung, aa runder Schild, rechts dessen Rückseite mit der Schildfessel, q Lanze, r Pfeilspitze. Schuhmacherhandwerk: ax, ay Schusterwerkzeuge. Fuhrwesen: a Joch, aab Wagenbremse

Abb. 491

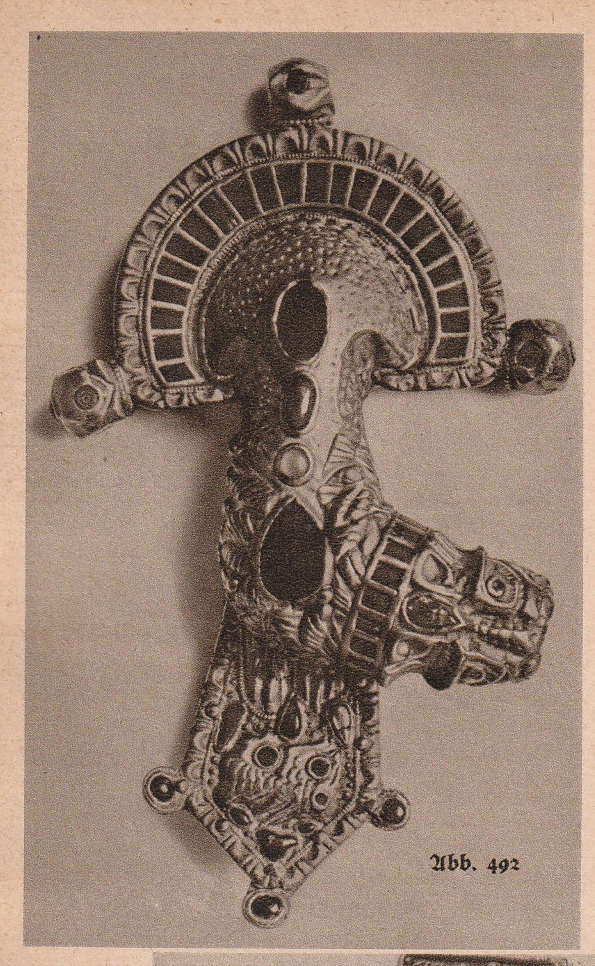


Abb. 492

Meisterwerke germanischer Gold-schmiedekunst

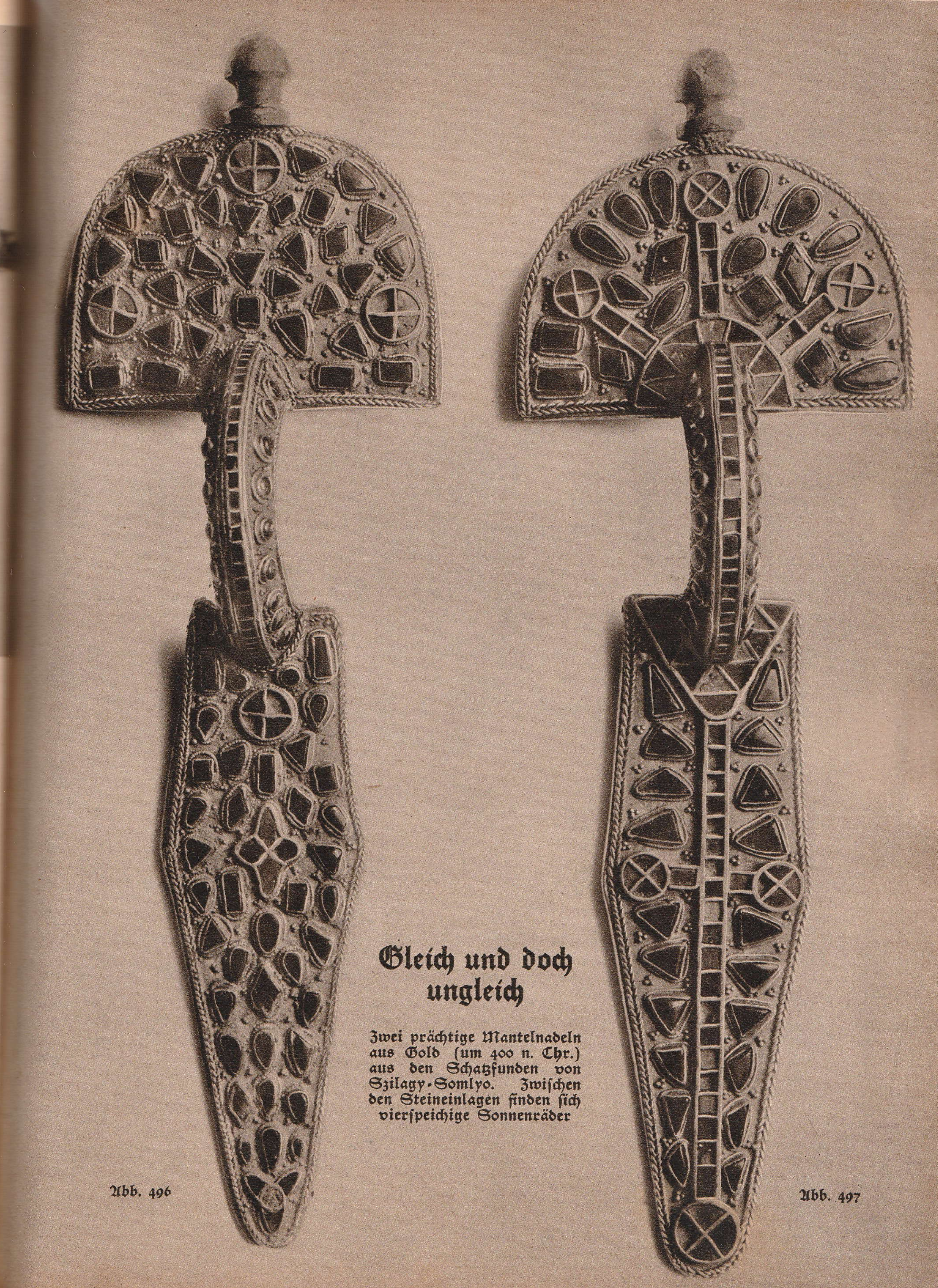
Abb. 492—495
Mantelschließen aus Gold mit eingelegten Almandinen. Die Mantelschließen wurden paarweise, auf jeder Schulter eine, getragen. (Fund von Szilagy-Somlyo)



Abb. 493

Abb. 494

Abb. 495



Gleich und doch ungleich

Zwei prächtige Mantelnadeln aus Gold (um 400 n. Chr.) aus den Schatzfunden von Szilagy-Somlyo. Zwischen den Steineinlagen finden sich vierspeichige Sonnenräder

Abb. 496

Abb. 497

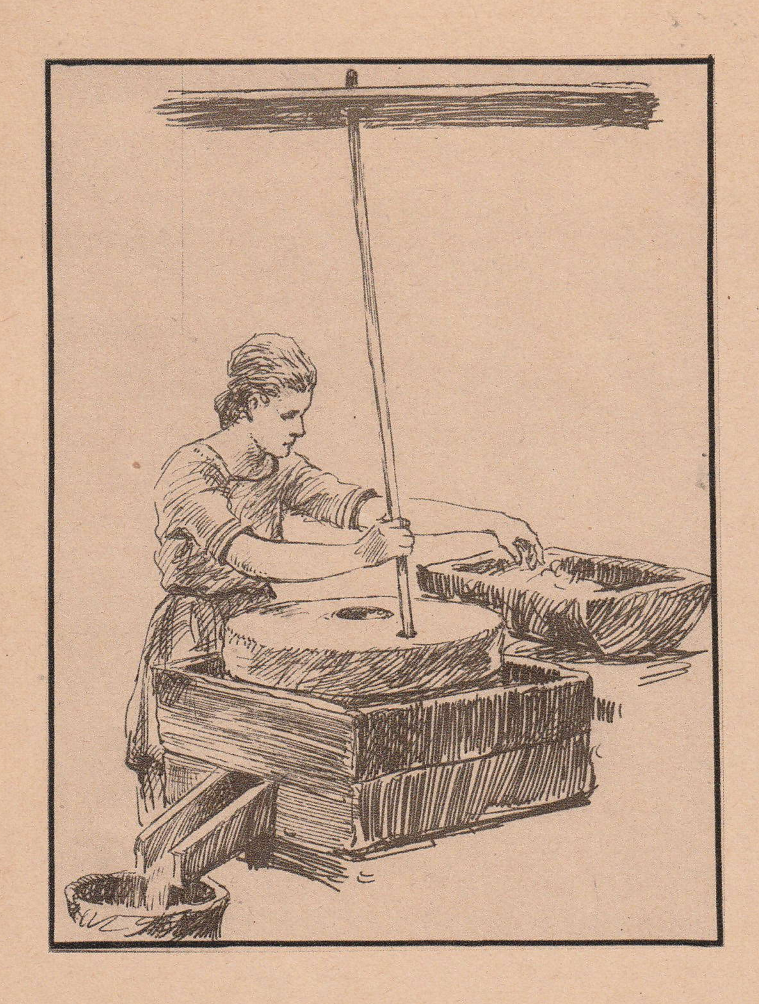


Abb. 498

Burgundische Germanin beim Mahlen von Getreide

Die Mühle ist eine einfache Drehmühle aus Granitsteinen. Die vielfach vertretene Ansicht, daß im freien Germanien in der römischen Kaiserzeit (0—400) die Drehmühle unbekannt war, läßt sich nach neueren Ausgrabungen (vergleiche M. Lienau: Backofen, Mühle und Webstuhl in einer burgundischen Siedlung, Mannus, Band 24/1932) heute nicht mehr aufrechterhalten

wicklung auch die Technik im Altertum genommen hat, durch das Unbekanntsein des Gußeisens war es unmöglich, daß bei den Germanen oder in Rom das Zeitalter der Maschine geboren wurde.

Die Herstellung des Stahls, den man für die Waffen brauchte, war unglaublich mühselig und schloß von vornherein aus, daß dieser jemals ein technischer Faktor wurde. Da die Waffen aus Stahl sein mußten, weil Schwerter aus Eisen zu biegsam und weich waren, gewann man Stahl lediglich durch ununterbrochenes Schmieden und dazwischenliegendes Glühen. Durch diesen Schmiede- und Glühprozeß nahm das Metall allmählich so viel Kohlenstoffgehalt an, daß es zu Stahl wurde. Daher genossen Schmiede eine so angesehene Stellung und gute Stahlschwerter waren weithin berühmt. Das Mittelalter hindurch machte die Eisengewinnung kaum merkliche Fortschritte und als die Erfindung des Pulvers die Herstellung von Geschützen erforderte, wurden diese aus

Entwicklung vom Mahlstein (vgl. Abb. 56) zur Mühle

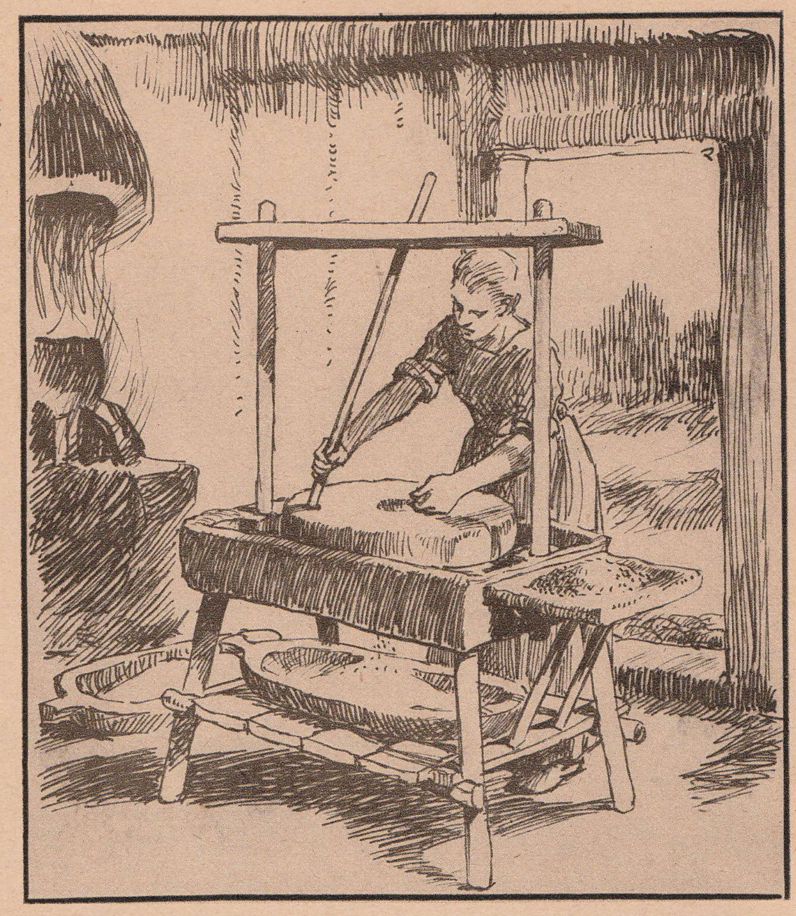


Abb. 499 An der Schwelle der technischen Entwicklung zur Mühle
Kastenmühle der Wikingerzeit

Bronze gegossen, eben jener Metallegierung, die vor dem Eisen als einziger Werkzeugstoff verwendet wurde. So verwendete man nach Bekanntwerden des Eisens ja die Bronze noch weiter zur Herstellung von Werkzeugen und Geräten, eben weil man Eisen nicht zu gießen vermochte. Erst Ende des Mittelalters wurde der Hochofen so umgestaltet, daß er als Vorläufer der modernen Hochöfen angesprochen werden kann, zumal jetzt die Steinkohle ein höheres Hinauftreiben der Temperatur gestattet. Zum erstenmal konnte Eisen gegossen und damit der modernen Technik der Entwicklungsweg geöffnet werden.

Gerade die Betrachtung der Entwicklung des Hochofens gibt uns so recht das Bewußtsein, wie die Erfindungen der Neuzeit mit der tausendjährigen Entwicklung in der Vorzeit verknüpft sind und aus dieser in langsamem Weiterlauf geschaffen werden konnten.

Abb. 500 **Verbrennung eines germanischen Kriegers**
in der Mark Brandenburg etwa im 2. Jahrh. n. Chr. Die Waffen werden zerbrochen, gewissermaßen getötet, und dem Toten ins Jenseits mitgegeben

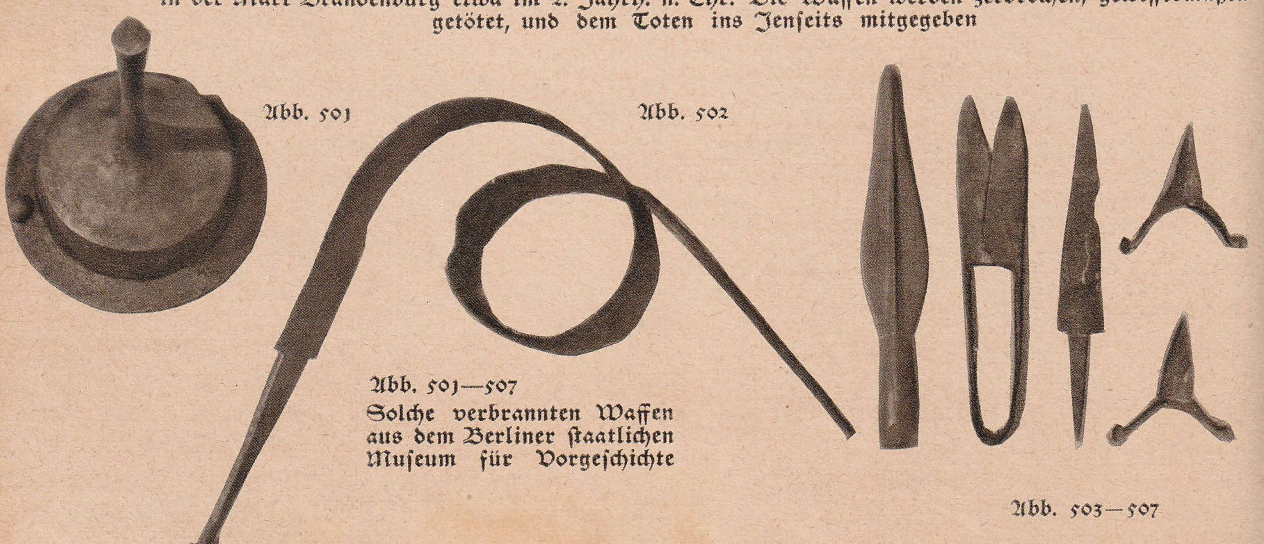


Abb. 501

Abb. 502

Abb. 501—507
Solche verbrannten Waffen aus dem Berliner staatlichen Museum für Vorgeschichte

Abb. 503—507

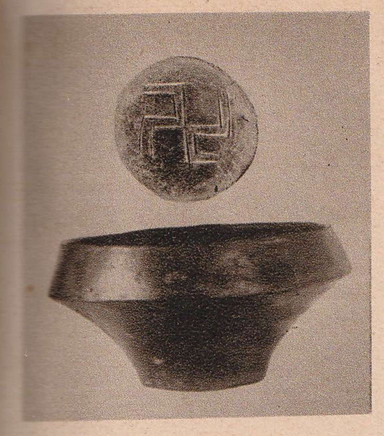


Abb. 508
Wandalisches Grabgefäß
des 1. Jahrh. n. Chr. mit dem Sinnbild des Hakenkreuzes

Abb. 509 u. 510
Zwei goldene Gewandnadeln
aus Sakrau, Schlesien, die durch ihre Filigran-Arbeit besonders reizvoll wirken (4. Jahrhundert n. Chr.) vgl. Titelbild

Abb. 511
Dies trug keine Barbarin!
Bronzebüchschen für Toilettegegenstände und „Reise"-Maniküregeräte: Nagelschere, Nagelhautentferner, Nagelreiniger aus dem Grab einer Germanin aus der Prignitz, Mark Brandenburg

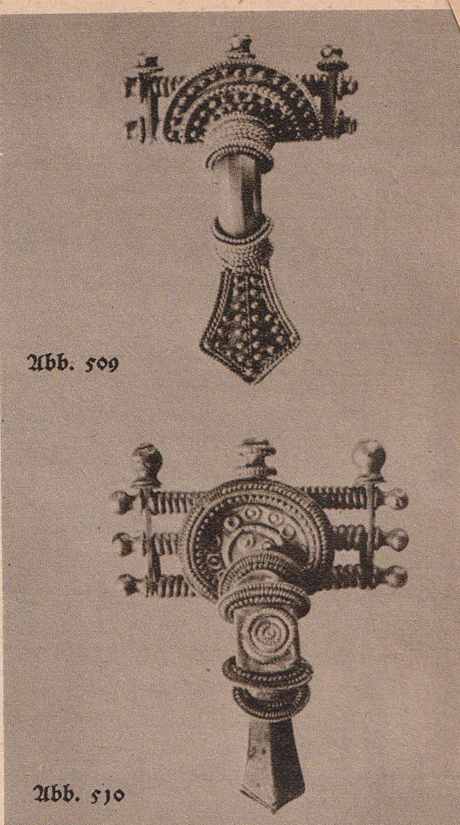


Abb. 509

Abb. 510



Abb. 511

Germanische Funde aus der römischen Kaiserzeit

Abb. 513
Mit dem Kopf auf den Füßen beigesetzt
Grab aus dem germanischen Friedhof Groß-Sürding, der zu einer Pestzeit angelegt wurde. Das abgeschlagene Haupt soll das Wiederkehren, das Nachzehren, auf das man die Pest zurückführte, verhindern

Abb. 512 Holzeimerchen aus Eibenholz
aus einem Grab in der Mark Brandenburg (Prignitz)

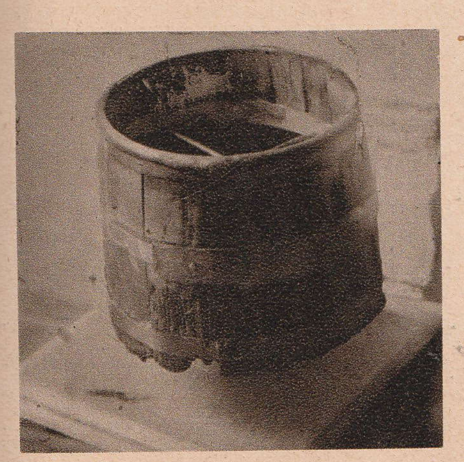


Abb. 512

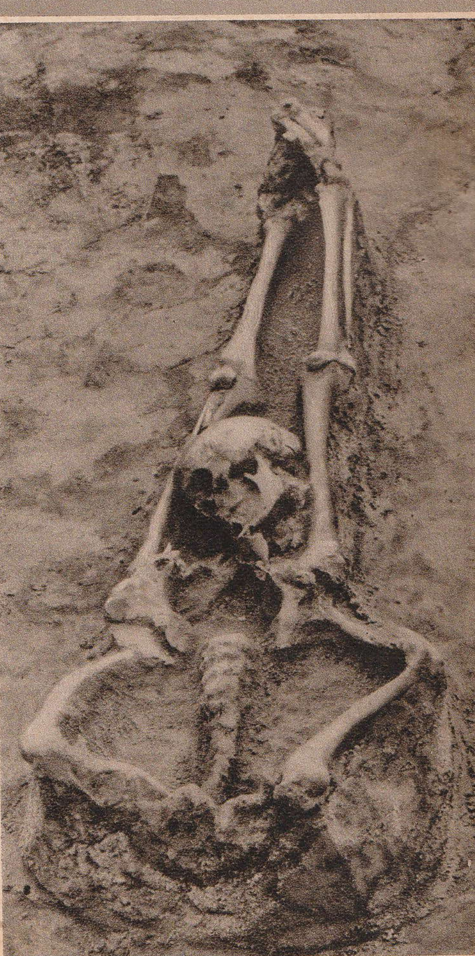
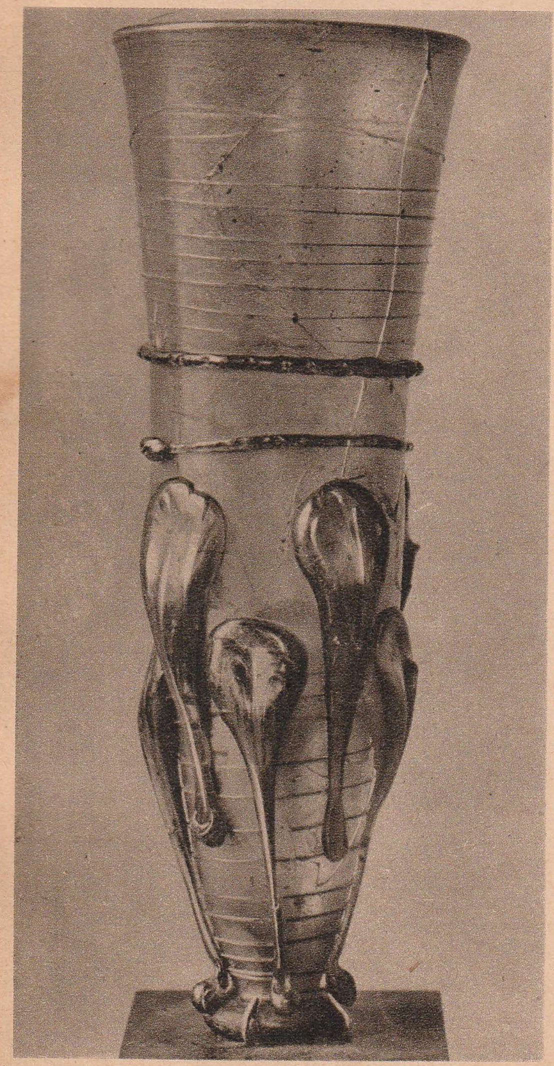


Abb. 513



Abb. 514
Burgundisches Grabgefäß
aus Scheitendorf, Kr. Grünberg



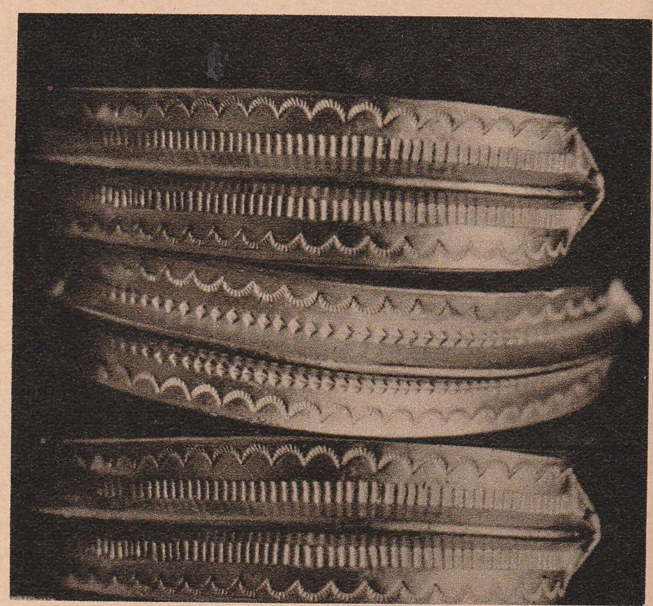


Abb. 516 **Schlangenkopfarmband aus Gold,** gefunden bei Kottbus. Der Fund gehört dem 4. Jahrhundert n. Chr. an und ist burgundisch. Über das Vorkommen und die Verbreitung dieser goldenen von Kriegern getragenen Armbänder ist von Kossinna eingehend berichtet worden (Gustaf Kossinna, „Die deutsche Vorgeschichte“, Leipzig 1936, S. 182, und eine vollständige Übersicht über die Verbreitung ist gegeben im Mannus, Band 14, 1922, im Anschluß an das Reitergrab von Commerau, Westpr.)

Abb. 515
Trinkbecher aus Glas
(Nettersheim)



Abb. 517 **Silberkessel von Gundestrup in Jütland**
aus der La-Tène-Zeit, etwa 300 v. Chr., mit Götterdarstellungen und Opferszenen

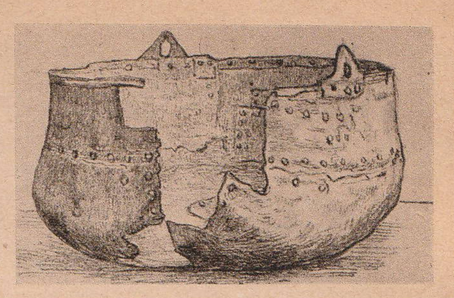


Abb. 518
Zu dem Weihefund
gehörte außer Tongefäßen noch ein Kessel aus Bronzeblech, dem sehr viel prächtigeren Silberkessel von Gundestrup vergleichbar



Abb. 519 **Der Schatzfund von Regenwalde/Pommern**
Das Gefäß enthielt 170 römische Denare

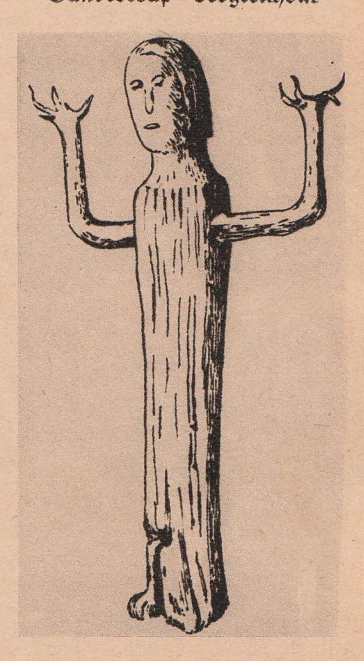
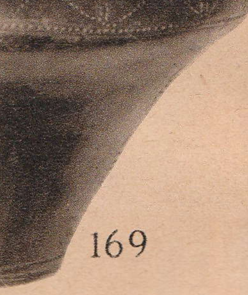




Abb. 520
An die älteste germanische Darstellung
der Gottheit durch einen Holzpfahl erinnert noch das wandilische Kultbild von Possendorf, Landkreis Weimar (1. Jahrhundert v. Chr.), 90 cm hoch, aus Eichenholz. Die Arme bestanden aus gebogenen Espen, die Hände sind aus den Wurzelstöcken gebildet



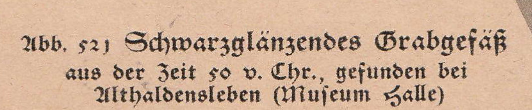


Abb. 521 **Schwarzglänzendes Grabgefäß**
aus der Zeit 50 v. Chr., gefunden bei Althaldensleben (Museum Halle)

Abb. 522

Bestattung eines germanischen Kriegers mit seinem Streitroß

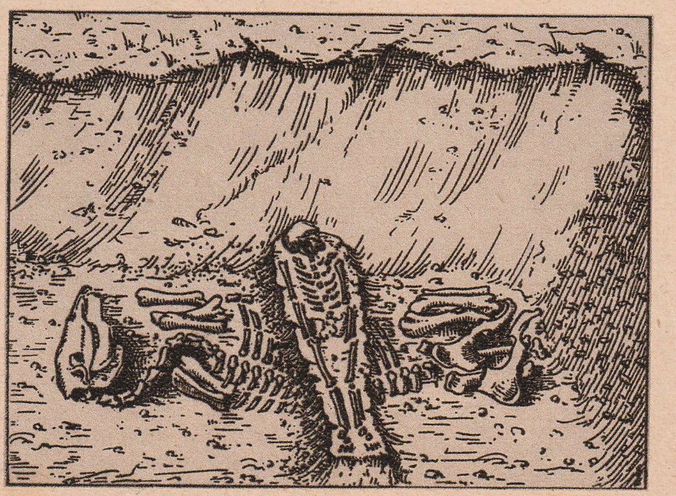
Im dritten Jahrhundert kommt die Sitte der Körpergräber wieder stärker bei den Germanen auf, und seit dieser Zeit stellen wir Gräber fest, bei denen das Pferd dem Herrn mit ins Grab gegeben wurde

Abb. 524

Das Bild unten zeigt das Reitergrab von Neukölln (Berlin), das um 500 n. Chr. fällt. Der Hengst hatte die Höhe von 1,40 m. Das Streitroß der Germanen gehörte der alteinheimischen Kaltblüterrasse an und war für unsere Begriffe auffällig klein

Abb. 523

Unten links: Reitergrab von Anderten bei Hannover (um 700 n. Chr.)



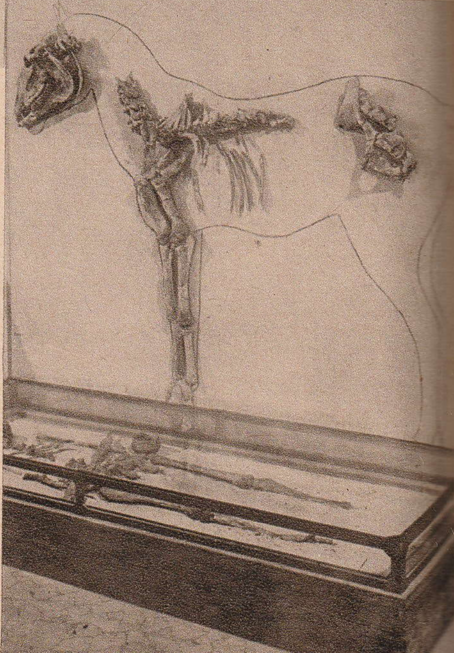




Abb. 525
Ostgermanischer Reiter und Fußkämpfer des 3. Jahrh. n. Chr.
(nach Sophus Müller „Nordische Altertumskunde")

Abb. 526
Germanischer Reiter
aus der späteren Völkerwanderungszeit nach Funden und Darstellungen (Modell der Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle)



Abb. 527—530

Alemannische Hausgeräte des 5. bis 7. Jahrh.

Links: Feldflasche, in der Mitte: Holzeimer und Bratpfanne, rechts: Trinkfäßchen aus Holz

Abb. 531/2 **Grab eines alemannischen Sängers** aus der Zeit nach 600 aus dem Gräberfeld von Oberflacht im südlichen Württemberg. In einer hölzernen Grabkammer fand man die Totenbettstatt, aus Eichenholz meisterhaft gedrechselt. Über die Brust des Toten ist die Harfe gelegt. An seinem Fußende in einem doppelteiligen Stuhl sind Leuchter, Feldflasche, Schüsseln und Krüge mitgegeben. Rechts: Totenlade, die mit einem Giebel versehen ist und besonders schöne Drechselarbeit zeigt

Abb. 531

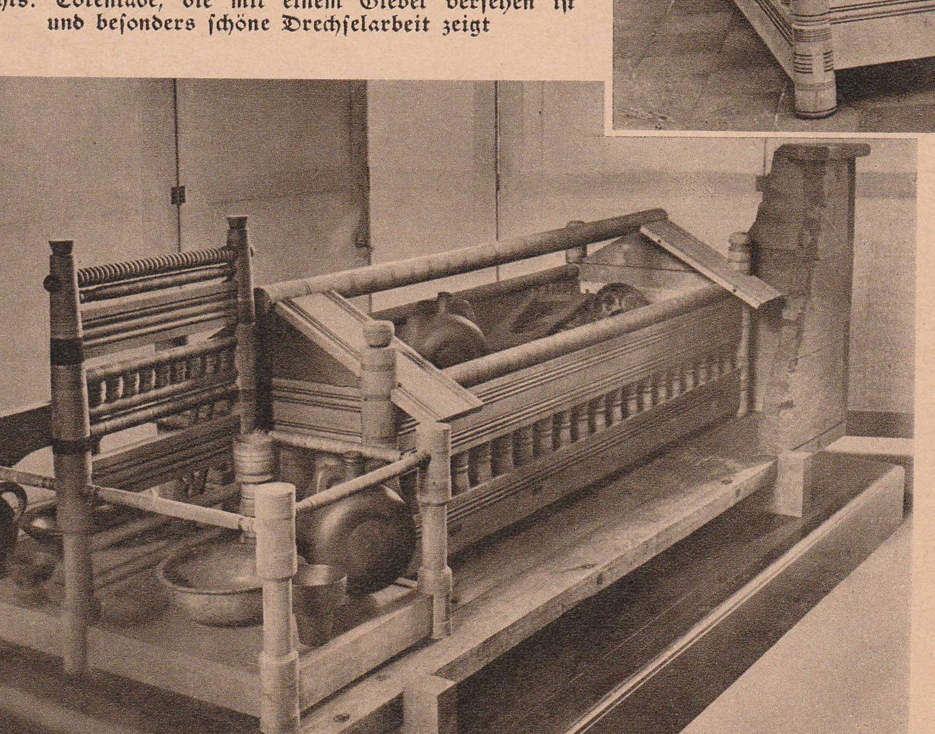


Abb. 532

Abb. 533

Abb. 534

Der Reiterstein von Hornhausen

Krs. Oschersleben, Prov. Sachsen (Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle), ein Grabstein auffällig skandinavischen Gepräges. Der Reiter auf einem übergroßen Pferde, wahrscheinlich dem Totenpferde, reitet über Schlangen hinweg, deren oberste mäanderförmig stilisiert ist. Die Tierornamentik entspricht dem Stil II des nordischen Tierstils (7. Jahrh.). Der Reiter trägt Schwert und Lanze. Der Schild ist mit einem Sonnenwirbel verziert

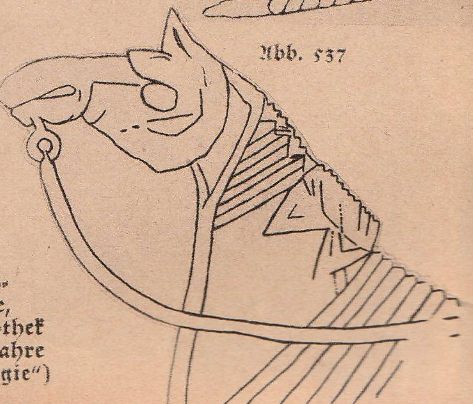
Abb. 535

Abb. 536



Einzelheiten, aus dem Stein herausgezeichnet sowie von weiteren bei dem Stein gefundenen Bruchstücken, unter denen besonders bemerkenswert ein Banner mit Kreuz und Hirschjagd ist (nach Hahne, in Mannus-Bibliothek Nr. 22, 1922 „25 Jahre Siedlungsarchäologie")

Abb. 537



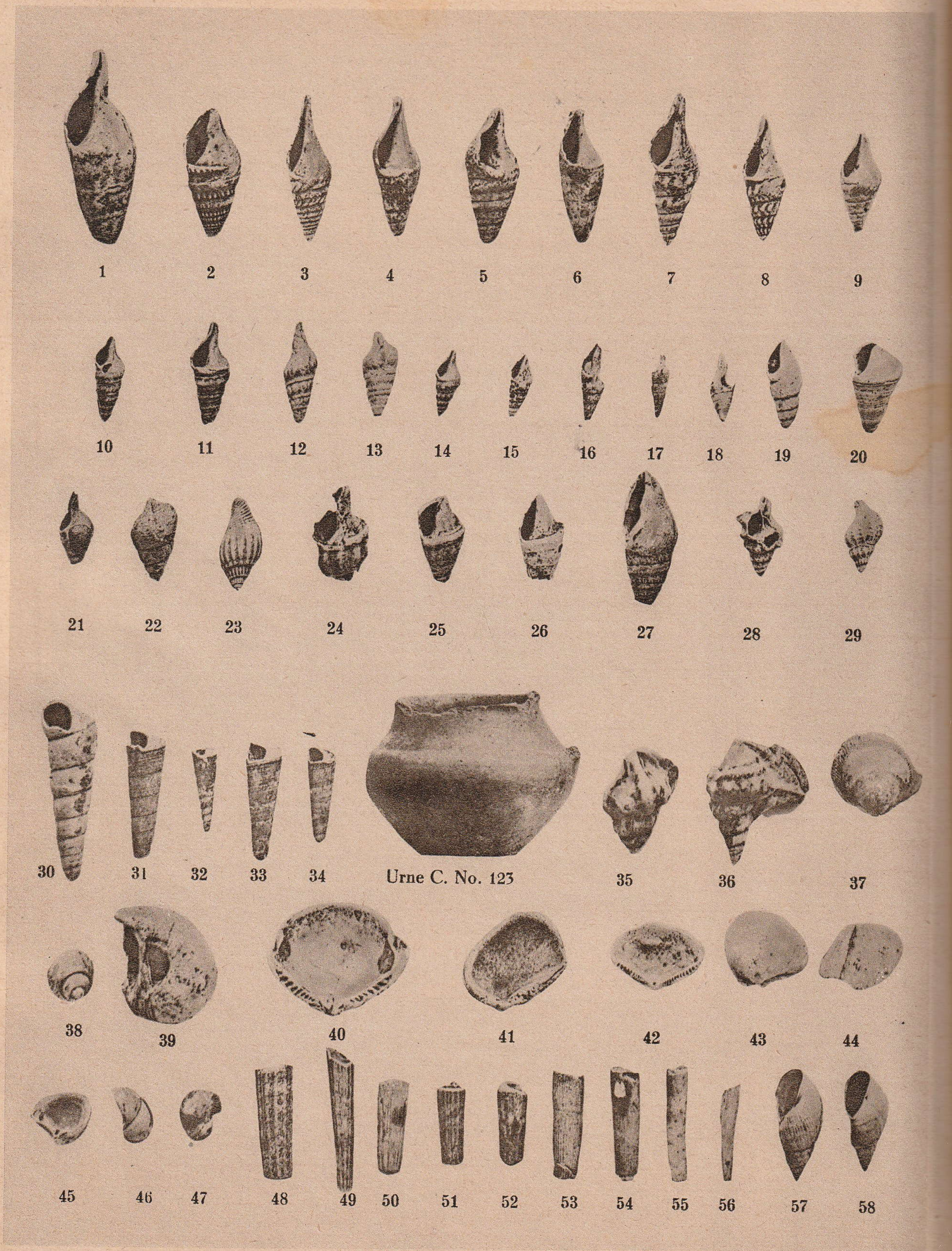

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
Urne C. No. 123
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58

Abb. 537a

Daß dem Germanen es nicht an wissenschaftlicher Einstellung fehlte, dafür spricht mehr als ganze Bände gelehrter Abhandlungen die Tatsache des ersten germanischen Erforschers der ausgestorbenen vorweltlichen Lebewelt. Hier sei diesem alten Germanen ein Nachruf gewidmet, der vor 2200 Jahren die Augen schloß und dessen Grab man freilegte. Regelförmig war die Urne, von zahlreichen Steinen umgeben und zugedeckt. Die Steine nahm man beiseite und die Urne mit den letzten sterblichen Resten kam ins Museum.

Der Paläontologe.

Das Grab eines Wissenschaftlers war es gewesen, der mit klugen, beobachtenden Augen durch die Natur ging und sammelte. In Groß-Wirschleben war sein Grab und seine Heimat. Stunden davon liegt Bernburg a. d. Saale. Dahin ist er oft gepilgert und hat dort seine paläontologischen systematischen Studien betrieben. Die Saale hatte sich hier tief in die oligozänen Kalksteinschichten eingefressen. In diesem Kalkstein gab es viel zu studieren. Als nämlich der Kalkstein noch Meeresgrund war, vor abermillionen Jahren, da hatten sich in seinen Rissen Muscheln und Schneckengehäuse abgelagert, die in diesem versteinerten. Diese Versteinerungen sammelte unser Freund und suchte immer wieder, um seine Kenntnisse durch eine neue Art zu bereichern. Dieses Sammeln und Studieren war seine Lieblingsbeschäftigung. Er hat sich wirklich Gedanken über die Entwicklung der Arten gemacht, denn er verglich diese aus dem Stein gebrochenen Stücke mit heute lebenden Schneckenarten. Er hat sie ausschließlich als Vergleichsstücke hinzugezogen. Weil ihm nun diese kleine Sammlung so am Herzen lag, bat er darum, sie ihm mit in sein Grab zu legen. So fanden wir in der Urne eine schöne vollständige Sammlung aller in den genannten Kalksteinen überhaupt vorkommenden Arten, immer je ein Stück, mitunter zwei von derselben Art, wenn es besonders schöne waren; 56 an der Zahl und dazu zwei von heute noch lebenden Schnecken als Vergleich zu der ihnen sehr ähnlichen oligozänen Mitraform. Wir haben es nach dem Gesagten mit einer Sammlung zu tun, bei deren Zusammenstellung der Sammler sowohl die einzelnen Arten unter sich zu unterscheiden, als auch ihre Artzusammengehörigkeit zu beurteilen wußte. Einen Überblick gebe die nachfolgende Liste:

1. Pleurotoma Konincki.
2. Pleurotoma Bosqueti.
3. Pleurotoma Ewaldi.
4. Pleurotoma laeviuscula.
5. Pleurotoma Ewaldi.
6. Pleurotoma ?
7. Clavatula semilaevis.
8. Clavatula scrabrida.
9. Pleurotoma perversa.
10. Fusus nudus.
11. Fusus nudus.
12. Fusus Latdorfensis.
13. Fusus ?
14. Fusus Crassistria.
15. Fusus Crassistria.
16. Fusus crassisculptus.
17. Fusus ?
18. Fusus Hoffmanni.
19. Mitra inornata.
20. Odontostoma angulatum.
21. Fusus praetenuis.
22. Buccinum bullatum.
23. Lyria decora.
24. Fusus scalariformis.
25. Conus ?
26. Conus ?
27. Borsonia bilineata.
28. Typhis Schlotheimi.
29. Pisanella Bettina.
30. ?
31. turritella.
32. turritella.
33. turritella.
34. turritella.
35. Triton abbreviatus.
36. Aporchais speciosa.
37. Cardium cingulatum.
38. Natica hanotonsis.
39. Natica Semperi.
40. Pectunculus tenuisulcatus.
41. Limopsis costulata.
42. Leda brevis.
43. Pectunculus.
44. Pectunculus.
45. Corbula conglobata.
46. Natica.
47. Natica.
48. Dentalium tenuicinctum.
49. Dentalium decagonum.
50. Dentalium Novacki.
51. Dentalium Novacki.
52. Dentalium tenuicinctum.
53. Dentalium aequicostatum.
54. Dentalium aequicostatum.
55. Dentalium ellepticum.
56. Dentalium acutum.
57. Lymnae palustris.
58. Noch lebende Formen.

Das Volk der Denker und Dichter braucht sich seiner einfachen Vorfahren nicht zu schämen, die oft mehr dachten, als wir ahnen.

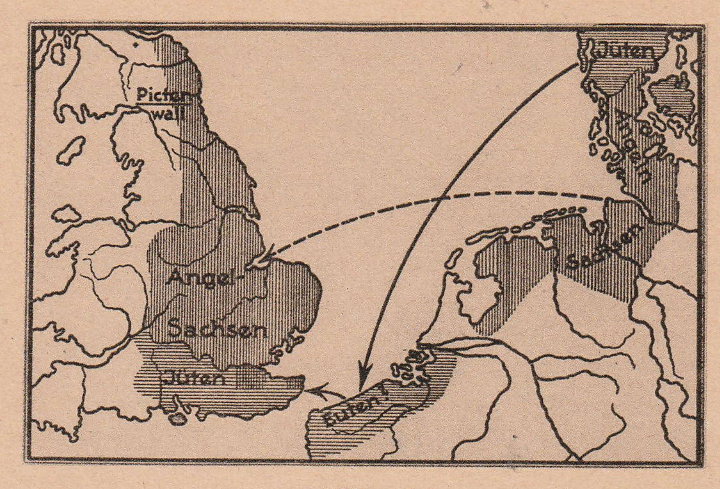
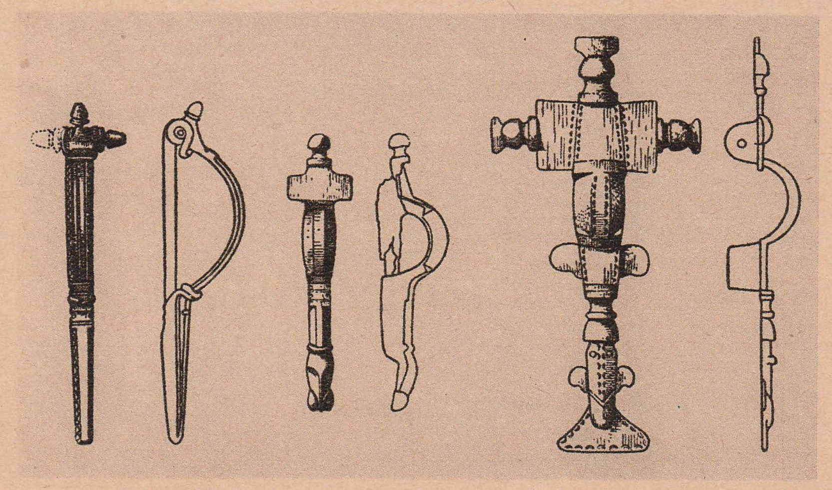


Abb. 538

Die Besetzung Britanniens durch die Angelsachsen im 5. Jahrh. n. Chr.

Von den Briten, die von den Pikten und Scoten nach Abzug der Römer (407) bedrängt wurden, zu Hilfe gerufen, besetzten die Angeln, Sachsen und Jüten Ostengland. Die historische Ueberlieferung läßt sich durch die Bodenaltertümer gut belegen. — Die drei abgebildeten Gewandnadeln, sogenannte kreuzförmige Fibeln, zeigen dies besonders deutlich. Links: Kreuzförmige Fibel um 300 n. Chr. nur auf dem Festland, der mittlere Typ findet sich sowohl in England wie auf dem Festlande und gehört der Zeit von 400—500 an, während der rechte Typ, der nach 500 zu datieren ist, sich nur in England findet. (Nach Jacob-Friesen, „Einführung in Niedersachsens Urgeschichte", Hildesheim 1931)

Abb. 539—544



Bühne und Wissenschaft Abb. 472—489

Zwei Stücke hat wohl fast jeder von uns im Theater gesehen, nämlich „Julius Cäsar" und „Die Hermannsschlacht". Während bei „Julius Cäsar" sich die Regie abmüht, in „zeitechter" Ausstattung das Stück vor unseren Augen abrollen zu lassen, wird bei der „Hermannsschlacht" lediglich Wert darauf gelegt, dem Wort „Wandalismus" Nahrung zu geben, indem unsere Altvordern in der Schlacht im Teutoburger Wald in den wildesten Kostümierungen zu sehen sind. Die Haare sind wild und roh zu den merkwürdigsten Schöpfen aufgebunden und in den rohen Tierhäuten sehen sie fast wie Vermummte aus, und wenn im Szenenbild eine Wohnung gezeigt wird, so bekommt man eine wahre Räuberhöhle zu Gesicht. Wie sahen denn die Germanen damals aus, als die Schlacht im Teutoburger Wald geschlagen wurde? Wir sind sehr gut unterrichtet durch die römischen bildlichen Darstellungen und durch die Funde. Aus der Tracht, der Kleidung, aus der Art der Bewaffnung und ihrer Handhabung kann man aber gleichzeitig auch schließen auf die Gesinnung und Weltanschauung ihres Trägers. Das macht eine Gegenüberstellung am klarsten. Der römische Soldat war bewaffnet vom Scheitel bis zur Sohle. Auf dem Haupt den schweren Eisenhelm mit Wangenklappen, der ganze Oberkörper durch einen Lederkoller geschützt, oft aus steinhart gemachtem Leder. Die Weichteile durch ein besonderes Metallgehänge, welches über die Kniehose geschnallt wurde, geschützt. Ein schwerer, rechteckiger, mit Leder überzogener, eisenbeschlagener Schild wie ein Halbzylinder geformt, deckte den ganzen Körper, während die noch sichtbaren Teile der Schienbeine durch eiserne Beinschienen gesichert waren. Die Angriffswaffe für den Fernkampf: das Pilum, mit etwa 40 Zentimeter langer Eisenspitze und schwerem Holzschaft; für den Nahkampf das gefürchtete breite Kurzschwert, welches die römische Heeresleitung unter Scipio vom spanischen Gegner übernahm. Und der Germane? Nichts von dem. Ein gänzlich anderes Kulturbild. Zum Kampf legte er, um sich frei und leicht bewegen zu können, das Obergewand, seinen gegürteten Ärmelrock, ab und behielt bloß einen über die Schultern geworfenen Mantel an, der am Hals durch eine Spange geschlossen wurde oder mit einem Halsausschnitt zum Durchschlüpfen für den Kopf versehen war. Die langen Hosen wurden an der Hüfte durch einen Ledergürtel gehalten, an den Knöcheln wurden sie durch ein Bändchen eng anliegend geschlossen. — Die Hosenstoffe hatten sehr häufig schöne Webmuster. Ganz besonders beliebt war die Raute. Die Schuhe waren leichte, sandalenartige Bundschuhe, und die Bewaffnung? Wie herrlich kommen die Bühnen-Germanen einher! Auf den Köpfen die phantastischsten Helme, Büffelhornkappen und Geweihkronen. Dem, der diesen malerischen Aufputz liebt, muß leider gesagt werden, daß von alldem nichts zutrifft. Erst in viel späterer Zeit kommt solche Helmzier vor unter ausländischem Einfluß, während früher, schon in der Bronzezeit, nur zu kultischen Zwecken Hörnerkappen getragen wurden. Kein Helm schützt den Kopf des Kriegers. Nur auf sehr saubere Haarfrisur wurde größter Wert gelegt, bekam doch jeder Germane selbst ins Grab einen Kamm mit. Das lange Haar wurde links gescheitelt und dann um den Kopf nach rechts und links herumgekämmt, so daß es gleichmäßig anlag, und auf der rechten Schläfe zu einem Haarknoten sorgfältig zusammengedreht. Wenn also auf der Bühne die Germanen die abenteuerlichsten Haarschöpfe tragen, so ist das eitel Phantasie. Zum Kampf nahm man zwei

Lanzen mit, beide gleich lang mit kurzer, gedrungener Stahlspitze. Begann die Schlacht, so wurde die erste als Ferngeschoß verwendet, die zweite als Stoßlanze bei Beginn des Nahkampfes auf den Gegner geschwungen; dann erst griff der Germane zum schweren, breitklingigen Langschwert, das bis dahin in seiner Scheide im Gürtel hing. Dabei diente die einzige Schutzwaffe, die er besaß, ein leichter Schild, rund, oval oder sechseckig, gleich mit als Angriffswaffe. Der Schild war nämlich aus drei leichten Brettern gefügt, dessen Rand umlaufend mit einem Eisenrand beschuht war. In der Mitte erhob sich ein hohlgeschmiedeter, kegelförmiger Schildbuckel, der in eine scharfe Spitze ausgeschmiedet war. Neben dem Abfangen der feindlichen Streiche stieß der Germane mit dieser Schildspitze nach dem Gesicht des Gegners – also die Schutzwaffe wurde so zur Angriffswaffe! Die ganze Kampfweise der Germanen hat etwas ungemein Lebendiges und Leichtes. Mit seinem Pferde, einem kleinen Schlag, war er eng verwachsen. Ohne Sattel schwang er sich darauf, jederzeit zum Absitzen bereit. Die Fußgänger hielten oft mit den Reitern Schritt und hielten sich dabei an den Mähnen der Pferde. Welch ganz anderer Geist als bei den schwer bewaffneten Römern; offensiv aber nicht so ausdauernd wie die auf Defensive gleichmäßig wie auf Offensive eingestellten Römer. Die hohen, schön gewachsenen Kriegergestalten nötigten den Römern trotz aller Feindschaft Hochachtung ab und gar zu bald nahmen sie Germanen, wie bereits Cäsar, zahlreich in ihre Dienste. Schon damals herrschte das Rezept: „Deutsche müssen durch Deutsche besiegt werden" (Lloyd George). In der späteren römischen Kaiserzeit besteht das gesamte römische Heer dann so ausschließlich aus Germanen, daß die ganzen militärischen Bezeichnungen germanisch werden und sogar die Heeresverwaltung als „Barbarenamt" bezeichnet wird. Der römisch-griechische Mensch der Antike bezeichnete mit Barbaren alle nicht zum antiken Bildungskreis gehörigen Völker.

Die Tracht der Germanen ist verhältnismäßig einheitlich, was bei einem reichen Bauernvolk, wie es die Germanen damals ausschließlich darstellten, verständlich ist, denn es fehlten die starken sozialen Unterschiede, wie sie die Stadtkultur im Gefolge hat und wie sie auch derzeit im römischen Reich so scharf ausgeprägt war und mit allen üblen Folgen in Erscheinung trat. Demgemäß ist das Kulturbild bei den Germanen sehr viel einheitlicher, und wir wundern uns nicht, wenn wir den einfachen Krieger in der fast gleichen Tracht sehen wie den Edlen oder den König.

Die Umgestaltung des römischen Heeres im Sinne der germanischen Kriegstechnik ist einer der interessantesten Abschnitte der spätrömischen Geschichte. Daß trotzdem die Germanenheere der wandernden germanischen Völkerschaften, der Goten, Wandalen, Burgunden usw., den germanischen Söldnerheeren des römischen Reiches überlegen waren, erklärt sich sehr einfach daraus, daß diese wandernden Völkerschaften sozusagen aus geborenen Regimentern bestanden, denn der Hunno, der Hundertschaftsführer, kommandierte ja die mit ihm aufgewachsenen und in ständiger Gemeinschaft lebenden Familien und Sippenangehörigen; und auch der Tausendschaftsführer hatte seinen Gefolgsmännern gegenüber das gleiche Zugehörigkeitsgefühl, so daß die germanischen Heere in ganz anderer Weise einen konzentrierten Willen verkörperten, und in ihnen in viel größerem Maße die Kameradschaft entwickelt war als bei den Söldnertruppen, so daß schon allein aus diesem Umstand sich das Unterliegen der sicher besser ausgerüsteten Söldnerheere erklärt.

Die Germanen als Seevolk

Schon bei den germanischen Felszeichnungen des 2. Jahrtausends der Bronzezeit konnten wir drei verschiedene Schiffsformen unterscheiden, und eine solche Flottenauffahrt, wie sie uns Abb. 343/44 zeigt, setzt ja eine außerordentliche Vertrautheit mit dem Seewesen voraus. Daß wir diese schon bei den Bronzezeitgermanen antreffen, nimmt uns nicht wunder, denn das Siedlungsgebiet umfaßt ja eine Welt von Inseln, Buchten und verhältnismäßig kurzen Seestrecken, die für die Ausbildung in der Seefahrt geradezu ideale Vorbedingungen gaben. Man könnte dies beinahe mit den Verhältnissen im Ägäischen Meer vergleichen, wo die kretisch-mykenische Kultur ja ebenso seevertraut war wie die germanisch-nordische. Angesichts der großen Rolle, die das Schiff im Germanien der Bronzezeit spielte, verwundert uns gar nicht, daß das älteste bisher gefundene Seeboot der Welt ebenfalls ein germanisches ist. Es wurde nach dem Kriege auf der Insel Alsen gefunden und gelangte daher in das Kopenhagener Museum. Das Boot, aus der Zeit um 500 v. Chr. stammend, war noch fast bronzezeitlicher Bauart. Wie auf den Felszeichnungen dargestellt, liefen Bug und Heck ebenfalls noch in kunstvoll geschwungenen langen Steven sowohl in der oberen Bordlinie wie in der Kiellinie aus. Infolge dieser weit ausladenden Steven betrug die Bootslänge 14 Meter, während der Bootsraum nur etwa 10 Meter lang ist. Auf 10 Ruderbänken konnten je zwei Ruderer, auf jeder Seite 10, mit verhältnismäßig kurzen Rudern das Boot freihändig paddeln. Dollen zum Befestigen der Ruder befanden sich nämlich nicht an der Reeling, wie dies bei den späteren Booten von Nydam usw. der Fall ist. Die Spanten des Bootes bestanden aus kräftigen Haselnußästen, an die die Planken, also die Außenhaut des Schiffes, mit Bastseilen und Lederriemen gebunden waren. Die Planken selbst waren bis zu 50 Zentimeter breit, aus Ahornholz herausgearbeitet und untereinander wieder mit Bastseilen und Lederriemen genäht. Abb. 550.

So wie die Entwicklung der einen Bootsform von der Bronzezeit her zum Alsen-Boot führt, so führt eine andere zwangsläufig zur Form des Nydam-Bootes, das aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. stammt und dessen Bauart schon wesentlich moderner und fortgeschrittener ist.

Man hat vielfach den Germanen eine Eigenentwicklung des Schiffsbaues abstreiten wollen, wozu man aus zweierlei Gründen berechtigt zu sein glaubte, einmal, weil die ganz anderen Seeverhältnisse des Mittelmeeres völlig andere Schiffsformen im Laufe der Jahrhunderte erzeugt hatten, und da die Germanen nicht ähnliche Schiffe besaßen, d. h. andersgeartete, wollte man aus dem Unterschied eine Minderwertigkeit des germanischen Schiffsbauwesens ableiten*). Man vergaß nur dabei, daß die Römer, als sie mit ihren Schiffen nach der Nordsee kamen, vollkommen Schiffbruch litten und gezwungen waren, sich neue, den Seeverhältnissen besser angepaßte Schiffsformen zu bauen, wovon ja Tacitus selbst berichtet, indem er nämlich mitteilt, daß Germanicus unter der Leitung von Silius, Antejus und Caecina an den Mündungen des Rheins tausend Schiffe bauen ließen, wobei ausdrücklich angegeben wird: „Ein Teil kurz mit schmalen Vorder- und Hinterteilen und breitem Bauch, um desto besser den Wogen Widerstand

*) Gustaf Kossinna, „Altgermanische Kulturhöhe". 5. Aufl., Leipzig 1935. — W. Vogel, „Nordische Seefahrten im frühen Mittelalter", Berlin 1907 (Sammlung Meereskunde). — O. Georgen, „Geschichte des Kriegsschiffbaues", Berlin 1919.

zu leisten, einige mit flachem Boden, um ohne Nachteil auf den Grund laufen zu können; eine größere Anzahl, an denen auf beiden Enden je ein Steuerruder angebracht ist, damit sie, wenn man plötzlich rückwärts rudern wollte, mit dem einen wie mit dem anderen Ende anlaufen könnten. Viele erbaute man auch mit Verdecken, um darauf Wurfgeschütze fortzuschaffen und Pferde oder Proviant mitzuführen, ebenso handlich zu segeln wie schnell zu rudern, macht den Soldaten frischen Mut, sie stattlicher und zugleich furchtbar." (Ann. II, 6.) Aus der Angabe ersieht man, daß die Römer den Germanen die Schiffstypen nachbauten, wie wir nachher am Nydam-Boot sehen werden.

Der andere Irrtum entsprang der falschen Lehrmeinung, daß die Germanen bzw. alle Indogermanen als Hirten- und Jägervölker aus Mittelasien nach Europa eingewandert wären und entsprechend bei ihrer Ankunft an den Küsten der Ost- und Nordsee keinerlei nautische Tradition hätten mitbringen können. Diese falsche Lehrmeinung ist also schuld an den ganz falschen Folgerungen. In Wirklichkeit war man im Gebiet Dänemarks und Jütlands schon viele Jahrtausende mit dem nassen Element vertraut. Schon in den Muschelhaufen aus einer Frühperiode der jüngeren Steinzeit, also etwa 6000 v. Chr., finden sich Gräten von Fischen, die nur etwa 100 Seemeilen von der Küste gefangen werden konnten. Diese erhebliche Strecke hat man also in dieser Zeit schon mit Einbäumen zurückgelegt. Hier sei darauf hingewiesen, daß auch Einbäume ja durchaus keine schwanken und kippligen winzigen Fahrzeuge zu sein brauchen — fand man doch zu Brigg in England in einem Moor einen vorgeschichtlichen Einbaum von 15 Meter Länge, der gut 30 Personen fassen konnte. Auch in Deutschland ist 1934 ein solcher von 16 Meter Länge, allerdings dabei aber viel schmaler, gefunden worden.

Daß die Germanen im Seewesen von jeher führend waren, dafür ist wohl der beste Beweis, daß die germanische Seesprache die ganze Welt erobert hat, denn fast alle wichtigen Worte aus dem Bereich der Schiffahrt sind germanischen Ursprungs ebenso wie die Bezeichnungen der Himmelsrichtungen Nord, Süd, Ost und West, die von allen romanischen Sprachen übernommen worden sind. Auch gibt es nirgendwo bei irgendeinem anderen indogermanischen Volksstamm so viele Bezeichnungen für Meer und was damit zusammenhängt, Seetier und Fischerei, Schiff, Schiffsteile und Seefahrt, wie bei den Germanen. Dies ist nur aus der jahrtausendelangen Entwicklung verständlich. Wenn immer wieder römische Quellen herangezogen werden, um darzutun, wie rückständig der germanische Schiffsbau beim Vordringen der Römer in Deutschland gewesen ist, so ist hierzu zu bemerken, daß der Reisende in einem fremden Land nach Hause immer nur das berichtet, was mit den in der Heimat bekannten Erscheinungen nicht übereinstimmt. Wenn also die verschiedenen römischen Schriftsteller Einbäume erwähnen (Tacitus, Hist. V/23 oder Vellejus Kap. II), so wollen sie damit nur etwas Unterschiedliches, ihnen primitiv Erscheinendes, hervorheben — ganz abgesehen davon, daß ja Tacitus sowieso das Bestreben hat, den Römern die Germanen als so einfach wie möglich vor Augen zu führen im Gegensatz zum überspitzten Luxus Roms. Denn auf der anderen Seite gibt Tacitus ja selbst wieder an (Germania Kap. 44), daß die Suionen, das sind die Skandinavier, durch ihre Flotten mächtig wären. Diesen Ausdruck würde wohl Tacitus nicht gewagt haben zu gebrauchen, wenn es sich nicht im Sinne der Römer um wirklich vollwertige Schiffe gehandelt hätte.

Abb. 545

Abb. 545/6

Recht und doch wieder Unrecht

Tacitus erwähnt in der „Germania", Kapitel 16, daß die Germanen den Winter in unterirdischen Räumen zugebracht hätten, was Anlaß zu geradezu vorsintflutlichen Vorstellungen über das Leben unserer Altvordern gab. Die Ausgrabungen des Provinzialmuseums Hannover haben hier Klarheit geschaffen (Schroller in Mannus, Bd. 26, Heft 1). So konnte Schroller solche Winterhäuser ausgraben, die sich dadurch auszeichnen, daß die Seitenwände von Erdwällen umgeben sind und das Haus eingetieft lag. Solche Häuser mit Erdwällen kommen noch heute als Schafställe in der Lüneburger Heide vor, wie unser Bild unten zeigt: Abb. 547



Abb. 546

Abb. 547

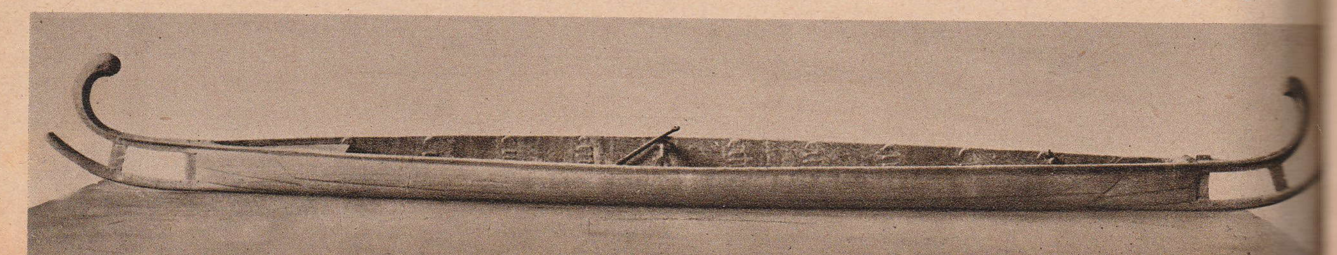
Abb. 548 **Vorzeit in der Gegenwart**

Sogenannte Coracle auf dem Boyne-Fluß in Irland. Das Gerippe ist aus Weiden geflochten und mit Leder überspannt. Diese plumpen Boote sind außerordentlich seetüchtig. So berichtet Kapitän Jens Rusk Jensen (Mannus, Band 24, 1932), daß 1930 ein dänischer Dampfer einen Lotsen nach Limmerick an der Westküste Irlands bei schwerem Wetter bekommen sollte. Der Lotse kam mit vier Mann mit einem Weidenboot heraus. An Bord vom Kapitän gefragt, warum er bei so schlechtem Wetter ein solches Fahrzeug benutze, lautete die Antwort: „Die klaren sich im Seegang weit besser als unsere modernen Motorboote".

Weihegaben an die Götter werden ins Moor zur Niederlegung hinausgebracht

Abb. 549

Abb. 550 Der im Moor bei Hirschsprung (Hjortspring) auf der Insel Alsen gefundene, aus der Zeit um 500 v. Chr. stammende Weihefund umfaßt Hunderte von Waffen, wie Schwerter, Lanzen, Schilde sowie ein vollständiges Schiff, das im Typ mit denen der bronzezeitlichen Felszeichnungen übereinstimmt. Die dünnen Planken des Schiffes sind genäht, nicht genagelt, ein Hinweis, daß die Bronzezeitschiffe aus Rinde oder Leder bestanden haben, das man nähen mußte. Die Spanten des Hirschsprunger Bootes bestehen aus Haselnußzweigen, die Planken waren aus Ahorn gefertigt



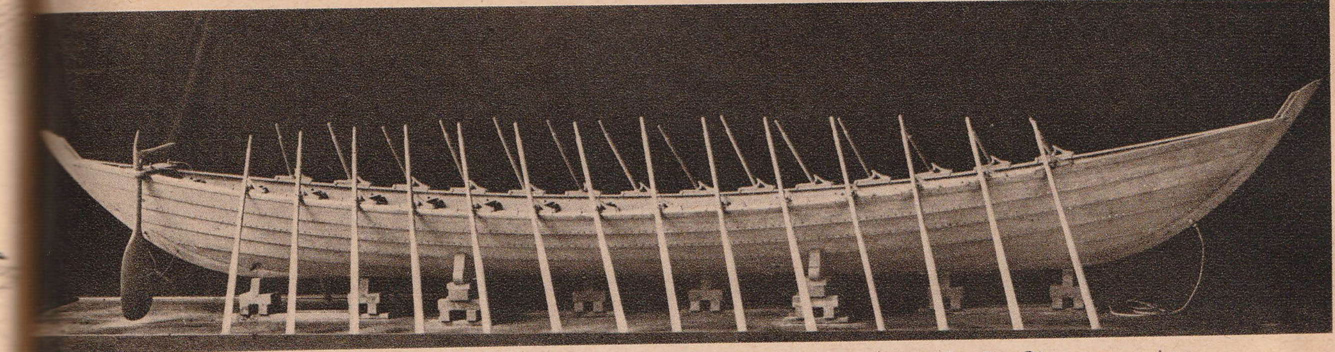


Abb. 551 Modell des Nydam-Bootes, das dessen gefällige und schlanke Bauart zeigt

Das Nydamboot in Fahrt

Abb. 551a. 60 bis 90 Mann kriegsmäßige Besatzung muß man für das Nydamboot rechnen (bei 24 m Länge größte Breite 3,31 m), da 56 Mann die 28 Riemen bedienten und noch Ablösung resp. Kämpfer mitgenommen wurden. Auf Anregung des Verfassers und Betreiben von A. Hürten wurde das Nydamboot mit Hilfe des Oldenburger Staates durch die NS.-Kulturgemeinde auf der Werft Abeking und Rasmussen/Lehmwerder völlig originalgetreu nachgebaut. Dabei ergaben sich die interessantesten Beobachtungen. Der Bau ist wegen der losen Bindung der Spanten und Planken nur mit Hilfsspanten möglich. Ursprünglich muß auch das Boot einen Bodenbelag gehabt haben, denn nur so wurde es ruderfähig. Wahrscheinlich war er aus leichtem Holz und ist daher vergangen, während das Eichenholz sich gut erhielt, oder es war ohne ihn ins Moor gebracht, da unter dem Boden der Ballast gelagert war, den man vor dem Transport auch entfernt hatte. Dieses und das folgende Bild Aufnahmen des nachgebauten Bootes

Abb. 551a

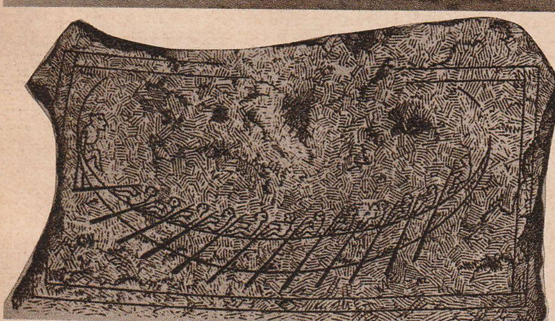


Abb. 552 **Beim Teeren des Nydambootes**

Neben der vollendeten Schiffsform erregt die elastische Bindung von Spanten und Planken das Staunen der Fachleute, da hierdurch das Boot sich im Seegang sehr viel geschmeidiger verhält, besser Druck widersteht und bei Trockenwerden nicht leck wird. Technisch vollendet ist auch die Kalfaterung, Abdichtung der Plankenritzen, durch mit Tierhaar vermengtes Pech. Das Boot ist regelmäßig geteert worden, ebenso war die Bordkante und Steven rot bemalt. (Vergl. Schetelig in acta archaeologica 1931.)

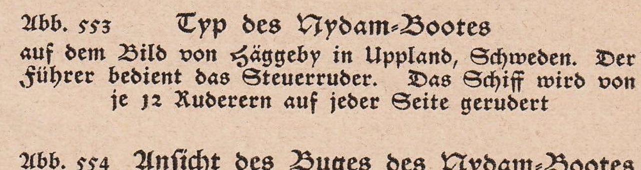


Abb. 553 **Typ des Nydam-Bootes**

auf dem Bild von Häggeby in Uppland, Schweden. Der Führer bedient das Steuerruder. Das Schiff wird von je 12 Ruderern auf jeder Seite gerudert

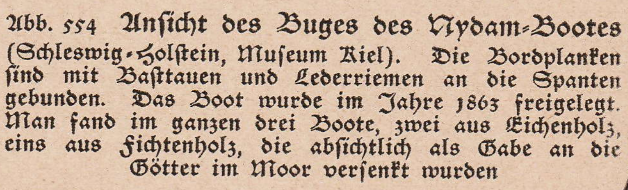


Abb. 554 **Ansicht des Buges des Nydam-Bootes**

(Schleswig-Holstein, Museum Kiel). Die Bordplanken sind mit Basttauen und Lederriemen an die Spanten gebunden. Das Boot wurde im Jahre 1863 freigelegt. Man fand im ganzen drei Boote, zwei aus Eichenholz, eins aus Fichtenholz, die absichtlich als Gabe an die Götter im Moor versenkt wurden

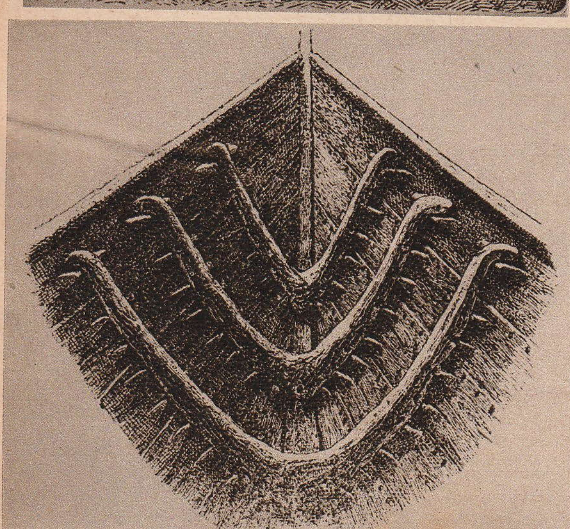


Abb. 555

Die Befestigung der Rippen am Boden und an den Seitenplanken

Die Klampen, durch die die Riemen und Basttaue gezogen sind, um sie mit den Rippen zu verbinden, sind aus dem dicken Balken, also aus dem vollen Holz, herausgearbeitet worden



Abb. 556—557

Das Oseberg-Schiff (Norwegen) im Hügel freigelegt

Ausgrabungsbild vom Jahre 1904. Im Vordergrund die Backbordseite des Achterschiffes, dessen Steven mit kunstvoll geschnitzter Tierornamentik verziert ist. Länge 21,5 m, Breite 5 m, 15-Sitzer (um 850 n. Chr.). Im Schiff war eine Grabkammer errichtet, in der die Königin Asa mit ihrer Dienerin bestattet lag. Links der geschnitzte Steven



Abb. 558 **Moderne Wikingerfahrt**

Ein dem Oseberg-Schiff nachgebautes Boot tritt eine Weltreise an

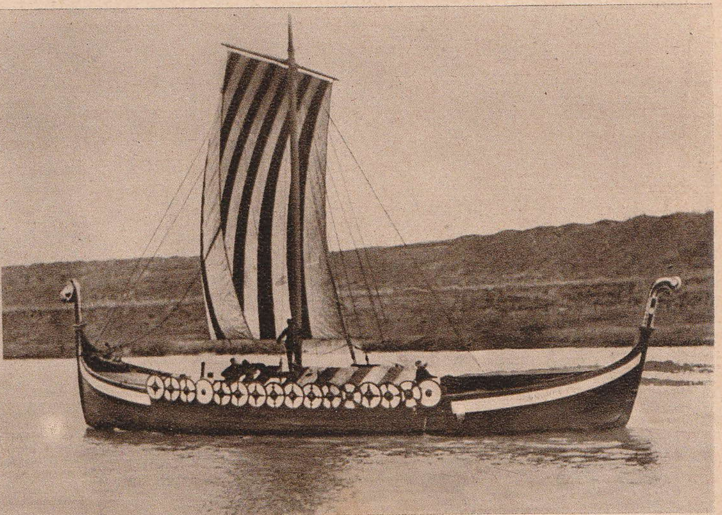


Abb. 559
Wikingerflotte vor einer Thule-Landschaft



Abb. 560
Der Herrscher der Meere. Wikingerboot auf Heerfahrt



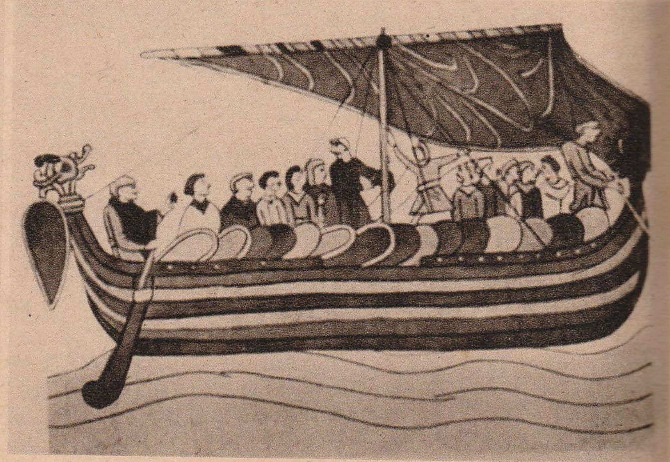


Abb. 561—562
Normannische Schiffe Wilhelms des Eroberers (nach Darstellungen auf dem Teppich von Bayeux)

Gerade die hier gemachten Angaben von Tacitus können wir an Hand des Fundes von Nydam überhaupt erst richtig verstehen. Tacitus schreibt: „Die Gestalt der Schiffe hat das Unterscheidende, daß auf beiden Enden ein Schnabel seine Spitze vorstreckt, stets zum Anlaufen bereit. Weder Segel nehmen sie zur Hilfe, noch versehen sie die Seiten mit festen Ruderbänken. Ohne Zwang und Regel wird wie auf Flüssen bald von dieser, bald von jener Seite das Ruderwerk angewendet." Damit kann doch nur gemeint sein, daß, wie beim Nydam-Boot, beide Steven vollkommen gleich gebaut waren, da es sich ja um ein Kriegsschiff handelte, das schnell ohne zu wenden vorwärts und rückwärts manövrieren mußte. Aus diesem Grunde fehlen ja auch die Segel, die man in der friedlichen Handelsschiffahrt selbstverständlich verwendete. Des Rätsels Lösung für diese dunklen Angaben gibt uns das Nydam-Boot, denn, wenn die Römer statt vorwärts plötzlich rückwärts rudern wollten, so erging es ihnen genau so wie bei unseren heutigen Booten, daß man dies zwar tun kann, indem man sich mit dem Ruder umdreht, daß man aber dann keineswegs mit derselben Kraft und Schnelligkeit rudern kann, da zum kraftvollen Rudern ja die Ruderbänke dann versetzt werden müßten. Die Ruderbänke der Römer waren aber genau wie die unseren fest. Beim Nydam-Boot war es nun aber so, daß die Ruderklampen, die am Dollbord zum Einsetzen der Ruder befestigt waren, einen offenen Haken hatten (siehe Abb. 552) und an einer gleichzeitig dabei angebrachten Durchbohrung ein Tauring angebracht war, durch den der Riemen (das Ruder) lief. Es konnte also, wenn im Kampf das Boot plötzlich abstoppen und schnell rückwärts fahren wollte, dieses Manöver in einer halben Minute ausgeführt werden dadurch, daß die losen Ruder einfach um die passende Entfernung versetzt wurden, und durch die Eigenart der Ruderklampen war keine andere Maßnahme notwendig, etwas, was die römischen Schiffe den germanischen, die dadurch eine viel größere Schiffsbeweglichkeit besaßen, nicht nachmachen konnten. Die Worte des Tacitus, die den Germanen also meistens als Schilderung einer besonders starken Primitivität ausgelegt werden, sind im Gegenteil ein hohes Lob und eine Anerkennung der technischen Überlegenheit.

Das Nydam-Boot Abb. 551—555

Im Jahre 1863, kurz vor dem Ausbruch des dänischen Krieges, wurden gegenüber der Insel Alsen, unweit des Schlachtplatzes Düppel, drei einander ähnliche Boote entdeckt, die in ihrem Innern ungezählte Waffen und Schmuckstücke bargen. Die Schiffe waren als Weihegabe an die Götter auf der Oberfläche des Moores niedergelegt. Durch die Kriegswirren ging das aus Fichtenholz gebaute Boot vollkommen verloren; das zweite Boot hatte man vollkommen zertrümmert vorgefunden, so daß ein Zusammensetzen in keiner Weise mehr möglich war, während das Eichenboot vollkommen zusammengebracht werden konnte und ins Museum nach Kiel gelangte. Das Schiff war 24 Meter lang und 3,41 Meter breit, so daß sich ein Verhältnis von Breite zu Länge von 7 : 1 ergab. Es hatte 14 Duchten oder Ruderbänke, also im ganzen 28 Ruder. Die Ruder selbst waren

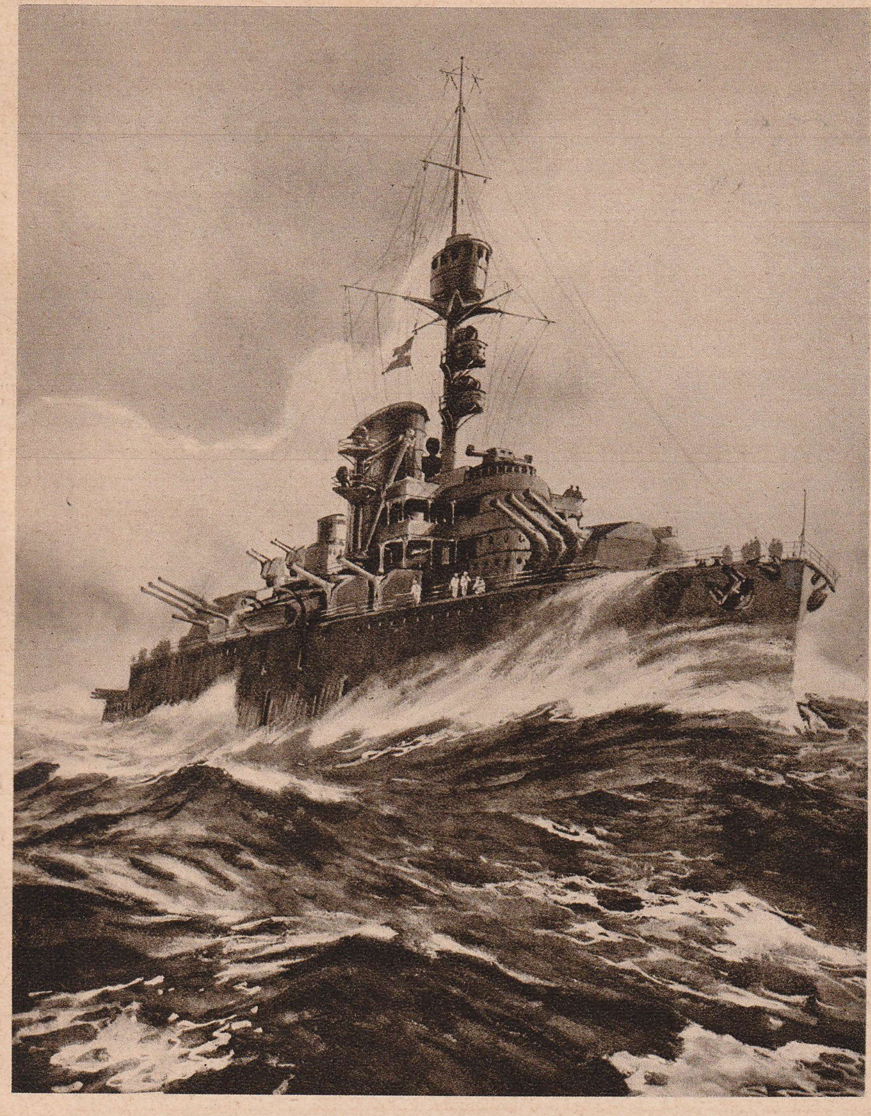


Abb. 563 1000 Jahre nach den Wikingern
Panzerschiff Deutschland. Der Wikingergeist unserer Flotte ist derselbe geblieben

3,60 Meter lang. Der Kiel bestand aus einer starken Bodenplanke, ein ganz besonders ausgesuchtes Stück besten Holzes von nicht weniger als 14,5 Meter Länge. Aus ihm ist auch gleichzeitig der Kiel herausgearbeitet, der nur sehr wenig (2 Zentimeter bei 16 Zentimeter Breite) vorspringt und schließlich im Vor- und Hintersteven gänzlich verschwindet. Zu beiden Seiten der Kielplanken laufen je 5 Bordplanken in sogenanntem Klinkerbau, sie greifen dachziegelartig übereinander und sind durch 6000 Eisennieten verbunden gewesen. Das Urteil des Admirals Werner über das Schiff als solches ging dahin: „Die Leichtigkeit der Konstruktion, das Verhältnis von Breite zu Länge, die feinen, eleganten Linien, der in schön geschwungene Kurven vorn zum Bug und hinten zum Heck aufsteigende Kiel sind ebenso viele Beweise für das hohe Verständnis, das die alten Sachsen für den Bau besaßen, um sowohl die Meeresfluten mit größter Schnelligkeit zu durchschneiden als auch bei schäumender Brandung den Wogen die Spitze zu bieten und auch bei guter Leitung ohne Gefahr sich auf ihren schäumenden Kämmen zu wiegen." Besonders beachtenswert ist, daß die Spanten und Planken ebenso wie beim Alsen-Boot in lockerer Verbindung durch Bindung miteinander standen, wie dies unsere Abb. 555 zeigt. Durch diese Art der Verbindung wurde das Schiff bei hohem Wellengang oder in der Brandung sehr geschmeidig. Das Steuerruder war nicht, wie wir dies gewohnt sind, achtern in der Kiellinie, sondern an der Seite angebracht, woher sich ja der

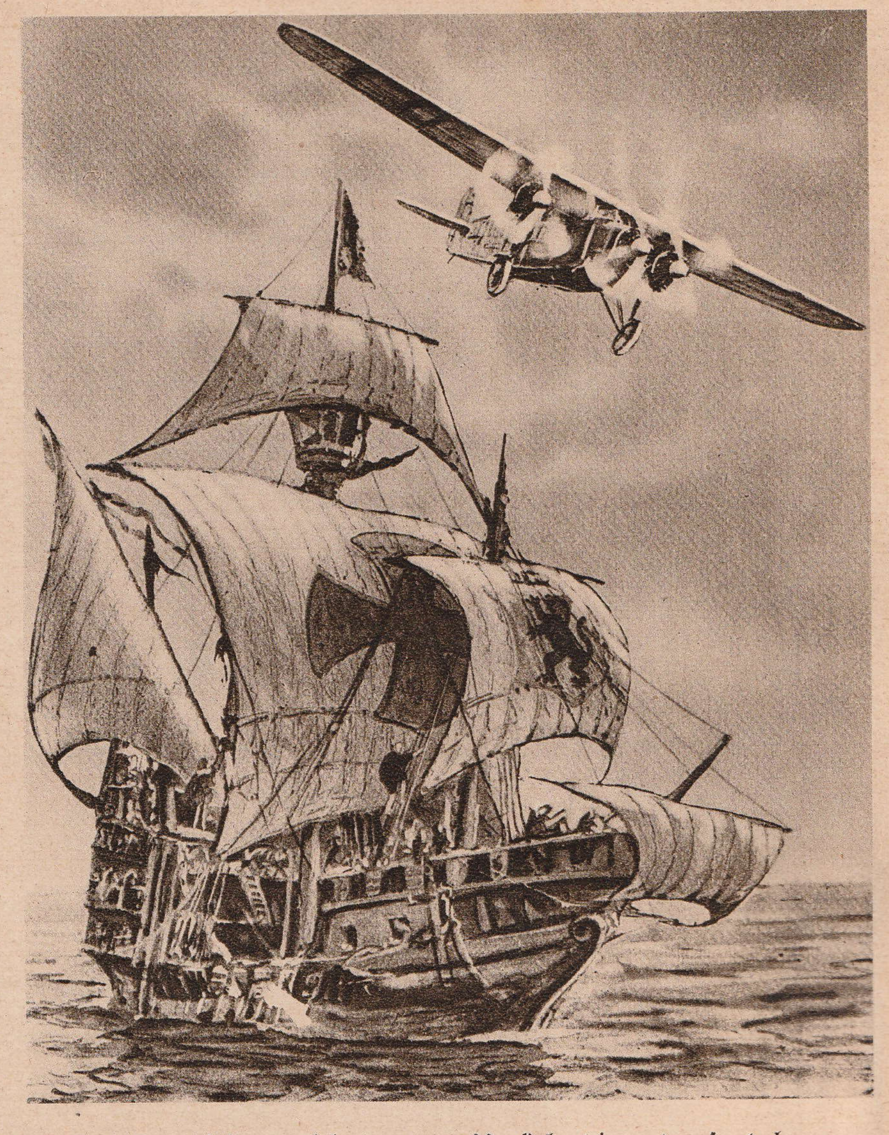


Abb. 564
Den Wikingerfahrten nach Amerika um das Jahr 1000 folgte 1492 die Entdeckungsfahrt des Kolumbus, dessen Karawelle den Ozean in 70 Tagen bezwang. Die Flieger unserer Tage überquerten den Ozean in knapp 40 Stunden

Ausdruck „Steuerbord" und „Backbord" herleitet. Das Ruder war auf der Steuerbordseite hinten angebracht (Abb. 551), und der Steuermann drehte seinen Rücken, die Back, der anderen Schiffsseite zu, die danach noch heute Backbord heißt. Aus dem Zeugnis der römischen Schriftsteller hat man weiter herauslesen wollen, daß die Germanen die Kunst des Segelns nicht kannten, eine Annahme, die vollkommen irrig ist, denn stets schildern ja die Schriftsteller nur das feindliche germanische Kriegsschiff und nicht das dem Verkehr dienende Handelsschiff. Erst im 8. Jahrhundert geht man auch bei den Kriegsschiffen zur Verwendung des Segels über, was für die sogenannten Wikingerschiffe, die „Drachenschiffe", üblich war, weil man jetzt mit den Kriegsschiffen weite Strecken zurücklegte. Auch diese Schiffe wurden im Kampffalle natürlich nur gerudert. Das bekannteste der Wikingerschiffe ist das Gokstad-Schiff, das 24,60 Meter lang, 5 Meter breit war und 1,1 Meter Tiefgang hatte, 50 Tonnen Wasser verdrängte und bei einer Segelfläche von 70 Quadratmeter eine Besatzung von 80 Mann hatte. Längs der Reeling waren auf jeder Seite 32 Schilde aufgehängt, abwechselnd ein schwarzer und ein weißer; es lief bei gutem Winde 6 Seemeilen.

Von den Wikingerschiffen her geht die Entwicklung geradlinig ohne Unterbrechung über die Normannenschiffe, Roggen der deutschen Hanse zu den Kriegsschiffen der Neuzeit

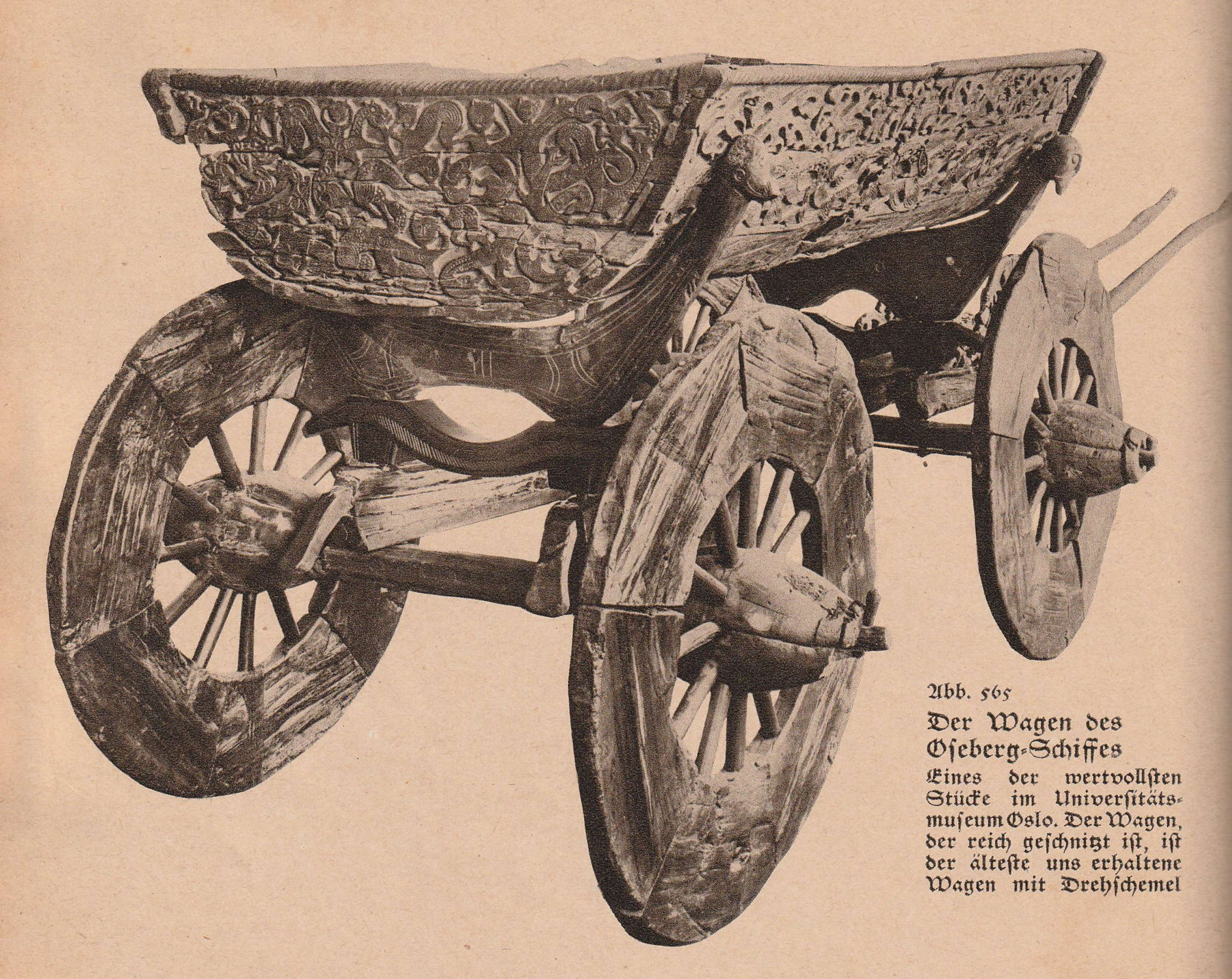


Abb. 565
Der Wagen des Oseberg-Schiffes
Eines der wertvollsten Stücke im Universitätsmuseum Oslo. Der Wagen, der reich geschnitzt ist, ist der älteste uns erhaltene Wagen mit Drehschemel

weiter, allerdings unter erheblicher Steigerung der Wasserverdrängung. Die Koggen verdrängten bereits 240 Tonnen, während die Schiffe des 16. Jahrhunderts schon bis 1000 Tonnen verdrängten. Das bekannte Flaggschiff Nelsons, die „Victory", verdrängte bereits 3100 Tonnen.

Die hervorragenden See-Eigenschaften der germanischen Schiffe werden ja auch durch die Tatsache bestätigt, daß Wikinger es gewesen sind, die mit ihren Schiffen erstmalig Amerika erreicht haben. Im Jahre 1000 v. Chr. erreichte Leif der Glückliche, der Sohn Eriks des Roten*), Nordamerika, das er Weinland (Vinland) nannte. Die Wikinger bauten in dieser Zeit sogar eine Siedlung in Weinland und hier wurde auch der erste „Amerikaner" geboren, also ein Wikinger, dessen Nachkommen noch heute leben. Zu ihnen gehörte der berühmte Bildhauer Thorwaldsen. Wie Reuter nachgewiesen hat, ist Leif bis nach Florida gekommen, was sich aus seiner überlieferten Breitenbestimmung beweisen läßt.**)

*) Gustav Neckel, „Die erste Entdeckung Amerikas durch die Nordgermanen", Leipzig 1934.
**) Otto Sigfrid Reuter: Germanische Himmelskunde, München 1934.

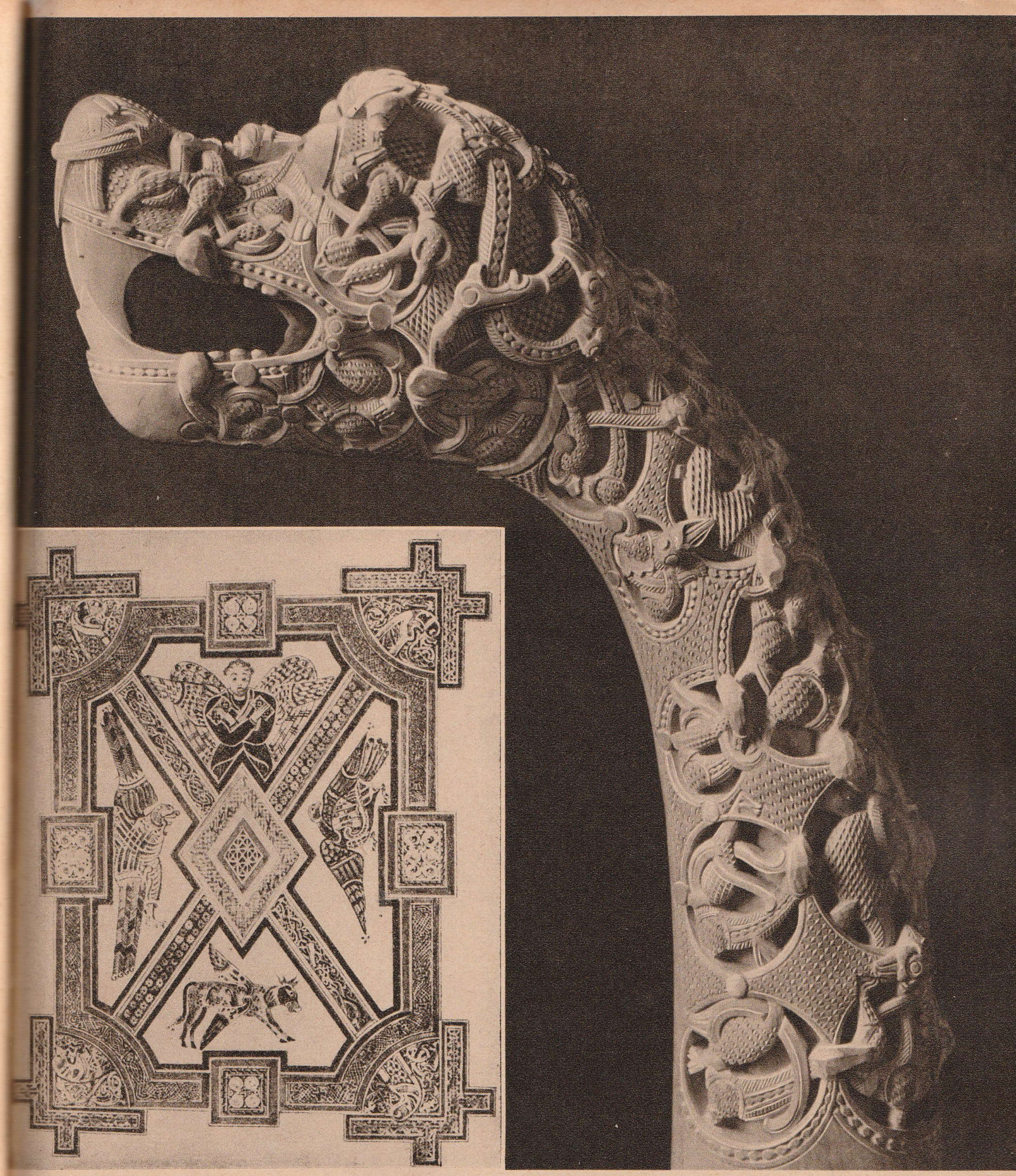


Abb. 567

Titelblatt des „Book of Kells",

Irisches Evangeliar, das in Hakenkreuzanordnung vier Tierpfosten zeigt, deren Oberfläche genau so wie bei den Tierköpfen des Oseberg-Schiffes mit Tierornamentik gefüllt ist. Die heidnischen Vorstellungen werden hier ins Christliche übernommen. Die Hakenkreuzanordnung unterstreicht die unheilabwendende Bedeutung der Tierkopfpfosten. Irland war vielfach Ziel und Besitz der Wikinger dieser Zeit

Abb. 566 **Dämonischer Tierkopfpfosten**

Fünf solcher Tierköpfe wurden im Oseberg-Schiff gefunden. Sie wurden vermutlich von vermummten Gestalten an Schäften getragen. Zusammen mit Rasseln sollten sie die bösen Geister fernhalten. Hals und Kopf sind von bizarrer Tierornamentik überzogen. Der Kopf ist hundeähnlich, so daß es naheliegt, an die Wölfe und Hunde der Edda, die den Weltuntergang herbeiführen, zu denken

Es wird zwar immer darauf hingewiesen, daß diese Entdeckung Amerikas ohne Erfolg geblieben ist, und daß die eigentliche Entdeckung Amerikas durch Kolumbus erfolgt sei, dessen Fahrten zur Erschließung des neuen Erdteils geführt haben. Viel zu wenig wird aber dabei daran gedacht, daß 20 Jahre vor Kolumbus zwei Deutsche, nämlich Pining und Pothorst*), um 1472 als Führer einer Expedition, die König Christian I. von Dänemark in die Wege geleitet hatte, ebenso Amerika aufgesucht hatten, wie vorher Leif und die Wikinger, und daß es doch sehr leicht möglich ist, daß diese beiden deutschen Admirale in dänischen Diensten, die zuerst nach Grönland gefahren waren, um dies wieder Dänemark tributpflichtig zu machen, dort von dem alten „Weinland" gehört hatten und daraufhin auch dorthin segelten, daß aber ebenso Kolumbus (er soll ja auch nach Island gekommen sein) auf seinen Fahrten vorher von diesen Seeabenteurern gehört hat und so auf Amerika aufmerksam geworden ist. Als er 1492 in spanischem Auftrage den Seeweg nach Indien ausfindig machen sollte, wird er sicherlich auch auf Grund der ihm zugekommenen Nachrichten über die Fahrten von Pining und Pothorst und die alten Nachrichten vom Weinland den Entschluß zur Fahrt in der Hoffnung auf Entdeckung von Land gefaßt haben.

Nichts verdeutlicht die technische Vervollkommnung im Laufe des jüngsten Abschnitts der Geschichte der Menschheit seit der Entdeckung Amerikas wohl mehr als die Tatsache, daß heute unsere „Bremen" und „Europa" den Ozean in $4^1/_2$ Tagen in regelmäßigem Dienst überqueren (gegenüber Kolumbus mit 70 Tagen), während die erste Überfliegung des Ozeans in west-östlicher Richtung in 16stündigem Flug von Neufundland nach Irland vor sich ging und von den britischen Fliegern Captain Alcock und Leutnant Brown im Juni 1919 vollzogen wurde. Der erste ost-westliche Flug am 26. März 1928 wurde von Freiherrn von Hünefeld, Hauptmann Köhl und Oberst Fitzmaurice durchgeführt.

*) Über Pothorst: Sophus Larsen, „The discovery of North-America".



Abb. 567a
Kunstgewerbe der Wikinger
(1000 n. Chr.) Faltstuhlknauf in Form eines Hundekopfes (vgl. Abb. 567 und 570). „Geflochtener" silberner Halsring und goldener Armring (Mus. Stettin).
Phot. Dr. Bauer, Deutscher Kunstverlag.

Das Schiff als Grab — das Osebergschiff

Wir hatten im Anschluß an die Schilderung der germanischen Bronzezeit auch die Grabsitten kennengelernt und gesehen, daß daraus mannigfache Rückschlüsse auf die religiösen Vorstellungen unserer Vorfahren möglich sind. Ein in der jüngeren Bronzezeit erstmalig belegter Grabbrauch ist der der Bestattung im Schiff, wobei das Schiff durch eine schiffsförmige Steinsetzung auf dem Erdboden angedeutet wurde. Die Tausende von Schiffsdarstellungen der nordischen Bronzezeit haben ja die Annahme wahrscheinlich gemacht, daß es sich hier um Schiffe des Sonnengottes handelt, Schiffe, die Fruchtbarkeit ins Land bringen sollen, wie der Schiffskarren, der Fruchtbarkeit spendend übers Land gezogen wird, genau wie beim Dionysoskult in Griechenland. Die Sonne fährt nachts im Schiff, und so ist es verständlich, daß die Vorstellung aufkommt, daß der Tote ebenso in einem Schiff Gottes bestattet wird, ebenso wie in anderen Gräbern deutlich wird, daß er im Haus, im Tempel oder am Opferaltar bestattet werden sollte. Dazu kommt, daß der Glaube herrschte, daß man das jenseitige Totenreich „Walhall" nur zu Schiff erreichen könnte.

Die bedeutendsten germanischen Schiffsgräber stammen erst aus der Wikingerzeit und einer der wichtigsten Funde ist der des Osebergschiffes, das aus dem Grabhügel der Königin Asa (sprich Osa) geborgen worden ist, der um 850 n. Chr. errichtet worden war. Die Königin lag in einer Grabkammer zusammen mit ihrer Dienerin bestattet. Das Grab war zwar in früherer Zeit schon einmal der wertvollen goldenen und anderen Schmucksachen beraubt worden, aber es enthielt trotzdem eine Fülle prächtiger Funde, und zwar um so wertvollere, als wir ja Holzarbeiten sehr selten in Gräbern noch gut erhalten antreffen. Die Funde sind der Hauptanziehungspunkt des Museums in Oslo. Es wurden geborgen vier wundervoll geschnitzte Schlitten, von denen wir einen in Abb. 569 zeigen. Im Vorschiff stand ein vierrädriger Prunkwagen, dessen Deichsel und Wagenwände reich geschnitzt waren. Damit ist der älteste Wagen auf uns gekommen, der schon einen primitiven Drehschemel besitzt, der dem Wagen das reibungslose Fahren durch die Kurven erlaubt, während bei den Wagen der Bronzezeit bei Wegbiegungen das Hintergestell noch herumgehoben werden mußte. Ferner wurden gefunden: 3 Bettstellen, 1 Stuhl, 2 eichene Truhen, 1 Webstuhl, 5 wundervoll mit germanischem Tierzierat versehene Tierkopfpfosten, die zusammen mit Rasseln zur Abwehr böser Geister dienen sollten. Wahrscheinlich wurden sie von Vermummten bei Prozessionen getragen. Die Tierköpfe (Abb. 566) sind teils hundeartig, teils löwenkopfähnlich, was nahelegt, an die in der Edda erwähnten Hunde und Wölfe zu denken, die das Ende der Welt herbeiführen. Außerdem waren 15 Pferde, 2 Stiere und 4 Hunde mit ins Grab gegeben, und eine ganze Kücheneinrichtung vervollständigte die Beigaben, sogar 2 Mühlsteine waren mit ins Grab gegeben.

Die Holzschnitzverzierung der Gegenstände ist von einer Schönheit und Vollendung, wie sie wohl von keinem anderen Zierstil erreicht worden sind. Die zahlreichen Teppichreste, die man fand, geben in ihren Bildwebereien Einblick in kultische Aufzüge zu Wagen und zu Schlitten. Wir finden den Odinsbaum mit dem gehängten Odin, eine Schildmädchendarstellung, Stiere usw. Die Teppiche sind die ältesten in Europa erhaltenen, wenn auch der Erhaltungszustand außerordentlich dürftig ist. Wir erinnern uns dabei, daß durch

Tierstil in Metall und Holz

Abb. 568
Prachtstück einer Gewandnadel in Tierstilverzierung aus Norwegen, Völkerwanderungszeit, 6. Jahrhundert (Universitätsmuseum Oslo)

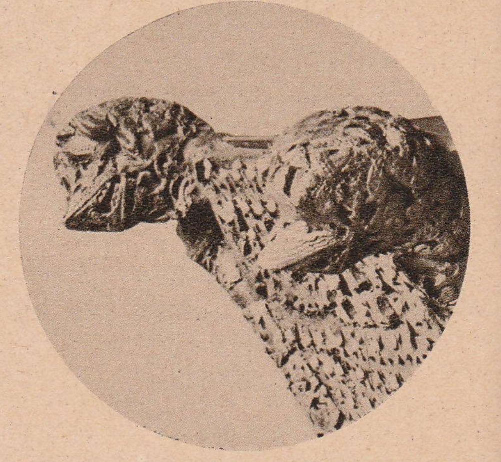
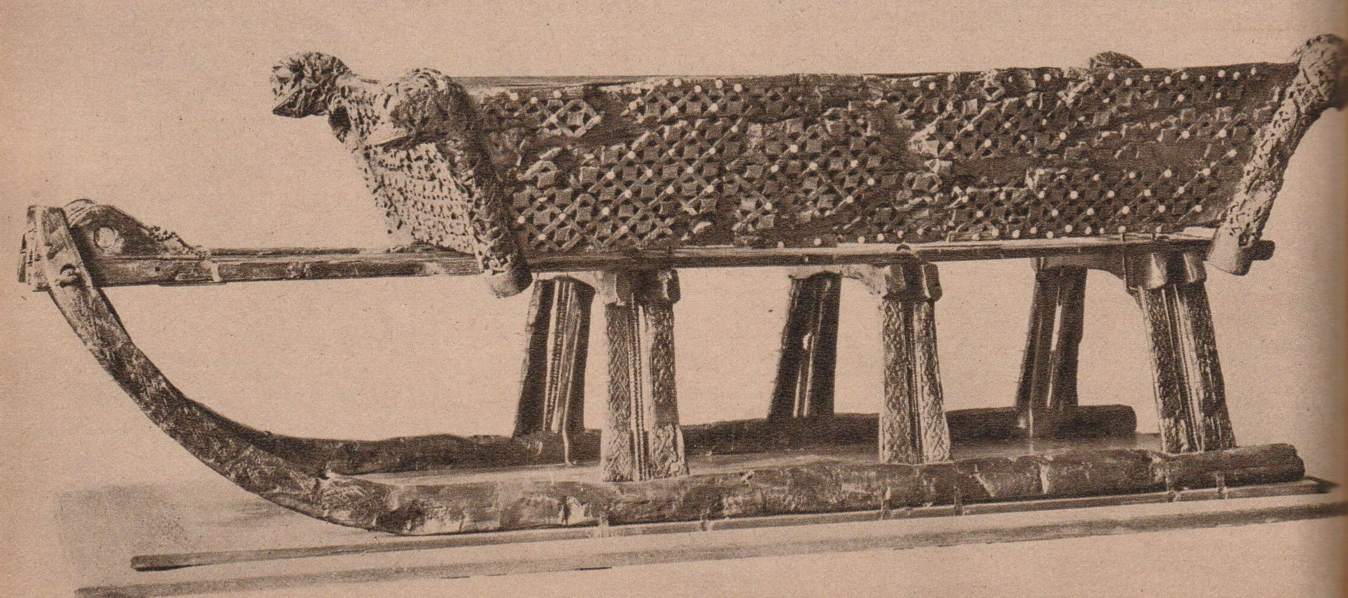


Abb. 570 Tierköpfe in Teilaufnahme

Abb 569 (unten)
Schlitten aus dem Wikingerschiff von Oseberg um 850 (Universitätsmuseum Oslo)



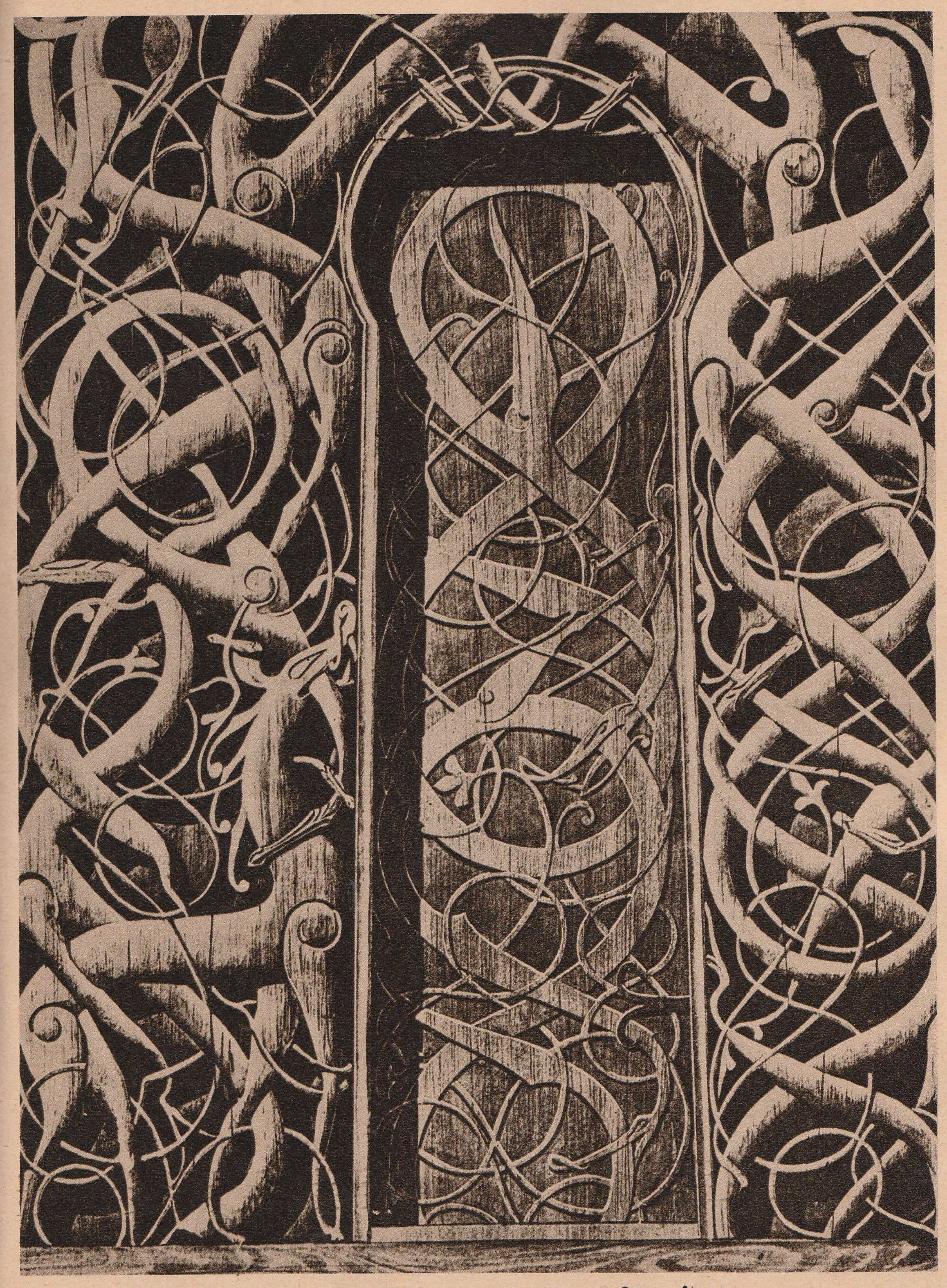


Abb. 571 **Pforte der Stabkirche von Urnäs am Sognefjord**
(Ende des 11. Jahrh.), das germanische Kunstempfinden in vollster Ausprägung zeigend. Linienspiel verschlungener Tierkörper, unendliche Bewegtheit und Gebundenheit vereinend

Der Goldfund von Hiddensee (nach 800)

Abb. 572
Scheibennadel
mit wundervoll rhythmisch schwingendem, stilisiertem Tiergeschlingsel verziert. Die Tierleiber sind so verschnörkelt und stilisiert, daß man sie nur nach eingehendem Studium erkennen kann. Die Köpfe der vier Tiere sind von oben gesehen und treffen an dem Mittelkreuz aufeinander

Abb. 573 **Kette des Goldschmuckes**
von Hiddensee und einzelne Glieder daraus, die aus kreuzförmigen und hakenkreuzförmigen Bandverschlingungen bestehen

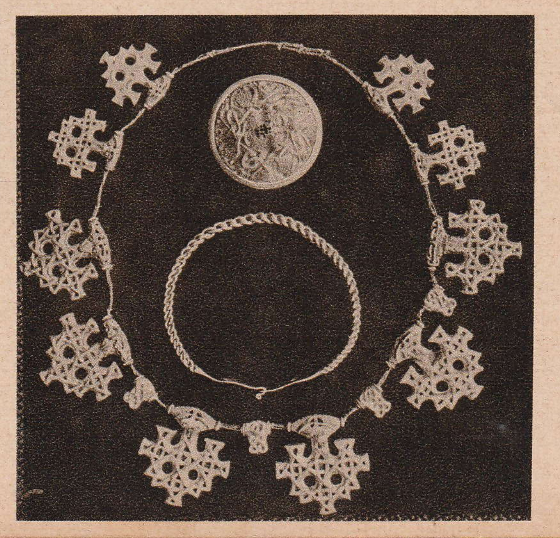
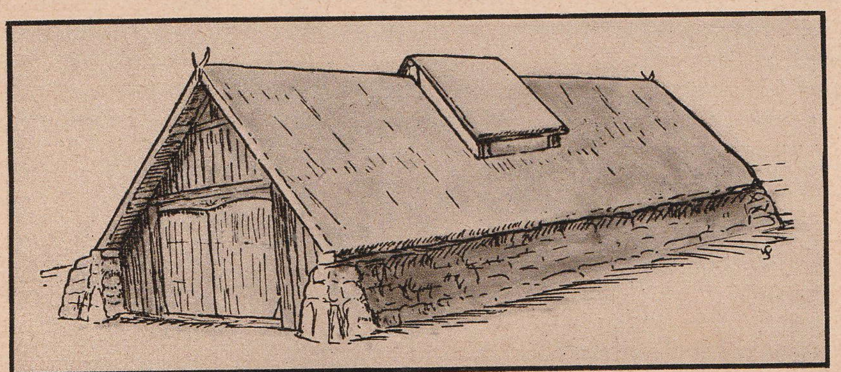


Abb. 574

Abb. 575 **Wikingerfest ums Jahr 1000 in einer sogenannten nordischen Halle**

In der Mitte brennt das offene Feuer, rechts und links vor dem Feuer an den Längswänden die Hochsitze, der eine für den Hausherrn, der andere für den Gast bestimmt. — Unten: Außenansicht einer solchen nordischen Halle; sie gleicht im Eindruck unseren friesischen Bauernhäusern

Abb. 576



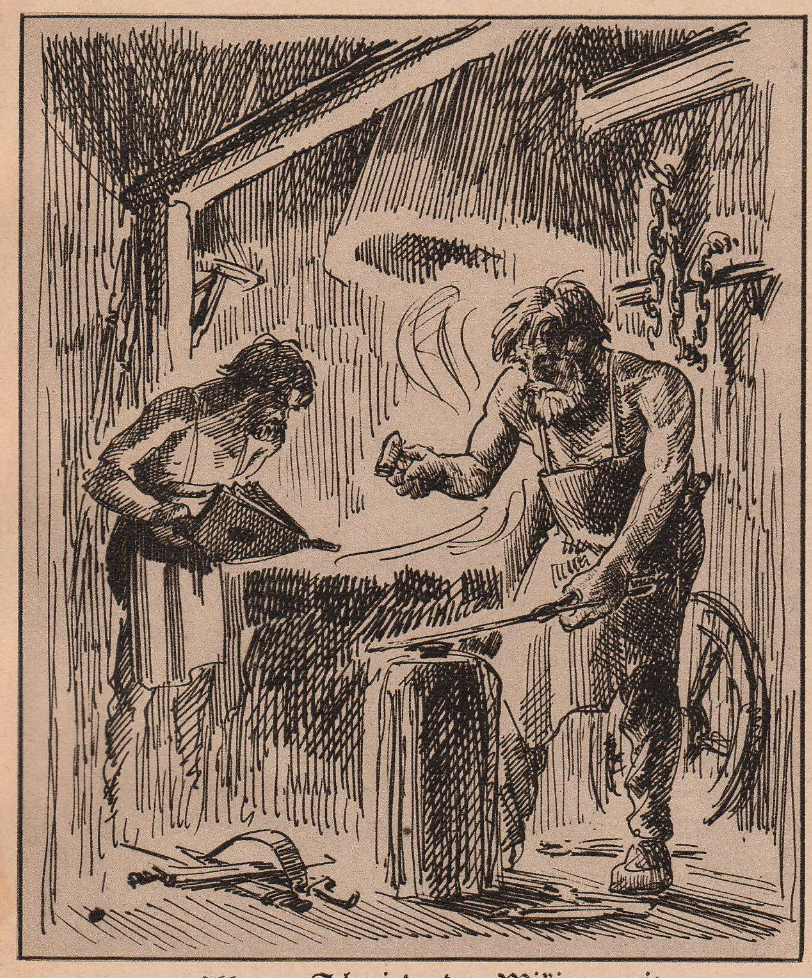


Abb. 577 Schmiede der Wikingerzeit
(vgl. Abb. 578)

die Teppichdarstellung aus der Steinkiste in der Göhlitzsch aus der Steinzeit der nordischen Kulturgruppe die Teppichherstellung schon im 3. Jahrtausend v. Chr. belegt ist (Abb. 53). Die germanische „Tierornamentik" hat sich im 6. Jahrhundert zu erster Blüte entwickelt, und das Tier ist derartig zu verschlungenen und ineinanderschwingenden Ornamenten verarbeitet, daß erst ein eingehendes Studium nötig ist, um die einzelnen Körperteile der Tiere, wie Klauen, Schenkel, Leiber, Köpfe wiedererkennen zu können. Die Schnitzerei des Osebergschiffes zeigt die erreichte Spätstufe, die in dem wundervollen Zierwerk der norwegischen Stabkirchen des 10. und 11. Jahrhunderts ausklingt, und gibt einen besonders klaren Eindruck des germanischen Stilempfindens. Heute erkennen wir mehr und mehr, wie stark die Anregungen sind, die der romanische Stil in seiner Ornamentik von diesem nordischen Tierstil empfangen hat, und nicht nur das, wir sehen, daß auch der Baustil der Kirchen ganz außerordentlich auf den germanischen Holzbau zurückgreift, und die Entwicklung der deutschen Sondergotik ist nur zu begreifen, wenn man sie mit der nordischen Mastenbaukunst in Verbindung bringt, bei der auf sich kreuzenden Schwellenpaaren im Schnittpunkt je vier Eckmasten, dazu noch zu jedem dieser Masten zwei Begleitmasten stehen, so daß ein Zwölfmastenbau entsteht, wie er uns noch in der Holzkirche von Borgund belegt ist.

Die Untersuchungen über die Wiesenkirche von Soest*) haben hier bedeutsame Aufschlüsse über bisher völlig unbeachtete Zusammenhänge gebracht. Der Kulturstrom von der germanischen Vorzeit ist viel weniger gestört und unterbrochen worden, wie wir dies, durch Schulweisheit beeinflußt, zu glauben wagten. Immer mehr ersieht man heute, daß der Bruch in der Kulturentwicklung außer durch die Christianisierung ganz

*) Vgl. Franz Bock, „Die Wiesenkirche zu Soest", Norddeutsche Kunstbücher, Band 20/1929, und Jos. Strzygowski, „Die Voraussetzungen der Gotik in Volkskunst und Vorgeschichte", Mannus, Band 24/1932.

besonders durch zwei Ereignisse in der deutschen Geschichte hervorgerufen ist, nämlich durch die sogenannte Renaissance, die das Geistesgut unserer Vorfahren in Vergessenheit geraten ließ und an Stelle davon das Römisch-Griechische setzte, und das, was damals noch übrigblieb, ist dann in den Kriegswirren des Dreißigjährigen Krieges endgültig verlorengegangen. Wir haben uns viel zu sehr daran gewöhnt, die Geschichte nach Schubfächern zu sortieren und danach zu betrachten. Die eingeführten Begriffe und Systeme bringen zwar eine Übersicht und eine Ordnung, aber stellen auch zugleich Trennwände auf, die das Leben in der Wirklichkeit nicht gekannt hat. Es sagt die Wissenschaft, daß die Vorgeschichte da aufhört, wo die schriftliche Überlieferung anfängt. Aber mit der schriftlichen Überlieferung hören noch längst nicht die prähistorischen, vorgeschichtlichen, urzeitlichen Zustände auf. So trafen deutsche Soldaten im Weltkriege in Rußland Gegenden, in denen noch alle Geräte der Landwirtschaft, wie Pflug, Egge, Hausgeräte, völlig vorgeschichtlich, nur aus Holz waren, wo Eisenmesser oder selbst Eisennägel noch eine Kostbarkeit bedeuteten.

Das Ende der vorgeschichtlichen Geldwirtschaft. – Die Reformation.

So ist es auch bei der Frage des Geldes, und diese Frage interessiert uns bei unserer Schlußbetrachtung deswegen, weil davon ja ein gut Teil der Entstehung der Reformation mit erklärt werden kann, wenngleich diese außerdem auch eine Revolution des nordischen Geistes gegen den des Südens darstellt. —

Die prähistorische Geldauffassung endete in Deutschland erst vor 400 Jahren. Das Geld an sich ist eine Erfindung der Vorzeit, die einen feststehenden Wertmesser verschiedener Art einführte, wie Vieh, Rinder, Pferde, Schafe oder Metall in Ringform und in Barren. Eine Erweiterung des Begriffes Geld, das natürlich die Bronzezeitgermanen genau so gekannt haben, kam 700 v. Chr. in Kleinasien auf, wo der Staat die Metallbarren stempeln ließ, um dadurch Gewicht und Güte zu garantieren. Daraus entstanden die Münzen, da man bei Edelmetall das ganze Metallstück durch einen Stempel deckte, um die Möglichkeit der Formveränderung oder des Abschneidens zu unterbinden. So war das Geld ein Wertaufbewahrungsmittel geworden, eine zur Gegenwart kraß entgegengesetzte Auffassung, wo man mit dem Wort „Kapital" zinsenbringendes, also arbeitendes Geld versteht. Diese Umwandlung der Einstellung des Menschen zum Gelde, also das Verlassen einer vorgeschichtlichen Anschauung, vollzog sich in Deutschland erst vor 400 Jahren und brachte als Begleiterscheinung wegen des plötzlichen Überangebots von Geld als Kapital die schwerste Erschütterung des mittelalterlichen Wirtschaftslebens mit sich, den „Valutasturz", und wurde somit Wegbereiter einer geistigen Revolution, der religiösen Reformation. Wem sind die sorgenvollen Tage der Inflation nicht noch lebendig in Erinnerung. Kostete gestern das Markenbrot noch 150 000 Mark, so kostete es heute 200 000 oder morgen bereits das Dreifache davon. Die Hausfrau weinend, während der Mann seinem Zorn Luft machte und mit der Faust auf den Tisch schlug: „Diese Wucherer und Schieber, sie sind an allem schuld. So etwas, wie wir es jetzt ansehen müssen, hat die Welt noch nicht gesehen!" War es nicht so? Und doch — Valutasturz war eben nicht eine Erfindung etwa erst von heute.

Vor 400 Jahren, im Jahre 1516, begann in Deutschland allenthalben die gleiche

Schimpferei auf Wucherer und Schieber, wie wir dies selbst erlebt haben, ohne daß man dabei merkte, daß die Ursache die Geldentwertung bildete. Die großen Handelsgesellschaften, wie die Fugger in Augsburg, gerieten am schnellsten in das Odium des Wuchers, weil sich die Entwertung natürlich zuerst an den ausländischen Produkten, die ja ihren Goldwert behielten, äußern mußte. Bald paßten sich Händler und Kaufleute der allgemeinen Entwertung an, und schließlich gehörten dem Chor der Sünder und Wucherer Bäcker, Fleischer und Handwerker ebenso an. 1516 kam die Valuta ins Rutschen. Der Scheffel Korn, das Hauptmaß aller Preisbildung, sprang von 2 Groschen auf 9, 10, 11, 12; Eier gingen von 3 auf 17 Pfennig, Wein von 5 Florinen das Fuder auf 30. Alles schrie nach Zwangsmaßnahmen und Notgesetzen, denn durch die genaue Lohnfestsetzung in den Zünften und Verbänden waren alle in drückendster Lage. So wurden den Pfarrern 1541 — wohlgemerkt 1516 war der Sturz — das Gehalt von 30 Gulden von ehedem auf 90 erhöht. Luther seufzt: „Der Wucher sitzt zu Leipzig, Augsburg, Frankfurt und dergleichen Städten und handelt mit Geldsummen, aber wir fühlen sie gleichwohl sehr auf unserem Markt und in der Küchen, daß wir weder Pfennig noch Heller behalten. Wir Pfarrherrn und Prediger und die von Zinsen leben, kein Gewerbe haben, und unsere Pfennige nicht steigern noch mehren können, fühlen wohl, wie nahe uns die Wucherer sitzen, fressen mit uns aus unserer Küchen, trinken aus unserem Keller das meiste, schinden und schaben uns, daß Leib und Leben wehe tut. Bauer, Bürger und Adel können ihr Korn und ihre Arbeit steigern, ihren Pfennig duppeln und trippeln und den Wucher damit desto leichter tragen, aber wir von der Schnur, wie man sagt, müssen herhalten und uns schinden und würgen lassen."

Hat auch die Entdeckung Amerikas und die große Ausbeute der Silbergruben sehr dazu beigetragen, daß der Zahlungsmittelumlauf sich vergrößerte, so war doch einzig und allein die Hauptschuld das Aufhören der vorgeschichtlichen Geldauffassung, denn das Geld war bis dahin eben nur Wertaufbewahrungsmittel gewesen. Man legte es in der Truhe auf die hohe Kante. Jetzt hatte es sich in ein Umsatzmittel verwandelt, man legte es produktiv an. Aus Italien war die Kapitalwirtschaft nach Deutschland gedrungen und hatte jetzt begonnen, sich auszuwirken. Dadurch fing das Geld schneller an zu zirkulieren. Der Gewinn reizte immer mehr zu produktiver Anlage und dadurch kamen riesige Mengen aus Truhen und Sparstrümpfen auf den Markt. Zu gleicher Zeit entstand aber auch das Kreditwesen, das seinerseits das Geld wieder flüssiger machte und dieses auch ersparte, was wiederum den Preis des Geldes senkte. Die Geldentwertung rief damals wie heute auf der einen Seite viel Luxus — Inflationsgewinnler —, auf der anderen Elend hervor. Das religiös eingestellte Mittelalter suchte der Frage von dieser Seite her beizukommen, und man fand in Luther den Verkünder, der von diesen Neuerungen nichts wissen wollte. Luther war ja bekanntlich auch gegen das Zinsnehmen, und durch seine Reformation schaffte er eine sittlich-moralische Anschauung, die allen Eigennutz, alles Trachten nach Geld und Gelderwerb als dem Gemeinwohl schädlich verwarf, genau besehen: Auswirkungen der Vorzeit noch vor 400 Jahren in Deutschland. Wenn wir das bedenken, erfassen wir erst, von welch ausschlaggebender, richtungweisender Bedeutung die germanische Vorzeit für die Gestaltung unserer geistigen und kulturellen Eigenart ist, und wir fangen an, uns wieder auf das in uns schlummernde Erbgut zu besinnen.

Die germanischen Sinnbilder

„Keines Mannes Zwang will ich mich ergeben, solange ich aufrecht stehe und der Waffen walten kann. Es kommt mir auch schwächlich vor, sich wie ein Lamm aus der Hürde oder wie ein Fuchs aus der Falle holen zu lassen. Viel besser scheint mir — wenn ich doch einmal sterben soll —, vorher eine Tat zu vollbringen, die noch lange nachlebt." Das waren die Worte Kjartans, des Sohnes Olafs Paìs, als man ihn unter Androhung von Todesstrafe zwingen wollte, das Christentum anzunehmen, die Religion, die ihm „zu schwächlich" vorkam. Dies war die allgemein verbreitete Einstellung unter den Germanen, mit der die Kirche rechnen mußte. Sie kam den urwüchsigen Gefühlen dieses stolzen Menschenschlages entgegen. Christus wurde der Heerführer und König, der Sieger über die Welt. So tritt er uns in der Dichtung „Heliand" entgegen. Aber trotzdem läßt die Kirche nicht allzusehr den Germanen gegenüber Christus in den Vordergrund treten, wenigstens nicht im Kult. Maria, die Mutter mit dem Kind, das verstanden die gemütvollen, jeder Passivität feindlichen Germanen. So finden wir auf den Altären der Kirchen nicht Christus, sondern die sitzende Maria mit dem Kind auf dem Schoß. Erst im 11. Jahrhundert tritt Christus an deren Stelle hinter dem Altar, aber nicht als Leidender, sondern als Sieger steht er mit ausgebreiteten Armen vor dem Kreuz; anders hätte es das Selbstgefühl der Krieger nicht geduldet. Erst nach 1200 war der Deutsche empfänglich, Christus als Dulder zu verstehen, der am Kreuze hing, wie dies im Naumburger Dom ergreifend gestaltet ist.

Dir Kirche machte den heidnischen Germanen den Übertritt leicht, indem sie auf alten Kultplätzen christliche Kirchen baute oder heidnische heilige Steine in christlichem Sinne umdeutete. Mußte doch noch 1231 durch kaiserlichen Erlaß für den Bischof von Fulda den Teilnehmern an heidnischen Kulthandlungen auf dem heiligen Berg der Numburg in Thüringen, wo keine Kirche errichtet war, Todesstrafe angedroht werden.

Auch das Sinnbild des Christentums, das Kreuz, war den Germanen schon seit der Steinzeit her geläufig, das Radkreuz und das Kreuz waren bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. Symbole der Göttlichkeit. Durch dieses Sinnbild war den Germanen äußerlich das Christentum keineswegs fremd. So schlechthin meint man, das Kreuz sei das Marterinstrument, an dem Christus hingerichtet wurde, aber „stauros", das Wort für Kreuz im Neuen Testament, der sozusagen den Galgen der Alten darstellte, sah T-förmig aus, eine Tatsache, die bis ins späte Mittelalter hinein noch nicht vergessen war. Daß man dem Kreuz Christi die Form des „lateinischen" Kreuzes gab, hatte den Grund, daß man es symbolisch dem altbekannten heidnischen Sinnbild des Kreuzes angleichen wollte. Auch die Kreuzglorie, eine Kreislinie mit zwei über Kreuz stehenden Querbalken, die man hinter dem Kopf Christi einfügte, hatte den gleichen Sinn. Es ist dasselbe Symbol, auf das das lateinische Kreuz zurückgeht: das altgermanische Sonnenrad. Das spielte schon im 3. Jahrtausend v. Chr. im Kult der Vorgermanen eine große Rolle, und man trug es bei Umzügen auf Stangen oder baute es auf Gestellen auf (Abb. 429). Bis hin zum Orient hatte das Sonnenrad die gleiche Bedeutung. So ist es auch das Abzeichen der Könige, „der Söhne der Götter", die es am Hals trugen, sie legten sich auch selbst den Titel „die Sonne" zu, so wie es der große Hettiterkönig Schunaschura und nach ihm Schubiluljuma tat. Die Herkunft dieses Sonnenzeichens verrät uns ein Wort,

Abb. 578–594

Schmiedewerkzeuge

Zangen, Hämmer, Meißel und Amboß, Grabfund der Wikingerzeit aus Norwegen (Museum Oslo)

Abb. 595 **Schmiede der Wikingerzeit**

auf einem Torpfeiler der Kirche von Hyllestad (13. Jahrhundert). Bilder aus der Nibelungensage sind hier dargestellt, unten: Sigfrid und Mime in der Schmiede an der Esse und dem Blasebalg; darüber: beide am Amboß



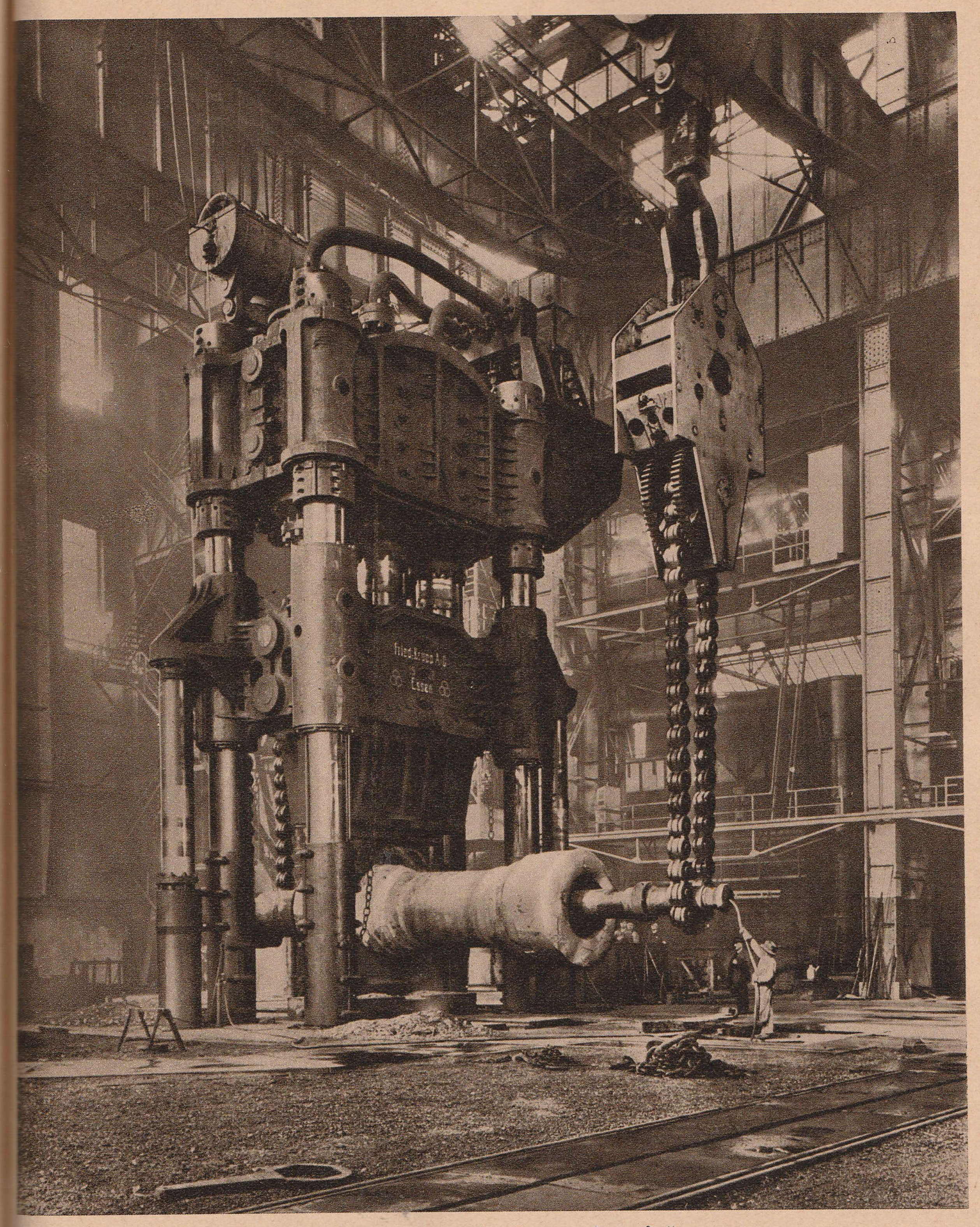


Abb. 596 **Noch nicht ein Jahrtausend später:**
Die Technik ist ins Gigantische gewachsen. Schmiedepresse aus Deutschlands größter Schmiede: Krupp

mit dem die einheimische Bevölkerung Mesopotamiens die Eindringlinge aus Nordwesten, die von Europa nach Kleinasien herübergekommen waren, bezeichnete: Babbar. Aus diesem Worte wurde später „Barbar", ein Wort, das die Griechen übernahmen und damit die Barbaren, die Nordleute und nicht griechisch gebildete Leute bezeichneten. „Babbar" heißt aber soviel wie Verehrer des Sonnengottes. — Beinahe Ironie der Geschichte ist es, daß der Name Barbaren auch auf einen nordafrikanischen Stamm übertragen wurde: die Berber — eine Folge der Besetzung Nordafrikas durch die Wandalen = Barbaren, Nordleute.

Aus dem Sonnenrad entwickelte sich das gleicharmige Kreuz dadurch, daß man die vier Speichen vom Radkreuz losgelöst zeichnete, und da das bloße Kreuz ohne den Radkranz die gleiche Bedeutung hatte, so vertreten beide Sinnbilder einander, so tritt an Stelle des vierspeichigen Rades oft auch nur ein bloßes Kreuz, beinahe unserem Eisernen Kreuze ähnlich sehend. Hatte man das Sonnenrad auf einer Stange getragen und ließ den Radkranz weg, so blieb zunächst ein gleicharmiges Kreuz auf einer Stange übrig. Es war nur ein kleiner Schritt, wenn man den nach unten führenden Balken des gleicharmigen Kreuzes einfach in die Tragstange übergehen ließ; so wurde das lateinische Kreuz, ein Vorgang, der sich schon im 3. Jahrtausend v. Chr. vollzogen hatte. Auch Doppeläxte trug man auf langen Stangen, was in dieser Form wiederum wie ein lateinisches Kreuz wirkte.

Die Doppelaxt war in der Steinzeit Nordeuropas das Symbol des Himmelgottes, später im Norden ja das des Gottes Thor. Äxte von bedeutender Größe aus goldgelbem Bernstein sind aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. im nordischen Kulturbereich keine Seltenheit, oder zu Beginn der Bronzezeit aus rotleuchtendem Kupfer oder goldgelber Bronze, wie beispielsweise auf dem alten Kultberg, bezeichnenderweise jetzt „Petersberg" bei Halle, solche gefunden wurde. So fand man auch in Mesopotamien eine Doppelaxt in den tiefsten Schichten von Telloh aus gebranntem Ton, oder das klassische Beispiel Kretas: Hier gab es sogar den Palast der Doppeläxte (wie das Wort „Labyrinth" wörtlich übersetzt heißt). An seinen Säulen waren Doppeläxte als Kultsymbol eingezeichnet oder aufgestellt, und im Tempel trug sie der Himmelsstier zwischen den Hörnern, und dort wurde sogar das Hakenkreuz aus vier Doppeläxten gebildet. Was lag da näher, als daß das Christentum diese uralten Göttersymbole aufnahm als jedem geläufige ehrwürdige Zeichen. Jetzt wurden sie Kreuzglorie usw. Durch diese Vorbilder gewann sich das Christentum im Norden die ersten Sympathien. Als die Germanen vom 2. Jahrhundert n. Chr. an das römische Reich überfluteten, hatten sie besonders ein Sinnbild und Heilszeichen, das sie immer und immer wieder verwendeten, und das wir auf ihren Urnen, Waffen und Geräten hundertfach finden: das Hakenkreuz. (Abb. 597/619.) Das Hakenkreuz war das Sinnbild des obersten Gottes Thor oder Wodan (Odin) und wurde dementsprechend auch entweder in Stierköpfen, Vögel- oder Pferdeköpfen endigend gezeichnet. Wie stark sich das Christentum mit dem Germanentum auseinandersetzen mußte, gewissermaßen ein Gradmesser für den geistigen Kampf, bietet die Tatsache, daß das Hakenkreuz ebenso ältestes christliches Symbol ist wie das Kreuz. Ja, in den Katakomben Roms finden wir das Hakenkreuz als älteres Sinnbild als das Kreuz, das sich erst in jüngerer Zeit findet. Bis in das späte Mittelalter können wir verfolgen, daß sich das Hakenkreuz als gleichwertiges christliches Zeichen im germanischen



Abb. 597

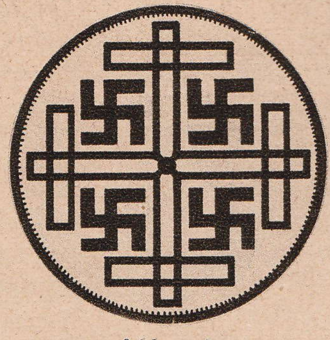


Abb. 598

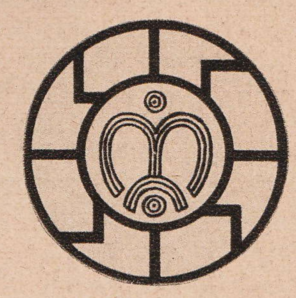


Abb. 599

Sonnenrad, Hakenkreuz und Kreuz
in sinnbildlicher Verschmelzung, von dem germanischen Friedhof Obermöllern (Thür.). Das mittlere Stück aus dem Grabe einer germanischen Priesterin zeigt auf einer kreisrunden Radscheibe ein gleicharmiges Kreuz, das durch die Querbalken an den Enden in vier lateinische Kreuze aufgelöst ist, ein sogenanntes Pfostenkreuz. Zwischen den Winkeln des gleicharmigen Kreuzes befinden sich vier rechtsgerichtete Hakenkreuze. Bei den Stücken außen ist in das vierspeichige Sonnenrad das Hakenkreuz gesetzt (6. Jahrh.)

Norden neben dem Kreuz gehalten hat. Es wurde erst nach und nach in den Hintergrund gedrängt.*) Trotzdem finden wir sehr viel mehr Hakenkreuze als meistens bekannt ist, denn es gibt fast keinen Domschatz, der auf seinen Stücken nicht Hakenkreuze zeigte. Ja, sogar noch nach 1300 finden wir das Hakenkreuz auf der Brust Christi mit Vogelköpfen gebildet, wie dies das Hakenkreuz als Sinnbild Wodans bei den Germanen charakterisierte, so auf dem Hungertuch in Heiligengrabe in der Mark Brandenburg (Abb. 603). Wenn man andererseits das Hakenkreuz in christlichen Evangeliaren zum vierfachen Namenszug Christi (X P) umgestaltete, wie dies unsere Abb. 604 aus dem Evangelienbuch von Toulouse aus dem 8. Jahrhundert zeigt, so macht eine solche Beobachtung klar, wie stark die Kirche es für eine Notwendigkeit erachtete, die heidnischen Symbole mit christlichen Werten zu erfüllen, und wenn wir bei dem „Book of Kells" aus Irland das Hakenkreuz aus vier Tierpfosten gebildet sehen, die vollkommen den im Osebergschiff gefundenen Tierpfosten entsprechen, so ist das eine weitere Bestätigung des oben Gesagten. (Abb. 566/67).

Als die Kirche das Hakenkreuz in Vergessenheit geraten ließ, war es deshalb noch längst nicht aus dem Volksbewußtsein entschwunden, wie als Beispiel die Bettlerkeule aus dem Jahre 1771 (Abb. 608) zeigt. Hier lebte die alte germanische Vorstellung weiter. Thor war der Gott der Gastfreiheit und sein Sinnbild war der Thorshammer. Bis in die Neuzeit hielt sich in Schweden der Brauch, daß Bettler mit dem Holzhammer von Haus zu Haus zogen. Dieser Hammer stellte eine Art Freibrief dar, der dem Armen Herberge und Bewirtung erschloß. Bis heutigentags führt noch in Island übrigens das Hakenkreuz die Bezeichnung Thorshammer.

*) Vgl. Jörg Lechler, Vom Hakenkreuz, die Geschichte eines Symbols (600 Abbildungen), 2. Aufl., Leipzig 1934, Curt Rabitzsch. Derselbe: Kreuz, Hakenkreuz, Irminsul in Mannus 1935

Als zur Zeit der Befreiungskriege die erste Sehnsucht nach der deutschen Vorzeit erwacht war und die ersten Ausgrabungen in Deutschland erfolgten, fand man auf zahlreichen germanischen Urnen das Hakenkreuz, und so wurde das alte germanische Zeichen wieder lebendig. Als um die Jahrhundertwende der deutsche Wandervogel entstand, griff er das alte Hakenkreuzzeichen wieder auf und machte es zum sinnvollen Wahrzeichen. Es mahnte seine Anhänger, ein mit der Natur und den völkischen Kräften verbundenes Leben zu führen, genau so, wie der Wandervogelgruß der Vorkriegszeit der alte gotische Heil-Ruf war, an dem sich die Wandervögel untereinander erkannten. Als der Krieg kam, eilte die Wandervogeljugend zu den Fahnen. Ja, einige von ihnen führten während des Krieges Wimpel mit Hakenkreuzen mit sich, wie dies unsere Abb. 610 zeigt. Dann kam das Kriegsende, und eine große Anzahl von Wandervogelsoldaten trat in die Freikorps ein oder kämpfte in den Selbstschutzverbänden weiter. So wurde das Hakenkreuz zum Abzeichen des Freikorps Roßbach und wurde ganz allgemein auch von anderen Freikorpskämpfern geführt.

Wenn der Führer Adolf Hitler das Hakenkreuz zum Kampfzeichen der nationalsozialistischen Bewegung erhob, so war er sich der bedeutungsvollen Vergangenheit dieses Sinnbildes bewußt und fügte dem alten Sinn, so wie es vor 3000 Jahren den Germanen Heilszeichen und Sonnensinnbild, Ausdruck des Werdens und Vergehens, des Lebens und der Wiedergeburt, der Unendlichkeit und der Fruchtbarkeit, des aufsteigenden Lichtes war, einen vertieften neuen, wegweisenden Sinn hinzu. Damit wurde das Hakenkreuz nach 14jährigem Kampf das Sinnbild des neuen und geeinten Deutschland.



Germanischer Spangenhelm der Merowingerzeit



Abb. 600 **Relief von der Tür der Kirche zu Oberröblingen (nach 1100)**

Ganz rechts die Hand Gottes, in der Mitte Christus als Widder (nicht als Lamm), also dem germanischen Gotte Thor gleichgesetzt. Er trägt das gleicharmige Kreuz auf einem Stabe. Daneben das Hakenkreuz in gerundeter Form, in dessen Zwickeln vier Punkte angebracht sind, genau wie auf der unten (Abb. 602) gezeigten sächsisch-germanischen Graburne. Ganz links das sogenannte Albenkreuz, das dem Drudenfuß entspricht. Das Albenkreuz führt den Namen Kreuz nur im Sinne von Heilszeichen. Es hat in der Form Ähnlichkeit mit der Feuerrose oder Mispel

Abb. 601

Symbolische Verbindung von fünf Hakenkreuzen,

ähnlich wie aus dem Grabe der germanischen Priesterin von Obermöllern (Abb. 598), auf dem Meßgewand (Casel) des Bischofs Bocholt († 1341). Das mittlere große Hakenkreuz ist so gezeichnet, daß es einem gleicharmigen Kreuz entspricht. Die vier in den Winkeln stehenden Hakenkreuze sind mit ihm verbunden, wodurch das gleicharmige Kreuz ebenfalls zu einem Hakenkreuz wird



Abb. 602

Sächsische Buckelurne mit Hakenkreuz

(um 400 n. Chr., Mus. Hannover)

Abb. 603 **Christus mit dem Hakenkreuz**

Der auferstehende Heiland trägt auf der Brust ein großes Hakenkreuz, dessen Haken in Tierköpfe enden, genau wie die Hakenkreuze der germanischen Tierornamentik des 6. bis 9. Jahrhunderts, bei denen durch die Tierköpfe das Hakenkreuz als Odin- oder Thor-Symbol gekennzeichnet wurde (Abb. 614/18, S. 210)

Abb. 604 **Das Hakenkreuz als Christusmonogramm**

Das Evangelienbuch von Toulouse aus dem 8. Jahrh. enthält ein sinnvoll zum vierfachen Monogramm Christi umgestaltetes Hakenkreuz. Die Haken enden jedesmal in ein P, das griechische R. Die schräg gestellten Kreuzbalken sind als griechisches X zu lesen, so daß dieses Hakenkreuz viermal den Namenszug XP ergibt

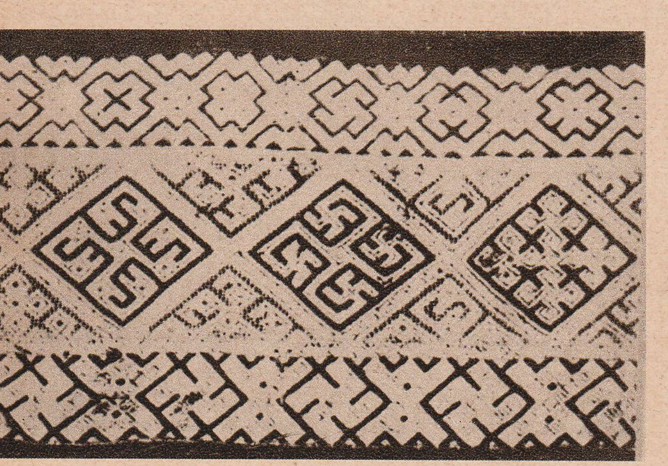


Abb. 605

Aus dem Halberstädter Domschatz

Kante der Altardecke (13. Jahrh. n. Chr.). Hakenkreuz aus Vogelköpfen, wie beim auferstehenden Christus oben (vor 1400), oder das Hakenkreuz mit vier Hakenkreuzen verflochten, wie beim Bischof Bocholt, ein Zeichen, wie lebendig die Symbolvorstellungen germanischen Ursprungs noch bis ins 13. Jahrhundert waren

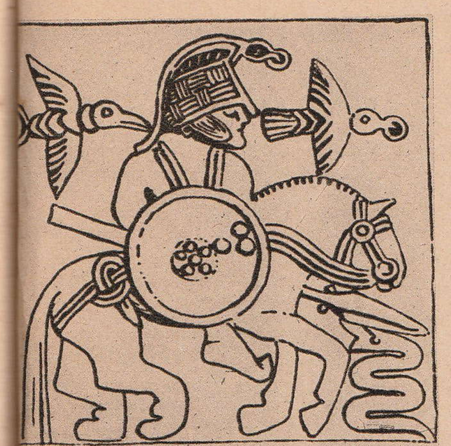


Abb. 606

Abb. 606—607

Germanischer Gott, christlicher Heiliger

Der Heilige Oswald aus einer Handschrift um 1500 und Wodan-Darstellung aus dem Funde von Wendel (8. Jahrh.). Wodan von den beiden Raben begleitet, deren einer den Ring im Schnabel trägt, wie das noch genau so beim Heiligen Oswald in der mittelalterlichen Handschrift (rechts) dargestellt ist



Abb. 607

Nachleben altgermanischer Vorstellung

Bettlerhammer aus Schweden (das abgebildete Stück stammt aus dem Jahre 1771). Thor war der Gott der Gastfreiheit und sein Wahrzeichen der Hammer. Bis in die Neuzeit hielt sich in Schweden der Brauch, daß Bettler mit einem Holzhammer von Haus zu Haus zogen. Er stellte eine Art Freibrief dar, womit sich der von Tür zu Tür ziehende Arme Haus, Herberge und Bewirtung erschloß. In ganz besonderem Maße gehörte Thor als Sinnbild das Hakenkreuz an, so daß hier an dem Bettlerhammer durch das eingeschnitzte Hakenkreuz die alte Thor-Überlieferung besonders lebendig bezeugt ist. Die eingeschnittenen Buchstaben geben die Höfe an, für die der Hammer gewissermaßen den Freibrief darstellte



Abb. 608



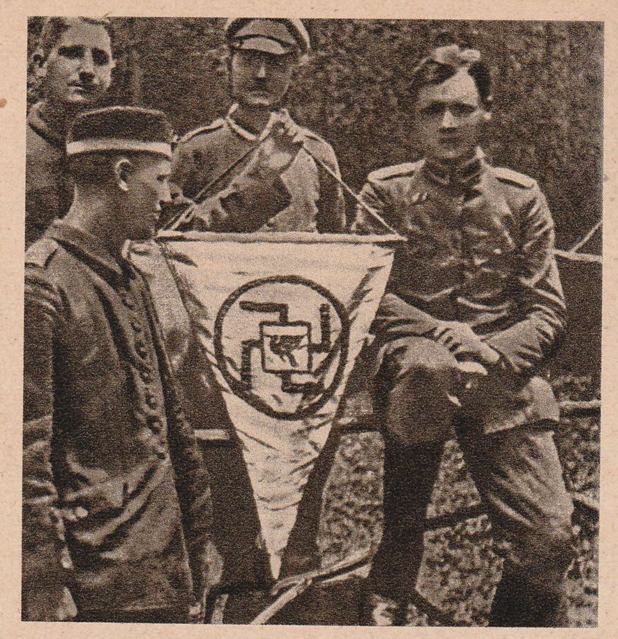
Abb. 609

Thorshammer der Wikingerzeit (Silber)

Die silberne geflochtene Schnur endet in zwei Schlangenköpfe (nur einer erhalten). Thors Hammer Mjölnir, der nach dem Wurf wieder in die Hand des Gottes zurückkehrt, vernichtet die bösen Unholde. Mit dem Thorshammer wurde aber auch die Braut geweiht (vgl. die bronzezeitliche Darstellung, Abb. 330). Thrymskvida:

„Bringt den Hammer
Die Braut zu weihen!
Legt Mjölnir
Der Maid in den Schoß!
Mit der Hand der War
Weiht uns zusammen!“





Aufnahme aus dem Weltkrieg (1916). Wandervogelsoldaten mit Hakenkreuzflagge bei einem Treffen in einem Waldlager vor Verdun. Im Mittelpunkt des Hakenkreuzes der fliegende Greif, das Abzeichen der Wandervögel. Ganz links der gefallene bekannte Wandervogelführer Otger Gräff

Abb. 610

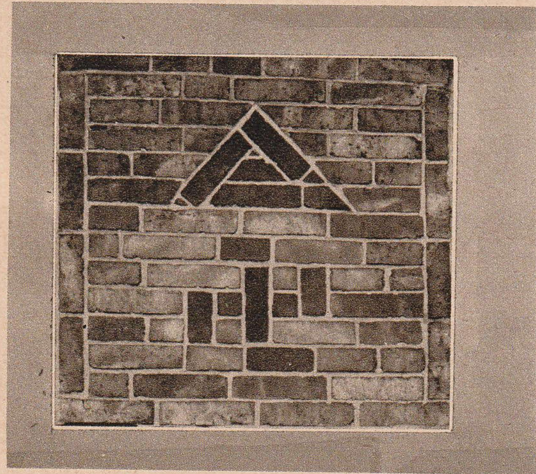


Abb. 611

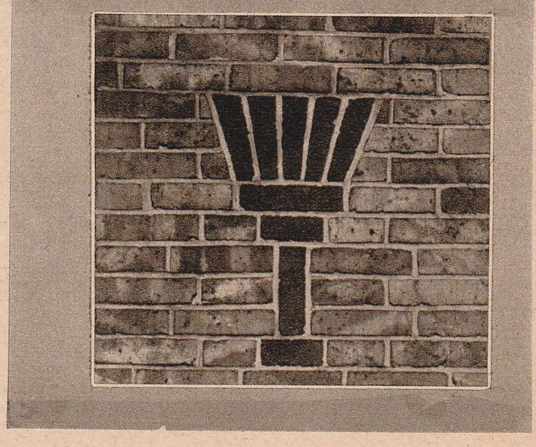


Abb. 612

Abb. 611-612 Zeugen alten Volksglaubens

Backsteinmauerwerk von niedersächsischen Bauernhäusern in Buchholz bei Hannover. Dreieck, Hakenkreuz, Hexenbesen (Irminsul)

Abb. 613-619 Germanische Schmuckstücke mit Hakenkreuzen

5. und 6. Jahrh., teils in Tierköpfen endend



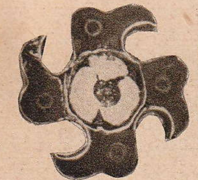


Abb. 614



Abb. 615

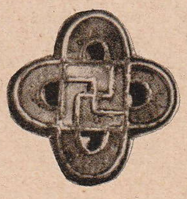


Abb. 616





Abb. 618



Abb. 619



Abb. 620 Mittelalterliche Schwerter und Helm des Deutschen Ordens (Mus. Stettin)

Die Rückgewinnung des ostdeutschen Raumes bringt altes Germanenland wieder zum Deutschtum, das vorübergehend nach 700 von Slawen besiedelt wurde und dessen Rückgewinnung ab 1100 voranschreitet. Das neu gewonnene Gebiet erlebt einen so großen kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwung, daß die deutsche Hanse hier ihr Kerngebiet findet. Ein Gradmesser, wie stark die von hier ausgehende Wirtschaftsgeltung war, ist die Tatsache, daß die englische Bezeichnung für das Pfund Sterling ursprünglich Easterling, die Münze der Ostleute, der Hanseaten, war, und daß noch heute nach Pfund Sterling in England gerechnet wird



Abb. 621

Die Marienburg

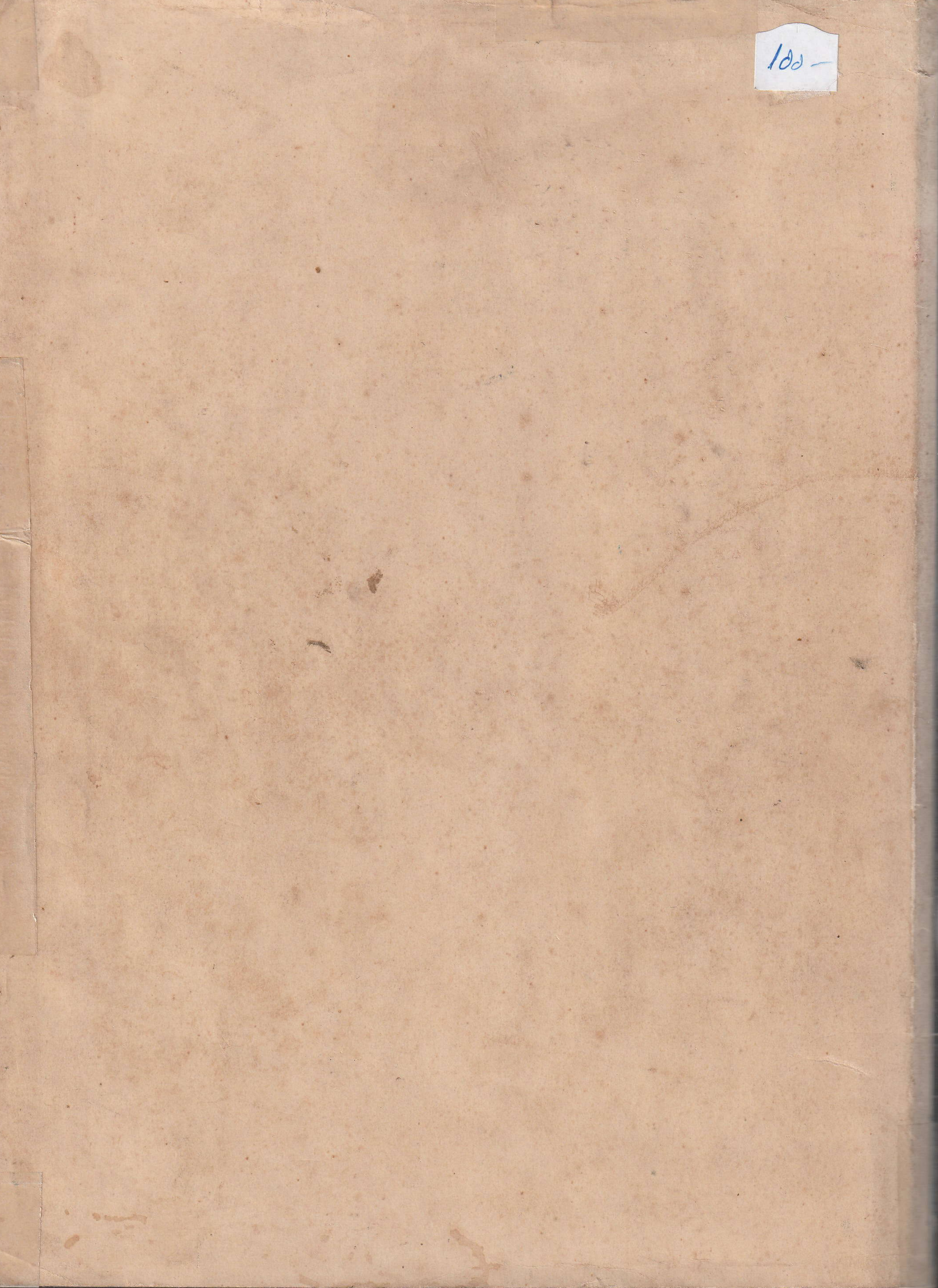
Das Schloß des Deutschen Ritterordens, auf dem seit 1309 die Hochmeister des Ordens saßen. Durch den Orden wurde das Preußenland dem Deutschtum gewonnen. Ansicht der Nogatseite

Abbildungsnachweis

Nachfolgend ist nur für die Bilder die Herkunft angegeben, bei denen die Quelle nicht aus der Unterschrift ersichtlich ist.

Abb. 4—5, Flensburger Jll.-Nachrichten, Okt. 33. — 10, phot. Lechler. — 11, phot. Mus., Halle. — 12—14, Kossinna, Ursprung u. Verbreitung der Germanen 2. Aufl., Leipzig, 1934. — 15, Lechler, Enis Errettung, in Mitt. des Museumsvereins Heiligengrabe, Prignitz, 9. Jahrg., Heft 1. — 16—17, phot. Mus., Halle. — 21—22, phot. Mus., Berlin. — 25 wie 16, 27—29, Sophus Müller, Oldtidens Kunst. — 30—31 wie 16, 32, phot. Mus., Hannover. — 33 wie 27, 36—38, Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, 7. Aufl., Leipzig 1936. — 39—49, Modellwerkstatt des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Berlin, Matthäikirchplatz 8. (41—48 ausgefallen.) — 51 wie 39, 53, Mus., Halle. — 66—68, Lechler, Neues über Pferd und Wagen, Mannus, Ztschr. f. Vorgeschichte, Bd. 25. — 73—78, Mannus, Bd. 27, 1935. — (79—82 ausgefallen.) — 83—86 wie 39, 91, Lateran Mus., Rom. — 92—93, Jacob-Friesen, Urgeschichte Niedersachsens, Hildesheim, 1933. — 94—101 wie 39, 134—141 wie Seite 48, 146, Mus., Breslau. — 156—157, Almgren, Nordische Felszeichnungen. — 159, nach Forrer. — 160 wie 156. — 173—176 wie 39. — 183, Mus., Berlin. — 188 wie 39. — 280—81 wie 66. — 282 wie 159. — 283—85 nach Jacob-Friesen, 1928. — 289, Edgar v. Hartmann, Auf tausendjähriger Karawanenstraße durch die Mongolei, Berlin, 1933. — 290 nach Forrer. — 291, Museum Heiligengrabe. — 294, 297—304, 306—308, Almgren a. a. O. — 309—313, nach Photographie. — 314 wie 159. — 315—326 wie 156. — 327—335, nach Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, und nach Almgren a. a. O. und Wolfgang Schultz, Altgermanische Kultur, München, 1934. — 340—41, nach Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa (Mannus-Bücherei 10). — 345—350, P. Dahlgren Primitiva Skepp, Stockholm, 1933. — 351—52 wie 156. — 353—56 wie 154. — 357, Mus., Stockholm. — 357a, Mus., Hannover. — 358—61 wie 36. — 367, nach Sophus Müller, Nordische Altertumskunde. — 368—72, R. Forrer, Char de culte d'Ohnenheim, Straßburg, 1931. — 376—78, nach Bildern aus illustrierten Zeitschriften. — 381, Photo, nach ergänztem Papiermachéabdruck. — 387—88, phot. Löhrich, Leipzig. — 389—90, phot. Lechler. — 391, phot. Lehmann, Erfurt. — 392, phot. Mus., Heiligengrabe. — 393, nach Wolfgang Schultz, Altgermanische Kultur. — 394, phot. Mus., Stockholm. — 395, phot. Mus., Kopenhagen. — 396—401, nach Lechler, Vom Götterberg. — 405, phot. Mus., Stettin. — 410, phot. Mus., Berlin. — 411, phot. Mus., Heiligen-

grabe. — 412, phot. Lechler. — 413—14, phot. Mus., Halle. — 415, phot. Stoedtner, Berlin C, Kaiser-Wilhelm-Straße 55. — 416, phot. Stoedtner. — 418—22, phot. Stoedtner. — 424, Mus., Görlitz. — 425, phot. Mus., Stockholm. — 427—28, phot. Löhrich. — 432—34, nach Lechler, Vom Hakenkreuz, 2. Aufl., Leipzig, 1934. — 435, phot. Mus., Dublin. — 436—38—41, nach W. Pastor. — 448, phot. Mus., Breslau. — 457, nach Radig. — 474, phot. Stoedtner. — 479a, nach Gautier, Geiserich, König der Wandalen, Frankfurt, 1934. — 483, nach Prietze, Germanische Flurnamen. — 485—87, nach Mestorf. — 486, Mus., Halle. — 491—497, Mus., Budapest. — 501—7, Mus., Berlin. — 508—10, Mus., Breslau. — 511—12, Mus., Heiligengrabe. — 513—14, Mus., Breslau. — 515—16, Mus., Berlin. — 517, phot. Stoedtner. — 518, nach Thüringer Fähnlein 1934, Heft 2. — 519, Mus. Stettin. — 520 wie 518. — 521, Mus., Halle. — 523, nach Jacob-Friesen a. a. O. — 524, Märkisches Mus., Berlin. — 525—30, Mus., Stuttgart. — 531—32, Mus., Berlin. — 548, nach Vogel. — 550, phot. Mus., Kopenhagen. — 551, Mus., Halle. — 556—57, Mus., Oslo. — 559, heutige norwegische Boote, Bildmontage. — 560, Hapag. — 561—62, nach Vogel. — 563, Pressephoto. — 565—66, Mus., Oslo. — 567, Dictionnaire d'Archéologie Chrétienne. — 572—74, Staatl. Bildstelle (Deutscher Kunstverlag). — 576, nach Wolfgang Schultz a. a. O. — 597—601, nach Lechler, Vom Hakenkreuz. — 602, Mus., Hannover. — 603—4, nach Lechler, Vom Hakenkreuz. — 605, nach Lechler, Mannus, Zeitschr. f. Deutsche Vorgeschichte Bd. 27, 3/4. — 606—7, nach Jung. Mannus, Bd. 20. — 608, Lechler, Vom Hakenkreuz. — 609, nach Wolfgang Schultz a. a. O. — 610, phot. Lechler. — 611—12, Hannov. Anzeiger, Bildbeilage. — 613—19, Mus., Berlin. — 620, phot. Mus., Stettin. — 621, Deutscher Kunstverlag, Berlin.


100-